


DOMI-
NUS
ILLU-
MINA
TIO
MEA
Taylor Institution.
1865

Fanny Lewald † in August 1889
at Dresden

Die Reisegefährten.

Roman

von

Fanny Lewald.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Berlin, 1858.
Verlag von J. Guttentag.

Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

F. L.



Die Reisegefährten.

Erstes Kapitel.

Die Sonne war schon im Sinken, als in Vevay an einem heißen Sommerabende zwei Frauen einsam auf der Terrasse eines Hauses saßen, von der man den See und die mächtige Alpenkette des jenseitigen Ufers übersehen konnte.

Die Eine, schlank, hochaufgeschossen und von leichtbeweglichem Gliederbau mochte fünfundzwanzig, die Andere, eben so groß, aber voller, dreißig Jahre zählen, obschon man sie für gleichen Alters halten konnte. Die Jüngere hatte offenbar lebhaft gesprochen. Ihre gerötheten Wangen, der Ausdruck ihrer Mienen verriethen eine leidenschaftliche Erregung, während die ältere Dame ruhig neben ihr saß, und theilnehmend über das Gehörte nachzudenken schien.

Einen Augenblick schwiegen Beide, dann richtete die Jüngere sich aus ihrer kurzen Versunkenheit empor,

und sagte seufzend: Und so ist denn mein ganzes Leben eine Kette von Irrthum und Schmerz gewesen, ein endloses Hoffen und Verzagen.

Sie haben aber doch glückliche Tage gekannt! wendete die Andre ein.

Glückliche Tage! Was will das sagen gegen Monate, gegen Jahre des schwersten Kummers! meinte die Erstere. Schon mein Leben im Vaterhause, die Art meiner Erziehung, waren ein Mißgeschick. Verwöhnt und doch gepeinigt durch den Unfrieden meiner Eltern, verrathen von der Liebe meiner Jugend, unglücklich in der Wahl meines Gatten, hoffte ich nur noch auf eine traurige Ruhe, als er nach kurzer Ehe plötzlich starb. Da traf mich der Verlust meines Vermögens.

Sie hielt inne und fuhr dann wieder fort, wie Jemand, dem es mehr darauf ankommt, die eigne Seele zu entlasten, als fremden Zuspruch zu erhalten. Man sollte derlei äußere Schicksalsschläge stets erwarten, sich darauf vorbereiten im Gemüthe. Ich war nicht darauf vorbereitet, ich war gewohnt an Reichthum, und fand mich unerwartet arm, arm und verlassen.

Verlassen? fragte die Gefährtin zweifelnd, Sie haben mir doch von nahen Freunden gesprochen, Leontine!

Leontine lächelte bitter. Freunde sind wie Credit, sagte sie, man hat sie, so lange man sie nicht braucht. Ich hätte Noth leiden müssen mit meinem Sohne, wäre meine musikalische Bildung mir nicht zu Hülfe gekommen. Und als im vorigen Jahre auch dies Kind mir noch genommen ward, dessen kleine Arme mich siegreich forttrugen über alle Trübsal, wenn sie sich hülfsbedürftig und zärtlich um meinen Nacken schlangen, da — Thränen erstickten ihre Stimme, aber sie unterdrückte sie, und sagte mit gewaltsamer Anstrengung — da blieb mir Nichts mehr! Nichts — als Ueberdruß am Leben, Widerwillen gegen die Menschen, und das lastende Bewußtsein meiner Jugend und meiner eisernen Gesundheit.

Und noch einmal zuckte ein so bittres Lachen um ihren Mund, daß ihre Gefährtin sich unwillkürlich von ihr abwendete.

O! rief Leontine der dies nicht entging, die Glücklichen mögen es freilich nicht hören, daß die Erde kein Paradies, das Leben keine Wonne, und die Menschen keine Engel sind. Nun wenden auch Sie sich von mir ab — und Sie hätte ich doch lieben können!

Anna drückte ihr beruhigend die Hand, ohne Etwas

zu entgegnen, und sah still und sinnend in die Ferne hinaus.

Die Schatten auf dem andern Ufer und die Fluth des See's begannen sich dunkler zu färben. Das kräftige Grün am Fuß der Berge schillerte schon bläulich violet, vom leise aufsteigenden Nebel silbern angehaucht. Dafür aber begannen die Höhen zu strahlen, und die eisigen Spitzen der jenseitigen Gebirge warfen jenen geheimnißvollen Glanz von sich, der das nahe Alpenglühen, dieses Morgenroth des Untergangs, verkündigt. Es war still auf der Terrasse, still in der ganzen Natur. Nur die Kirchenglocken, welche den Sonntag einläuteten, ließen sich hören, und leise schwebend glitten Nachtschmetterlinge, Cikaden und Schwalben über die Terrasse hin, während der volle Duft der Nelken und Levkoyen die Luft erfüllte.

Wie dieser lügnerische Friede der Natur mir das Herz zerreißt! fuhr Leontine plötzlich auf, als ängstige sie die Stille. Wie ich es müde bin, mich davon täuschen, mich überhaupt in Träume von Ruhe einwiegen zu lassen! —

Anna war betroffen von diesem Ausruf. Ich meinte, diese Ruhe müsse Ihnen wohlthun! sagte sie, dieser Friede Sie erquicken!

Ruhe? Friede? wo sind sie zu finden? fragte Leontine mit der früheren Schärfe. Da kreist die Weihe in schwebendem Zuge über unserm Haupte, so sanft, so langsam, als bade sie sich in der Schönheit dieses Abends — und ihr gieriges Auge späht mordlustig nach der Schwalbe, die auch nach Beute jagt. Dort das kleine Haus in Meillerie, wie erschien es uns als ein Asyl des Friedens und der Ruhe! Und dort grade, grade dort, unterwühlt seit Jahren ein gehässiger Erbschaftsprozeß zwischen Vater und Sohn das ganze Dasein der Bewohner. Wenn ich nur Nichts mehr hören dürfte von Glück und Ruhe, von all den Trugbildern, mit denen die Menschen sich lügnerisch ihr armseliges Dasein aufzuputzen suchen.

Leontine! unterbrach sie die Andere mit bittendem Tone, aber die Erregte war nicht von ihrem Gedankengange abzuziehen.

Wo ist Ruhe? wiederholte sie. Wo ist sie? Ich kannte sie nie, ich werde sie nie kennen!

Anna schüttelte leise das Haupt und barg ihre Stirn in die aufgestützte Hand. Leontine bemerkte es, und schnell von sich selber abgezogen durch die Theilnahme für ihre Gefährtin, rief sie bestürzt: Sie weinen Anna?

Nein! aber Sie haben mich sehr traurig gemacht! antwortete diese.

Trauern Sie um mich?

Nein! entgegnete Anna.

Leontine verstummte. Sie stand auf und fing an mit raschem Schritte auf dem Plateau umherzugehen. Sie hatte den Hut abgenommen, ihre hellen Locken flogen im Abendwinde. Sie strich sie heftig zurück, daß sie lang hinter den Ohren niederflossen, und die hohen, etwas eingesunkenen Schläfen frei wurden. Dadurch bekam ihr Ausdruck etwas Wildes, ihr Kopf eine männliche Form, und auch ihre Bewegungen waren weitgreifend und schnell wie die eines Jünglings.

Plötzlich blieb sie vor Anna stehen. Sonderbar! sagte sie, ich habe nie daran gedacht, daß Sie auch traurig sein, daß Sie auch weinen könnten! Als ich Sie zum erstenmale sah, mit Ihrer in sich ruhenden Gestalt, mit Ihrem braunen Scheitel und mit den stillen, ernsten, braunen Augen, da schritten Sie mir so ruhig entgegen, wie die Sixtinische Madonna durch die Wolken schreitet. Sie gleichen der Sixtinischen Madonna, und immer noch fällt es mir auf, so oft Sie vor mich hintreten, daß Sie kein Kind in Ihren Armen tragen. Ich — —

Sie hielt inne, denn jetzt schwammen mit einem Male Thränen in den Augen ihrer Freundin. Leontine erschrak. Mit der Gewaltsamkeit ihrer Natur warf sie sich vor der Weinenden nieder und umfaßte sie.

Theure, geliebte Anna! rief sie, und bedeckte deren herabhängende Hand mit ihren Küssen, was habe ich denn gesagt? Was hat Sie so ergriffen? Sprechen Sie zu mir. Ich habe Ihnen Alles, Alles vertraut, in mir ist kein Geheimniß mehr vor Ihnen, und ich weiß Nichts von Ihrem Leben, Nichts von Ihren Schicksalen —

Ich habe nichts Ungewöhnliches erlebt Leontine! versicherte die Andre.

Und doch weinen Sie jetzt offenbar über Ihr Geschick? doch sind auch Sie nicht glücklich?

Anna trocknete die Augen, athmete auf, und sagte dann sich fassend: Es ist vorüber, denken Sie nicht mehr daran.

Aber Leontine war so leicht nicht zu beruhigen. Warum diese strenge Selbstbeherrschung? fragte Sie bittend. Warum sagen Sie mir nicht, was Sie bebewegte?

Ach! sprach Anna, es ist nicht gut, sich Aufwal-

lungen klar zu machen, die der Augenblick hervorruft. Man befestigt dadurch in sich, was man vergessen muß.

Sie war bei diesen Worten aufgestanden, Leontine aber sagte: Beantworten Sie mir nur die Eine Frage. Weshalb haben Sie sich nicht verheirathet? Haben Sie niemals geliebt?

Anna war unangenehm berührt von dieser Zumuthung, doch überwand sie das Mißgefühl, und als wolle sie jede weitere Erörterung vermeiden, antwortete sie: Ja! ich habe einmal geliebt, warm und lange. Aber ich habe keine Gegenliebe gefunden.

Ein schnelles Roth flog, während dieser Worte, über ihr Antlitz und gab ihr einen jugendlichen Ausdruck.

Sie haben geliebt und ohne Erwiderung? Das ist unmöglich! Sie sind so sanft und schön, Sie muß man ja lieben!

Manchmal habe ich selbst geglaubt, entgegnete Anna, ich wäre nicht unwerth gewesen Liebe zu finden; indeß — ich habe oft darüber nachgedacht — mich dünkt, um geliebt zu werden, muß man überhaupt Etwas für sich zu fordern wissen, und das verstand ich damals nicht. Ich war zufrieden, wenn man die

Liebe hinnahm, die ich fühlte, ich vermißte in der Freude meiner eigenen Liebe die Gegenliebe nicht. Und als ich endlich merkte, daß mir keine Erwiderung für mein Empfinden ward, als ich es sah, wie schön der Mann, den ich liebte, wie schön er war in seiner Leidenschaft für eine Andere — da war es zu spät.

Sie sprach das mit stiller Wehmuth, Leontine indessen fragte: Und sie haben keinen Haß, keinen Zorn gegen ihn, Sie empfinden es nicht als Kränkung, daß er Sie verschmähte?

Wie dürfte ich das? War es denn seine Schuld, daß ich ihm nicht liebenswerth erschien?

Leontine wollte Einwendungen, wollte neue Fragen machen, Anna ließ es nicht dazu kommen. Sie wünschte die Unterredung zu beenden, und angeregt durch den Blick über die weite Wasserfläche, sagte sie: Es ist mit der Vergangenheit wie mit solcher Tiefe. Man fühlt einen verlockenden Zug sich darin zu versenken, jählings darin unterzutauchen. Aber wer weiß, wohin es ihn treibt? wer weiß, was daraus für ihn emporsteigt?

Feuer und Flammen, Gluth und Herrlichkeit steigen daraus empor! rief Leontine, als grade in dem

Augenblicke das mächtigste Alpenglühen die Berges-Gipfel überzog, und hellleuchtend aus dem Wasser wiederstrahlte.

Beide Frauen verstummten vor der Pracht des Schauspiels. Anna hatte unwillkürlich die Hände gefaltet. Eine Weile flammte das Alpenglühen in bebendem Farbenwechsel fort. Es breitete eine Glorie über die ganze Gegend, dann ging das heiße Purpurroth in ein helles Rosa über, bis auch dieses an Kraft verlor, und endlich durch immer mildere Abstufungen in ein sanftes Blau verschmolz, das sich silbern über die Schneegebirge lagerte.

Wie sanft das erlischt! wie schön das hinstirbt! sagte Anna.

Leontine antwortete ihr nicht. Sie hatte sich auf die Brüstung der Terrasse gesetzt, und sah unverwandten Blickes in den See hinab. So ward es dämmrig und endlich dunkel und kühl. Nur noch das weiße Kleid Leontinens und ihr helles Haar konnte Anna unterscheiden. Sie glich der Loreley, die spukhaft hinabstarrt in das Wasser. Plötzlich zog sie die Füße auf die Brüstung, daß sie ganz auf derselben ruhte, während sie den Oberleib weit und weiter über den Abgrund hinausbog.

Von jähem Schwindel erfaßt bei diesem Anblick, sprang Anna hinzu, sie zu halten, und mit einer Energie, welche Jene noch niemals an ihr wahrgenommen hatte, rief sie: Stehen sie auf! Solch ein Spiel widert mich an.

Leontine fuhr empor, strich mit der Hand über die Stirn, als erwache sie aus bösem Traume, leistete jedoch dem Befehle augenblicklich Folge.

Lassen Sie uns in das Haus gehen, fuhr Anna fort, der Abend wird kalt, die Nebel steigen aus dem Wasser auf, und die Dunkelheit verwirrt Gemüther, wie das Ihre. Kommen Sie! kommen Sie! wir sind ja Kinder des Lichtes.

Damit verließ sie Leontine, und begab sich in ihr Gemach, dessen Flügelthüren sich nach der Terrasse öffneten. Der Schein einer Lampe winkte mild daraus hervor.

Leontine blieb wie erschöpft auf der Steinbank sitzen, zu welcher Jene sie geleitet hatte, und sah ihr nach, wie sie ruhig in ihrer schwarzen Kleidung dahinschritt.

Ja! rief sie aus, sie ist ein Kind des Lichtes in ihrer demüthigen Kraft, und sie wird hingehen, sanft und

ruhig, wie dies Alpenglühen. Aber ich? — was wird mein Ende sein?

Sie schauerte zusammen. Ob von banger Ahnung ergriffen, ob von der Nachtluft kalt berührt, sie wußte es selber nicht. Und wie erschrocken vor der Einsamkeit, eilte sie Anna zu folgen.

Zweites Kapitel.

Ein zufälliges Begegnen hatte vor kaum zwei Monaten die beiden Frauen zu einander geführt.

Anna hatte in Thun ein Fuhrwerk nach Vevay gemiethet, und der Besitzer desselben ihr den Vorschlag gemacht, einer deutschen Dame, welche wie Anna allein mit ihrer Kammerjungfer reise, die beiden freien Plätze des Wagens zu überlassen. Auf die Frage, wer die Dame sei, hatte der Fuhrherr ihr die Karte derselben überbracht, und Anna mit Ueberraschung den Namen einer der gefeiertsten Klavierspielerinnen ihres Vaterlandes darauf gelesen.

Man hatte einander flüchtige Besuche gemacht, und danach die Reise angetreten. Aber so sehr das Aeußere der Künstlerin Anna bei dem ersten Begegnen angezogen, so entschieden hatte ihr Wesen sie bei der beginnenden Bekanntschaft abgestoßen. Es war

etwas Unvermitteltes in den schnell wechselnden Stimmungen derselben, daneben eine gewisse Keckheit des Ausdrucks und der Bewegungen, welche Anna unweiblich erschien, und obschon sie sich von den lebhaften Erzählungen ihrer Reisegefährtin vielfach unterhalten gefunden, war es ihr nicht angenehm gewesen, daß diese sich mit ihr in Vevay in demselben Gasthofe eingerichtet, ja sogar die Zimmer neben den ihrigen bezogen hatte.

Wie es aber zu geschehen pflegt, waren die Frauen, Beide ganz fremd in ihrem neuen Aufenthalte, einander nach der gemeinsamen Reise verhältnißmäßig wie alte Bekannte vorgekommen, und die Nähe, in welcher sie lebten, hatte dazu beigetragen, sie zusammen zu führen, bis Anna eine wirkliche Theilnahme für ihre Nachbarin gewonnen hatte.

Leontine war die einzige Tochter eines in Deutschland ansässigen spanischen Banquiers, dessen fürstlicher Reichthum, dessen Gastfreiheit sein Haus zu einem Sammelpunkte der bedeutendsten Männer seiner Zeit gemacht hatten. Erst in vorgerückten Jahren hatte er sich mit einer schönen Deutschen verheirathet, aber der hochfahrende, phantastische Sinn des Mannes und das in sich gekehrte, grübelnde Wesen seiner Gattin,

die Unternehmungslust und Energie des Einen, und das phlegmatische Beharren der Andern, hatten sich im Leben immerdar entgegengestanden. Nur in dem Charakter ihres einzigen Kindes hatten sich die Eigenthümlichkeiten beider Eltern zu einer sonderbaren Mischung zusammengefunden.

Leontine war wie eine ächte Südländerin, jedem Eindruck offen, von jedem Eindrucke heftig ergriffen. Liebe, Abneigung, Bewunderung, Geringschätzung, waren bei ihr das Werk augenblicklicher Erregungen, und ihre Phantasie übertrieb ihr Empfinden nach der einen, wie nach der andern Seite. Selbstvertrauend wie ihr Vater, nach Wagnissen und Abenteuern durstig wie dieser, und doch auch wieder voll Verlangen nach Liebe, nach Treue, und nach dauernden Zuständen wie ihre Mutter, war sie darauf angelegt, selbstquälerisch ihr Dasein zu zerstören. Eine verständige Leitung hätte Manches für sie thun, manchem ihrer Irrthümer vorbeugen können, aber eine fördernde Erziehung war für sie bei den unvereinbaren Charakteren ihrer Eltern nicht möglich gewesen. Und vom Glück gehoben und verwöhnt, bis der Umschwung ihrer Verhältnisse sie plötzlich auf sich selbst gewiesen, hatte ihr späteres Leben als Virtuosin nur dazu bei-

getragen, ihre Anlagen schärfer auszuprägen, ihren Irrthümern Vorschub zu leisten.

In wenig Jahren hatte die junge Wittwe ganz Europa kennen gelernt. Ueberall hatte man ihr gehuldigt, überall waren ihr zahlreiche Verbindungen mit Menschen aller Stände erwachsen. Das hatte sie an vielen Orten heimisch, und doch heimathlos gemacht, so daß sie oft Freunde zu besitzen wähnte, wo ihr nur Bekannte lebten, daß sie wirkliche Neigung gewonnen zu haben meinte, wo sie nur ein Interesse an ihrem Talente und an ihrer Eigenthümlichkeit erregt hatte.

Eine Reihe fortdauernder Enttäuschungen war für sie die natürliche wiewohl schmerzliche Folge des Leichtsinns, mit dem sie sich ihren ersten Eindrücken überließ. Trotz ihrer Jugend hatte sie den Glauben an die Menschen, den Glauben an Dankbarkeit, an Liebe und an Freundschaft eingebüßt, ohne die Sehnsucht darnach verloren zu haben. Sie suchte Güter, deren Dasein sie läugnete, suchte sie rastlos, wähnte immer wieder sie endlich erblickt zu haben, wo sie sie nicht finden konnte, und verlangte, wenn sie nach abermaliger Enttäuschung müde zusammenbrach, nur nach einer neuen, wenn auch schmerzlichen Erregung, um jene Abspannung zu besiegen, in der ihr musikalisches Vermögen sie verließ.

Leontine war eine vollkommen fremde Erscheinung, eine ganz neue und Anfangs unverstandene Erfahrung für ihre Gefährtin. Denn in einer kleinen Residenzstadt, an der Seite betagter Eltern erwachsen, war Anna's ganzes Leben, im Gegensatze zu dem der Künstlerin, in ruhiger Einförmigkeit, in einer mäßigen Beschränkung hingegangen. Sie hatte nicht Ueberfluß, nicht Mangel kennen lernen, keine ungewöhnlichen Ereignisse waren ihr begegnet, nur selten ein ausgezeichneter Mensch in ihren Gesichtskreis getreten. Aber verständig und liebreich von Natur, hatte sie sich in dieser Stille und Einförmigkeit harmonisch entwickelt, und ohne bedeutende Erlebnisse eine reife Einsicht, ohne besondere Schicksalsschläge, jene Kraft der Entsagung gewonnen, zu denen sonst die Menschen meist nur auf rauhem, dornenvollem Wege zu gelangen vermögen. Nur vor wenig Monaten hatte sie ihren Vater verloren, und jetzt erst, da sie für Niemand mehr zu sorgen, für Niemand mehr zu leben hatte, war ihr die Oede der kleinen Residenz fühlbar, die Einsamkeit ihres eigenen Daseins schmerzlich geworden. Indeß zu gesund, um sich in kränkelnder Schwermuth zu gefallen, hatte sie raschen Entschlusses die oft ersehnte Reise nach Italien angetreten, Zerstreuung

und Trost zu suchen für den Augenblick und sich Erinnerungen zu sammeln für die Zukunft.

Anna liebte und verstand Musik ohne sie auszuüben. Die Begegnung mit Leontine war daher ein freudiges Ereigniß für sie gewesen. Seit Jahren hatte sie gewünscht, einmal die Gefeierte zu hören; jetzt lebte sie in ihrer nächsten Nähe, jetzt hörte sie sie täglich — aber es ängstigte sie, so oft Leontine sich zum Flügel niedersetzte. Die Zerrissenheit ihres Innern klang aus allen ihren Phantasien wieder, wenn sie sich ihnen zwanglos überließ. Angst und Verzweiflung, Sehnsucht und Hoffnung wehklagten darin, und wenn sie dann den Flügel schloß, war sie blaß wie eine Todte. Ihr überspannendes Leben hatte ihre Nerven überreizt. Sie war krank, trotz ihrer starken Organisation, krank, ohne daß sie selbst es glauben oder gar beachten wollte.

Anna hatte nur kurzer Zeit nöthig gehabt, den Zustand ihrer Gefährtin zu verstehen, und ein lebhaftes Mitleid für sie zu empfinden. Wie einem höheren Wesen war sie der Künstlerin demüthig entgegen getreten, wie ein krankes Kind nahm sie sie jetzt an ihr Herz. Es dünkte sie eine schöne Aufgabe Leontinen zu pflegen, ihre wunde Seele zu hei-

len. Sie gab sich dem Glauben hin, die Ueberreizte der Ruhe, dem Frieden wiedergewinnen zu können, und Anfangs hatte es geschienen, als ob ihr das gelingen könnte.

Der sanfte Ernst, die gleichmäßige Stimmung Anna's, vor Allem aber ihre Anspruchslosigkeit, hatten Leontine überrascht. Daß Jemand heiter sein könne, dem das Leben kein besonderes Glück geboten, daß Jemand muthig vorwärts schauen könne, ohne ein solches von der Zukunft zu erwarten, war ihr wunderbar gewesen. Sie hatte mit einer Art von Erstaunen auf Anna geblickt, sie war ihr wie geheiligt erschienen, weil sie unberührt geblieben von den Leidenschaften, in denen Jene sich verzehrte, weil sie fremd war in der Welt, in der Leontine gestrebt, und in der sie die Zuversicht zum Leben und zu den Menschen verloren hatte. Mit einer Hingebung, deren Anna sie kaum fähig geglaubt, hatte sie sich den stillen Lebensgewohnheiten derselben untergeordnet. Es hatte sie Selbsterhebung gedünkt, Theil zu nehmen an dem liebevollen Naturgenuß, an der ernsten Lektüre ihrer Gefährtin. Täglich hatte sie gegen Anna die Wohlthat dieses Daseins gepriesen, täglich die Ruhe gerühmt, deren sie neben ihr genoß, indeß diese Zufriedenheit war nicht von langer Dauer gewesen.

Schon nach wenig Wochen waren Leontinens Erinnerungen öfter und lebhafter zu der Welt und zu der Gesellschaft zurückgekehrt, die sie verlassen, und in der sie bald wieder zu erscheinen hatte. Als die Stille aufgehört, ihr neu, und um der Neuheit willen reizend zu sein, war sie ihr feindlich geworden. Wenn sie nicht musizirte, hatte keine Beschäftigung sie mehr zu fesseln vermocht; wenn ihr äußere, zerstreuende Anregung gefehlt, war sie in ein Grübeln, in Rückerinnerungen versunken, die ihr verderblich waren, bis endlich ihre krankhaft überreizte Phantasie sich an jenem Abende auf der Terrasse in so unheimlicher Weise kund gegeben hatte, daß Anna selbst darauf gedrungen, Leontine solle Vevay verlassen, das für sie zu einsam sei.

Verlassen! rief diese, indem sie erbleichte, Vevay soll ich verlassen? von Ihnen scheiden? — Und ehe Anna ihr noch entgegnen konnte, fügte sie mit klangloser Stimme leise hinzu: Also wieder hinweg aus dem Hafen, in dem ich mich geborgen wähnte, wieder zurückgewiesen von einem Herzen an dem ich mich erheben wollte! wieder hinaus in die Welt, ohne Lust, ohne Liebe, ohne allen Zweck!

Diese klagenden Worte hatten Anna gerührt. Sie

stand allein, sie hatte Niemand für den ihr Dasein wichtig war, und Leontine forderte und bedurfte Beistand und Liebe. Es dünkte Anna nur natürlich, daß die Befriedigung dem Bedürfnisse begegne, und mit schneller Entschlossenheit die Hand der Künstlerin ergreifend, als habe sie ihr einen Eid zu leisten, sagte sie: Sorgen Sie nicht, ich gehe mit Ihnen Leontine!

Mit mir! wiederholte diese. Also ich bin Ihnen keine Last, keine Fremde, die man gleichgültig von sich weist? Sie haben mich lieb, Sie werden mich nicht verstoßen? Sagen Sie mir das, sagen Sie mir das, und Sie geben mir das halbe Leben wieder! rief sie, indem sie sich in Anna's Arme warf.

Statt aller Antwort hatte Anna sie an ihr Herz gedrückt, und wenige Tage später hatten die Frauen Vevay verlassen.

Drittes Kapitel.

Der Morgen war dämmrig und kalt, als sie mit andern Passagieren vor dem Posthause zu St. Maurice des Aufbruchs warteten. Man fuhr früh aus, um noch vor Nacht in Brieg am Fuße der Simplonsstraße einzutreffen. In ihre Mäntel und Shawls gehüllt betrachteten die Reisenden einander, während man den Wagen bestieg und sich in demselben einzurichten suchte.

Die beiden Frauen hatten im Fond ihre Plätze genommen, ein bejahrter Mann, ebenfalls ein Deutscher, saß neben ihnen. Auf dem Rücksitz befand sich dessen junge schöne Tochter und zwei andre Männer. Sie waren offenbar Reisegenossen, sprachen Deutsch da die Gelegenheit es forderte, aber sie sprachen es

Beide mit fremdem Anklang. Der Aeltere, ein Franzose, mochte ein Vierziger sein, der Andre, dem Ansehen nach ein Nordländer, etwa achtzehnjährig.

Als der Tag heraufgekommen war und es wärmer wurde, verließ der Franzose den Wagen, um voraufzugehen, weil man bei dem steilen Wege nur sehr langsam fahren konnte. Sein junger Genosse lehnte es ab, ihn zu begleiten, und schlief fast in demselben Augenblicke ein. Das junge Mädchen zog ein Buch hervor, ihr Vater hatte ein Heft Papiere in der Hand und machte nach demselben Notizen in seine Schreibtafel.

Leontine sah bald zur Rechten, bald zur Linken, um irgendwo einen Gegenstand für ihre Unterhaltung, oder Anlaß zum Gespräch zu finden. Aber der junge Nordländer schlief, das schöne Mädchen las ohne aufzusehen, ihr Vater schrieb, und Anna sah still in die Natur hinaus.

Endlich ertrug Leontine das Schweigen nicht länger. Sie nahm den Hut ab, warf den Mantel von den Schultern, und sagte: Es fängt an warm zu werden.

Ihr Nachbar wendete sich zu ihr. Er schien erstaunt, daß eine Dame die Unterhaltung beginne, und entgegnete nur ein kurzes: recht warm!

Leontine ließ sich dadurch nicht abschrecken. Die

einsamen Tage in Vevay hatten ihr Neigung zum Verkehr mit Menschen gemacht, und das Mädchen, das in Mitten der Alpenwelt so eifrig lesen konnte, fing an, sie zu belustigen.

Sie müssen viel gereist sein, Fräulein! fuhr sie gegen das Mädchen gewendet fort.

O ja! sehr viel! antwortete dasselbe ruhig.

Also haben Sie wohl auch die Alpen schon einmal überschritten?

O ja! mehrmals! entgegnete das Fräulein, und las weiter.

Es entstand ein neues Schweigen, Leontine sah sehr munter aus, die wortkargen Nachbarn machten ihr Vergnügen.

Plötzlich ließen sich flehende Töne neben dem Wagen vernehmen, deren Rauhheit kaum einer Menschenbrust anzugehören schien, und ein armer, blödsinniger Knabe streckte bittend seine Hände zu den Reisenden empor.

Der Deutsche stieß einen Fluch aus, der Postillion hieb mit der Peitsche nach dem Bittenden, da man ihn aber trotz dem nicht los werden konnte, schleuderte der Condukteur des Wagens ihm lachend ein zusammengedrücktes, leeres Papier zum Fenster hinaus.

Der Knabe stürzte sich mit wilder Freude darauf hin, und heulte dann vor Wuth, als er des Betruges inne ward. Davon erwachte der Jüngling aus seinem Schlummer.

Was ist geschehen? fragte er, indem er umhersah.

Man hat einen armen, blödsinnigen Knaben zum Besten gehabt, und er hat das in seiner Unschuld offenbar nicht für möglich gehalten! sagte Leontine, und winkte dem Knaben heran, ihm Etwas zu geben.

Der junge Fremde wurde roth vor Zorn, er neigte sich zum Fenster hinaus und drückte dem Knaben, als dieser die Arme nochmals flehend emporhob, ein größeres Silberstück in die Hand.

Der Deutsche bemerkte das. Sie werden uns die gesammte Einwohnerschaft dieser Thäler auf den Hals ziehen, mein Herr! sagte er. Das ganze Wallis ist voll solcher Geschöpfe, die man umherlaufen, sich fortpflanzen und die Reisenden belästigen läßt, statt sie in Hospitälern unterzubringen. Aber das ist auch ein Stück der republikanischen Freiheit, wie ich vermuthe. In einer ordentlich regierten Monarchie würde man längst seine Maaßregeln dagegen getroffen haben.

Leontine, froh den Anlaß zu einem Gespräch gefunden zu haben, fragte ihn, ob er den Abendberg

besucht und die Versuche kennen gelernt habe, die man dort zur Heilung des Cretinismus mache.

Nein, Madame! entgegnete er, ich war nicht dort, denn ich wußte, was ich dort oben finden würde. Charlatanerie und Schwärmerei sind mir aber gleichmäßig zuwider, und ohnehin lasse ich mich nicht gerne täuschen.

Ist es denn eine Täuschung oder eine Schwärmerei, wenn man den Versuch macht, Kranke zu heilen und geringer Begabung durch geduldige Pflege zu Hilfe zu kommen? wendete Anna ein, die bisher an der Unterhaltung keinen Theil genommen hatte.

Der alte Herr blickte sie an, der Ausdruck von Güte, der in ihren Zügen und in ihrer Stimme lag, änderte seinen Ton. Er hatte in einer Anwandlung von übler Laune, wie der Reisende sie leicht gegen den zudringlichen Bettler empfindet, sich härter geäußert, als er es war; um den üblen Eindruck vergessen zu machen, den er hervorgebracht, sagte er höflich: Verargen Sie es einem alten Naturforscher nicht, wenn er nicht an die Wunderkuren glaubt, auf welche liebevolle Frauenherzen ihre Hoffnung richten. Der Cretinismus ist unheilbar, und die Erziehung vermag überhaupt sehr wenig gegen die angezeugte Organisation.

Und doch behauptet man, Erziehung könne Alles! meinte Leontine.

Das ist eine Redensart, meine gnädige Frau! welche den Fehler der Unwahrheit mit vielen ihres Gleichen theilt. Es beruht auf jenem falschen Idealismus, der Scheu trägt, sich abhängig zu fühlen, von den Stoffen, aus denen wir bestehen.

Aber, wendete Anna ein, man giebt doch die Veredelung des Stoffes bei Pflanzen und bei Thieren zu, man wendet die höchste Sorgfalt darauf, und allein dem Menschen gegenüber sollte man an die Möglichkeit der Veredlung und Erhebung zweifeln?

Mißverstehen Sie mich nicht! bat der Naturforscher. Allerdings kann man Pflanzengeschlechter und Thierracen kultiviren, aber man wählt zu Trägern der Kulturerhöhung nur die reinsten, gesundesten Organismen. Niemand verlangt einen kranken Baum zu pfropfen, ein entartetes Thier zur Racenkreutzung zu benutzen, oder gar das entartete Thier selbst zu einem Andern zu machen, als es ist, denn alles Vorhandene trägt mit seiner Naturbestimmtheit die Gränzen seiner Vervollkommnungsfähigkeit unwandelbar in sich. Das weiß der Mensch! Aber für sich selber mag er es nicht gelten lassen. Er mags nicht hören, daß er ab-

hängig ist von der Mischung aus der er entspringt. Er will, je nachdem es ihm paßt, gesondert dastehen von seiner Vergangenheit, oder mit ihr zusammenhängen. Das Erstere ist aber gewiß ein thörichter Hochmuth, denn Jeder schleppt die Fehler seiner Vorfahren mit sich herum, oder gedeiht aus ihren Eigenschaften.

Sie sind ein Edelmann? fragte Leontine mit der ihr eigenthümlichen Schnelligkeit.

O nein! ich bin ein Bauernsohn aus einem Lande, das glücklicher Weise keinen Adel kennt. Ich bin ein Friese, entgegnete der Fremde.

Der junge Nordländer fuhr auf, schien Etwas sagen zu wollen, unterdrückte es dann aber wieder. Man sah auf ihn, das machte ihn verlegen, und Anna stellte, ihm unwillkührlich zu Hilfe kommend, die Bemerkung auf, daß des Gelehrten Ansicht sie hart bedünke. Wenn wir nach dieser Ansicht handeln wollten, sagte sie, so —

So würden wir gerechter werden gegen unser eigenes Geschlecht, fiel ihr der Andere ins Wort, und von den Einzelnen nicht fordern, was sie ihrer Natur nach nicht leisten können. Wir würden nicht verlangen, daß die Menschen über ihren Schatten springen.

Wir würden uns bescheiden, Jeden dasjenige sein zu lassen, was er seinen Anlagen nach zu sein vermag, und nicht an kranken Organismen fruchtlos herumexperimentiren, wie man's auf dem Abendberge thut.

Damit glaubte er die Sache abgethan zu haben, aber Anna konnte sich mit seinen Anschauungen nicht versöhnen. Wie so viele Andre getäuscht über die Leistungen jener Heilanstalt, erzählte sie, was sie Günstiges gesehen zu haben glaubte, und je länger sie sprach, je inniger und wärmer gaben sich ihre Güte und Menschenliebe kund, so daß der Gelehrte sich, wenn auch nicht ihrem Berichte, doch ihr selbst mit wachsender Theilnahme zuwendete.

Mich haben weit weniger die kranken Kinder als ihre unglücklichen Pfleger und Pflegerinnen beschäftigt! rief Leontine dazwischen. Ich war betroffen, als ich die Paar kleinen Häuser hoch oben in der trostlosen Einsamkeit der Alpen erblickte, in welcher jene Menschen ihre Tage hinbringen, ganz auf sich selber angewiesen, und umringt von jenen Geschöpfen, deren bloßer Anblick Schauder einflößt.

Ach, so trostlos ist die Lage der Erzieher mir nicht erschienen! meinte Anna. Schon die Natur, in der sie leben, ist ja so erhaben und so erhebend. Und

liegt denn nicht etwas Tröstliches, etwas Göttliches darin, sich der unglücklichen Kinder fürsorgend anzunehmen, die sonst Allen nur ein Gegenstand des Abscheu's sind? Als ich die stille Liebe sah, mit welcher ein Paar der Kleinen sich einer ihrer Wärterinnen nahten, da fühlte ich, daß selbst diese stumme Liebe ihr wohl ein Lohn sein könne. Und welche Befriedigung muß es gewähren, auch nur einem verabsäumten Menschenkinde so der geistige Erwecker, das Leben seines Lebens zu werden.

Sie hatte diese Worte kaum vollendet, als sie es bereute, vor Fremden so weit gegangen zu sein, und ihre liebebedürftige Vereinsamung vielleicht in solcher Weise verrathen zu haben.

Leontine aber rief: Sie! ja, Sie wären aus reiner Güte freilich zu jedem Heroismus des Herzens fähig! Und die junge Tochter des Naturforschers reichte ihr mit plötzlicher Rührung die Hand.

Sie sind gewiß sehr gut! sagte sie mit der herzlichen Lebhaftigkeit ihres Alters, während sie mit ihren leuchtenden Augen fest und vertrauensvoll in Anna's Antlitz blickte. Aber ehe diese ihr noch geantwortet hatte, trat der Franzose an den Wagenschlag heran.

Oskar! rief er seinem Begleiter zu, Sie schlafen wohl wieder?

Nein! antwortete dieser kurz, während er mit leichter Erregbarkeit wieder die Farbe wechselte.

Nun, so kommen Sie doch endlich einmal heraus! mahnte der Andre in herrischem Tone. Sich in eine Kutsche einzusperren, dazu hätten Sie in Schweden bleiben können.

Er ließ die Post halten, der Jüngling leistete der Mahnung auszusteigen Folge. Und als hätte es nur bedurft, daß ein Beispiel dazu gegeben werde, so plötzlich verließen jetzt alle Reisenden den Wagen.

Der Franzose bot Leontinen und dem jungen Mädchen dabei die nöthigen Dienste, als aber Anna aussteigen wollte, drängte Oskar sich heran, ihr zu helfen, und drückte ihr dabei die Hand so fest und herzlich, daß sie ihn verwundert ansah.

Viertes Kapitel.

Es giebt wenig Menschen, welche sich in der Einsamkeit und in der Gesellschaft gleichbleiben, denn nur wirkliche Selbstständigkeit und eine harmonische Ausbildung geben das ruhige Gleichgewicht, das durch äußere Verhältnisse nicht ins Schwanken geräth. Schauspieler und Virtuosen, beide Geschlechter, bringen es zu diesem Insichberuhen noch weit seltener als Andere. Auf den Beifall des Publikums für ihre künstlerischen Leistungen angewiesen, gewöhnen sie sich, denselben auch für ihre Person zu fordern und zu erstreben, sobald sie sich einer größern Gesellschaft gegenüber finden. Sie verlieren dadurch den Adel der Sorglosigkeit, sie wollen gefallen, sie wollen sich geltend machen in ihrer besonderen Bedeutung, und so geschieht es, daß Künstler, welche auf der Bühne unsere Bewunderung erregten, uns in der

Gesellschaft oft durch eine gewisse Uebertreibung, durch ein gewaltsames Haschen nach Effekt beleidigen.

Eine ähnliche Erfahrung drängte sich Anna schmerzlich auf, denn Leontine war wie umgewandelt in der Gegenwart ihrer neuen Reisegefährten. Ihre Schwermuth, die Ungleichheit ihrer Stimmung waren verschwunden. Ihr Auge hatte an Glanz gewonnen, ihre Haltung an Festigkeit. Man hätte ihr die größte Heiterkeit und Selbstzufriedenheit zutrauen müssen, wenn man sah, mit welch stolzer und herausfordernder Sicherheit sie sich bewegte.

Gleich die ersten Stunden waren ausreichend gewesen, die Personen, die sich am Morgen als Fremde begegnet, zu einer Gesellschaft zu vereinen, in welcher die Anziehungskraft der Einzelnen aufeinander sich deutlich kund gab, obschon man einander noch nicht einmal dem Namen nach bekannt war.

Nur Leontine hatte in ihrer Lebhaftigkeit so viel von den verschiedensten Ländern, von Personen der verschiedensten Stände gesprochen, daß die Neugier der Uebrigen dadurch rege, und man begierig geworden war, zu wissen, wer die schlanke, lebhafte Dame sei. Daß man in ihr eine Künstlerin zu suchen habe, daß sie eine besondere Stellung in der Welt

besitzen müsse, und diese mit Geflissenheit behaupten wolle, dessen waren die beiden älteren Männer schon nach kurzer Zeit gewiß gewesen, und auf die vorsichtige Anfrage des Franzosen, hatte Leontine nicht Bedenken getragen, ihren Namen zu nennen.

Das hatte sie augenblicklich zum Mittelpunkte der Aufmerksamkeit für die Reisenden gemacht. Alle hatten sich gefreut, ihr in so zwangloser Weise begegnet zu sein, Alle sprachen es ihr aus, wie hoch sie die Hoffnung anschlügen, sie in Italien zu hören, und Leontine fühlte sich angenehm erregt von der Beachtung, von der Bewunderung, die einzuathmen ihr zum Bedürfniß geworden war. Sie hatte dessen auch gar nicht Hehl.

Das ist es, sagte sie, gegen die Männer gerichtet, was mir so werth ist in dem Berufe eines Künstlers, daß sein Name ihm ein Freipaß in die Seelen der Menschen ist. Wenn ich es höre, wie man an Personen, denen man begegnet, so ängstlich herumtastet, wie Jeder erst kund geben muß, was sich hinter seinem Namen birgt, so bin ich mir stets beneidenswerth erschienen, wenn ich mich von diesem traurigen Visitationswesen ausgenommen fand. Für Jeden, dem ich mich nenne, bin ich, die ich bin: Leontine Savello mit ihren Eigenschaften und Fehlern, und da nicht

mehr viel Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden ist, daß ich jetzt noch besser oder schlimmer werde, so wissen die Menschen, woran sie sich bei mir zu halten haben, und ich kann ihnen eben nur sagen: Nehmt mich hin!

Es lag ein gewinnender Zauber in diesem kecken Freimuth der Künstlerin, und der Franzose — Oskar nannte ihn abwechselnd Baron und Capitain — schien davon in hohem Grade unterhalten und angezogen zu werden.

Er war ein stattlicher Mann, in dessen Antlitz ein vielbewegtes Leben seine Spuren eingegraben hatte, ohne die ursprüngliche Kraft desselben zu beeinträchtigen. Sein schwarzes Haupthaar, der krause, fast bläuliche Bart um Wangen und Kinn waren noch von jugendlicher Fülle. Er trug sich fest und stolz, und so sehr seine ganze Haltung den Soldaten verrieth, hatte er darüber die geschmeidigen Formen des Weltmanns nicht eingebüßt. Er sprach gern und leicht, hatte schnelle Antworten und glückliche Gedanken, war dadurch ein angenehmer Gesellschafter, und er sowohl als Leontine empfanden es augenblicklich, welch treffliche Unterhaltung sie einander für die Zeit ihres Beisammenseins gewähren würden. Sie begegneten

sich wie ein Paar, geübte Musiker, die sich, Jeder des Andern sicher, zu einem Duo niedersetzen.

Leontine wußte nun schnell, was sie von dem Capitain zu denken habe, aber dessen Verhältniß zu seinem jüngeren Begleiter war ihr um so räthselhafter. Bald kam es ihr vor, als zeige er dem Jünglinge eine auffallende Unterordnung in dessen Wünsche, bald als behandle er ihn mit einer eben so auffallenden Geringschätzung. Er zog Oskar geflissentlich in das Gespräch, und wies doch fast jede Aeußerung desselben spöttisch zurück, oder er ließ sie gänzlich fallen, während der Jüngling sich ablehnend verhielt, sowohl gegen den Tadel, als gegen die Zuvorkommenheit seines Gefährten. Es lag darin eine Festigkeit, welche scharf gegen die äußere Erscheinung des jungen Mannes abstach. Seine schlanke hohe Gestalt, seine feinen Züge trugen den Stempel jener eigenthümlichen Zartheit, die von der Menge als ein Bote frühen Todes angesehen zu werden pflegt. Die dunkelblauen Augen, das gelockte hellblonde Haar, die durchsichtige Klarheit seiner Farbe und der schwermüthige Ernst, der über sein Antlitz ausgebreitet war, erhöhten diesen Eindruck und seine Schönheit. Nur wenn die Unterhaltung direct an ihn gerichtet ward, wechselte die

träumerische Ruhe seiner Mienen. Er schreckte dann sichtlich auf, wurde roth und es kam etwas so Scheues und Verwirrtes über ihn, daß Anna es erklärlich fand, wenn er aus Furcht vor dieser Erregung der Berührung mit den Fremden sichtlich auswich.

Dennoch war gerade sie es, deren Zuspruch ihn nicht beunruhigte, und während er sich von Leontine und dem Capitain mehr und mehr abwendete, je größeres Behagen diese Beiden aneinander zu gewinnen schienen, um so ersichtlicher suchte er die Nähe Anna's.

Auch der Deutsche und seine Tochter hielten sich zu ihr, und noch ehe der Tag vorüber war, hatten zwei bestimmte Gruppen sich in der kleinen Gesellschaft gebildet, hatte eine Kluft sich zwischen Anna und Leontinen aufzuthun begonnen, deren trennende Weite die Erstere ahnend empfand, ohne es sich eingestehen zu wollen.

Anna war fremd in der Welt, in deren Erinnerungen Leontine und der Capitain zusammentrafen. Sie kannte die Länder und Städte nicht, welche jene gesehen. Sie kannte auch die Fürsten und Herren, die Künstler und die Berühmtheiten nicht, in welchen jene Beiden gemeinsame Bekannte und Freunde be-

faßen. Das schloß Anna unwillkührlich schon von der Unterhaltung aus, und die Art, in der jene von ihren Freunden und von deren Schicksalen sich unterhielten, war für sie noch viel fremder.

Was sie wie eine Uebertreibung, wie eine Verzerrung zurückgewiesen, wenn es ihr in französischen Romanen als Schilderung der sogenannten Gesellschaft geboten worden war, jene Leichtfertigkeit, die Nichts achtet, Nichts heilig hält, als die Befriedigung des vom Augenblick geschaffenen Verlangens, machte die Grundlage der Vorgänge, deren Leontine und der Capitain als der Erlebnisse ihrer Freunde gedachten. Die Bande der Familie, der Ehe, die alten Gesetze der Freundschaft schienen aufgehoben in der Welt, von der man sprach. Die Verschmelzung von Menschen der verschiedensten Nationen, schien eine neue Ausdrucksweise, neue Begriffe von Liebe, von Treue und von Ehre erzeugt zu haben. Es fröstelte Anna bei dem Blick auf diese Männer und Frauen, die sich als Auserwählte betrachteten; und selbst gewöhnt, nach strengen Gesetzen zu leben, sich zu bescheiden, mußte sie unwillkührlich das Auge abwenden von dieser sogenannten großen Welt, von dieser Herrlichkeit voll innerer Lüge, von dieser er=

heuchelten Genialität, von Verirrungen, welche Leontine und der Capitain belächelten, wenn sie sie auch zu verdammen schienen.

Nie hatte Anna ihre Gefährtin beklagenswerther gedünkt, als in diesem Behagen an Zuständen, deren Hohlheit Leontine selbst so vielfach erprobt hatte, an deren blendenden Reizen sie fast zu Grunde gegangen war. Sie hätte sich von ihr wenden mögen, aber die Liebe, welche wir gewähren, bindet uns noch fester als diejenige, welche wir empfangen, und Anna hatte Leontine in ihr Herz geschlossen.

Diese ihrerseits begriff vollständig, was in der Seele ihrer Freundin vorging. Sie sah Anna's Erstaunen, ihren Schreck. Sie selbst kannte auch die Unzuverlassigkeit des Bodens, den sie hier auf's Neue betrat, aber die gerechte Furcht des Besonnenen ist meist nur ein Stachel für den Tollkühnen, und grade Anna's schweigender Tadel war es, der Leontine reizte und sie verlockte, weiter zu gehen, als in ihrem eigenen Empfinden lag. Hatte sie es bisher stets ausgesprochen, wie es ihr wohlthue, sich an die Freundin anzulehnen, sich nach ihren Meinungen zu richten, so empfand sie jetzt plötzlich Anna's Nähe und Liebe als eine Art von peinlicher Abhängigkeit; und

aus einem Trotze, der ihr doch zugleich selbst fremd und schmerzlich war, überbot Leontine sich in wilder Keckheit, bis der Capitain sich schon nach wenig Stunden zu dem Glauben verleitet fand, daß er es hier mit einer herzlosen Kokette, mit einer Frau zu thun habe, welche zu erobern und zu verlassen gleich wenig Mühe kosten könne.

Auch der deutsche Gelehrte beurtheilte die Künstlerin in solcher Weise; und wenn Anna diesen zuerst für einen Sonderling gehalten hatte, wenn sein Wesen ihr pedantisch erschienen, seine Behauptungen ihr schroff entgegen getreten waren, so machte die Liebe, die er für seine Tochter kund gab, und das Verhältniß des Mädchens zu dem Vater, ihn ihr achtungswerth, und Beide zu anziehenden Persönlichkeiten für sie.

Der Vater war Leibarzt eines deutschen unvermählten Prinzen gewesen, der, ein eifriger Naturforscher, fast sein ganzes Leben auf Reisen zugebracht hatte. Flora war des Doktors einziges Kind, und nur die Zusicherung seines fürstlichen Herrn, daß der Vater dieses kleine Mädchen in allen Verhältnissen und auf allen Reisen des Prinzen bei sich behalten dürfe, hatte den Doktor bewegen können, auch nach

dem Tode seiner Gattin in des Prinzen Diensten zu verbleiben.

So war denn Flora ohne Vaterhaus, ohne weibliche Aufsicht und Leitung groß geworden, aber des Vaters Zärtlichkeit hatte ihr die Mutter und die Heimath ersetzt.

Der Prinz, sein Adjudant, sein Sekretair und der Vater waren des Kindes Familie geworden, und wie es dem Hagestolzen zu begegnen pflegt, hatte der Fürst sein Herz an das kleine Mädchen gehängt, bis er selbst dessen Nähe nicht mehr entbehren konnte.

Oftmals hatten Verwandte und befreundete Frauen den Doktor daran erinnert, daß es an der Zeit sei, Flora von dem Reiseleben auszuschließen, daß er der heranwachsenden Tochter weibliche Gefährten, eine weibliche Erziehung geben müsse, aber er hatte diese Rathschläge immer zurückgewiesen, und die Entwicklung, welche der Charakter des Mädchens genommen, konnte ihn nicht bereuen lassen, was er für dasselbe gethan hatte.

Reisen zerstreuen den oberflächigen Menschen, aber sie bringen den in sich gefesteten Charakter nur zu größerer Sammlung. Des Doktors ganzes Bestreben war also darauf gerichtet gewesen, in dem jungen

Mädchen Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit zu erwecken, und der ausschließliche Verkehr mit ältern Männern, die ihr mit Neigung zugethan waren, hatte ihm wesentlich dabei geholfen.

Man hat Unrecht, die männliche Erziehung für Frauen zu scheuen, so lange man einräumen muß, daß die Erziehung der meisten Frauen eine unvollständige, das Leben und Treiben derselben ein kleinliches ist. Unter Männern aufgewachsen, die ihr, sobald sie es zu fassen vermochte, mit Einfachheit und Wahrheit begegneten, war Flora selbst einfach und vertrauensvoll geworden. Von je her auf wechselnden Verkehr mit Menschen angewiesen, hatten neue Bekanntschaften nur um ihrer Neuheit willen keinen Reiz für sie behalten. Sie hatte zeitig beobachten, wählen, sich vor unerwünschten Annäherungen hüten gelernt, während sie Jedem mit offener Herzlichkeit begegnete, in dem ihr prüfender Blick einen rechten Menschen erkannt zu haben glaubte. Und weil sie die einzige Frau inmitten eines Männerkreises gewesen war, so hatte sie sich früh darin gefunden, für die Bedürfnisse dieser Männer Sorge zu tragen und ihnen, wohin man immer kam, jenes häusliche Behagen zu berei-

ten, das der Prinz bei zunehmenden Jahren auch auf seinen Reisen nicht entbehren mochte.

Als der Prinz dann in Italien gestorben war, wo er in den letzten Jahren meistentheils gelebt, hatte sein Gefolge sich zerstreut, und der Doktor, welcher ein ansehnliches Vermögen besaß, war in der Lage gewesen, eine feste Niederlassung für sich und die Tochter zu begründen. Aber an das Reiseleben und an den Süden nun ebenso sehr gewöhnt als sein verstorbener Herr, und zugleich doch auch dem deutschen Vaterlande anhänglich, hatte er das Wanderleben weiter fortgesetzt. Er brachte den Winter gewöhnlich in Italien, den Sommer in der Heimath zu, und die siebenzehnjährige Flora hatte es mehr und mehr gelernt, den Reisewagen als eine Wohnung zu betrachten, als einen Ort, an welchem Ruhe und Einsamkeit ihr nöthigen Falls eben so wenig als in ihrem Zimmer fehlen durften. In diesem Sinne hatte sie Leontinens Anrede ablehnend beantwortet, während Anna's erste Worte sie zu dieser hingezogen hatten, und das längere Beisammensein diese Zuneigung nur noch steigerte.

Fünftes Kapitel.

Der Uebergang über den Simplon, welchen die Reisenden gemeinschaftlich zu machen hatten, währt zwei Tage. Es war nicht mehr früh als man am zweiten Abende den Flecken Domo Dossalo am Fuße des Simplon's erreichte, und tief in der Nacht, ehe man in Baveno am Ufer des Lago maggiore rasten konnte. Dazu hing der Himmel voll von schweren Wolken, die ein feuchter Wind unheimlich vor sich hertrieb. Selbst aus den Fenstern des Gasthofes konnte man den See nicht entdecken, und die ermüdeten Reisenden trennten sich gleich nach der Ankunft, mehr oder weniger verstimmt durch das Wetter, das den ersten Eintritt in Italien so wenig begünstigte.

Aber als wolle der nächste Tag nachholen was der Abend nicht gewährt, so strahlend breitete der

Morgen sich über die Erde aus. Ein Licht, wie der Norden es nicht kennt, durchleuchtete die Luft, in schimmernden Farben glänzten das dunkle Grün der italienischen Eichen und die Blätter des Weinlaubs, das die Veranda vor dem Hause umzog, und auf dessen rankender Fülle sich die reifen Trauben in der beginnenden Tageswärme sonnten.

Berauschend stieg der Duft der blühenden Orangen- und Citronenbäume zu dem Balkon empor, und noch thautropfend wiegten sich der Oleander und die feuerrothen Nelken in ihren Kübeln auf den Pfosten des Balkons unter dem leichten Luftzug, der frisch und belebend von dem See herüber strich.

Anna hatte nicht schlafen können vor der Freude in Italien zu sein. Sie war zeitig aufgestanden und saß nun in dem Saale des Gasthofes, um in staunendem Entzücken die ungekannte Schönheit in sich aufzunehmen. Alles in dem Hotel war noch still, auch am Ufer war es noch nicht lebendig. Nur hier und da zog ein Landmann mit seinem beladenen Esel vorüber, hier und da ging ein anderer einsam seine Straße. Dann schob man ein Boot ab vom Ufer in den See, einige Männer und Frauen bestiegen es, und Anna sah, wie es unter den sichern Ruderschlägen leicht hinüber schwebte nach der Isola

Bella, die sich, eine wunderbare Pyramide voll Duft und Blüthen, fast verhüllt von dem Glanze der blendenden Sonnenstrahlen aus dem See emporhob. Weiterhin lagen die Isola Madre und Isola Pescatore in bläulichem Lichte, und wohin Anna's Blick sich auch wendete, immer lachte ihr die bezaubernde Gewißheit entgegen: dies ist Italien, dies ist das Land Deiner Sehnsucht, und Du hast dies Ziel erreicht!

Aber wie man an einem Ziele angelangt, aufathmend zurückblickt auf den durchmessenen Raum, so richteten Anna's Gedanken sich jetzt auf das Leben zurück, das sie hierher geführt. Die Tage der Kindheit mit ihrer glücklichen genügungsvollen Beschränktheit, die Tage der mädchenhaften Sehnsucht nach unbestimmtem Glück, der kurze Frühling ihrer Liebeshoffnung, und die lange Zeit, die ihm gefolgt war, die langsam hingleitenden Jahre voll schmerzlichem Verzagen, voll müder Entsagung, und wieder voll ernstem Streben in der Zufriedenheit der Eltern ihr Glück zu finden — das Alles lag hinter ihr, das Alles war vorüber. Sie war nicht mehr verzagt, nicht mehr entmuthigt. Sie fühlte sich kräftig, in sich selbst gefestigt, ruhig. Sie hatte ihren Pflichten genügt, für die Ihrigen gelebt mit liebevoller Hingebung; jetzt band sie keine

Pflicht, jetzt hielt, jetzt fesselte sie Nichts, sie war ganz frei, ganz Herr über sich selbst — und also auch ganz einsam und ganz allein. Das zog ihr als ein stiller Schmerz durch die Brust, und doch lag sie vor ihr die schöne Natur mit ihrer unendlichen Werdekraft. Je weiter sie hinaussah in die Ferne, desto wundersamer wurde ihr zu Sinn. Als ob hinter den Bergen drüben ein neues Leben für sie beginne, als ob jenseits des Wassers alles anders werde, als ob ihre Jugend wiederkehren müsse, so ahnungsvoll schaute sie hinaus, so sonderbar fühlte sie sich bewegt; und wie erschrocken vor solchen verlockenden und hoffnungsreichen Träumen verließ sie den Balkon, und setzte sich an einem der Tische nieder, die im Saale vor den offenen Flügelthüren der Fenster standen.

An dem andern Fenster saß der junge Schwede, der inzwischen unbeachtet in den Saal getreten war. Er begrüßte Anna, als sie in das Zimmer zurückkehrte; sie sprachen ein Paar flüchtige Worte über die Schönheit des Morgens, dann nahm er wieder das Reisehandbuch vor, mit dem er beschäftigt gewesen war und besah die Kupferstiche desselben wie zuvor.

Anna konnte sich des Lächelns nicht erwehren, da sie ihn mit den todten Abbildungen und Schilderungen

der Herrlichkeit beschäftigt fand, die er hier mit allen Sinnen lebendig in sich aufnehmen konnte, aber selbst seine Betrachtung des Kupferwerkes schien nur eine oberflächliche zu sein. Er blätterte in dem Buche umher, las hier eine Stelle, dort wieder eine, sah dazwischen zu Anna hinüber, als ob er mit ihr sprechen wollte, und ließ dann nur um so schneller seine Blicke wieder zu dem Buche zurückkehren, so daß Anna mit einer Art von Neugier seine wechselnden Bewegungen beobachtete. Mit einem Male legte er das Buch von sich, richtete sich auf, und sagte mit offenbarer Selbstüberwindung, während die dunkle Röthe wieder sein ganzes Gesicht bedeckte: Ich freue mich, daß ich Sie hier finde: ich kam eigentlich, weil ich wußte, Sie würden hier sein.

Sie wußten, daß ich hier sein würde? fragte sie.

Ja, ich wußte es ganz bestimmt! wiederholte er, und ich habe die ganze Nacht an das gedacht, was Sie gestern gesagt haben.

Ich weiß nicht, was Sie meinen! entgegnete Anna mit einiger Befremdung. Er ist von so verschiedenen Dingen gesprochen worden.

Von den Armen und wie man ihnen zu Hülfe kommen müßte! gab Oskar zur Antwort, während er mit seiner wachsenden Verlegenheit kämpfte.

Anna wußte nicht, was sie in diesem Augenblicke aus ihm machen sollte. Er war aufgeregt und befangen zugleich, und daneben lag etwas so Heftiges und wieder etwas so Kindliches in seiner Sprache, daß sie seine ganze Erscheinung mit keiner andern, diese sonderbare Unterredung mit keiner frühern zu vergleichen wußte. Aber der Jüngling ließ ihr nicht Zeit, darüber nachzudenken. Er stand auf, setzte sich neben ihr nieder, und sich mit Anstrengung zum Sprechen Muth fassend, sagte er: Ich habe keine Eltern und bin sehr reich, fast der reichste Mann in meinem Vaterlande. In anderthalb Jahren werde ich Herr über mein Vermögen sein, und es sind auch auf meinen Gütern Noth und Elend. — Er hielt inne, Anna betrachtete ihn mit wachsendem Erstaunen. Da ergriff er plötzlich ihre Hand, und mit schwimmendem Auge sie anblickend, sprach er: Sie haben gestern gesagt: für den, der allein ist in der Welt, liegt etwas Göttliches darin, sich der Verlassenen, der Unglücklichen anzunehmen. Sie sind so gut, Fräulein! lehren Sie mich, wie muß ich's machen?

Das Unerwartete, das ganz Ungewöhnliche dieses Verlangens setzte Anna in Erstaunen. Sie erinnerte sich des gestrigen Gespräches deutlich, aber eben darum

wußte sie, daß sie bei demselben ihrer Vereinsamung nicht eigentlich erwähnt hatte, und doch war dieselbe dem Jünglinge aus ihren Worten kund geworden. Er hatte also ein Verständniß für die Empfindungen der Andern, ein Verständniß das vielleicht durch seine eigene Verwaisung früh geweckt war; und unfähig diese befremdliche Annäherung zurückzuweisen, sagte sie in einem freundlichen Tone, der den Aufgeregten besänftigen sollte: Ich danke Ihnen, daß Sie so gutes Zutrauen zu mir haben, aber lehren und rathen kann ich Ihnen nicht, weil wir einander fremd sind.

O! ich bleibe bei Ihnen, ich werde Ihnen Alles sagen! Ihnen sage ich Alles! rief der junge Mensch so lebhaft, daß Anna fast davor erschrack. Der Jüngling bemerkte es, und als wolle er sie beruhigen, fügte er sanft hinzu: Das heißt, wenn Sie es mir erlauben, denn — er stockte wieder, und sagte endlich im Tone einer Versicherung: ich habe sonst Niemand!

Niemand als mich? fragte Anna, ich bin Ihnen ja noch eine ganz Fremde.

Er sah sie an, als habe er das vergessen, schien aber keine Antwort zu finden, und trat dann schnell zurück, als er die Stimme des Kapitains vernahm,

der eben aus seinem Zimmer auf die Gallerie heraustrat. Sein erster Blick traf Oskar.

Mein Gott! rief er, Sie sind schon hier? Die Sonne wird wie ich erstaunt sein, Sie so früh zu sehen und obenein ganz munter. Man soll nicht sagen, was das Reisen thut! — Er erwartete aber keine Antwort darauf, denn er begrüßte Anna, und wurde auch von der Unterhaltung mit ihr, bald durch Leontinens Erscheinen wieder abgezogen.

Sie hatte ein weißes Morgenkleid angelegt, eine schwarze Spitzenmantille über den Kopf und den Oberkörper geworfen, und große Sträuße von rothen Nelken und Tuberosen vor der Brust und in den Haaren.

Italia! rief der Kapitain ihr entgegen, als er sie gewahrte.

Ja Italia! wiederholte sie, und ich hoffe Herr von Saint Armand, Sie lassen das Prädikat Italia die Schöne gelten.

Ob ich es gelten lasse? fragte der Kapitain, aber Leontine fiel ihm in die Rede. Ich komme Ihnen Allen gewiß recht phantastisch vor mit meinen Blumen, sagte sie, aber wundern Sie sich über dieselben nicht. Ich empfand eine förmliche Nothwendigkeit in mir, mich

doch äußerlich mit meiner Umgebung wenigstens einigermaßen in Harmonie zu setzen.

Sie sind eben eine Künstlerin! bemerkte der Kapitain, und Leontine meinte: über die Ursachen meines Handelns denke ich niemals nach! Aber diesen himmlischen Morgen im dunklen Reisekleide zu empfangen, diese Luft über ein schweres Gewand hinstreifen zu lassen, diese Frische nicht mit dem ganzen Körper einzuathmen, und in diesem Dufte selbst ohne Blumen zu sein, wäre mir ganz, aber ganz unmöglich gewesen. Hätte ich mich nicht vor ihnen geschämt, liebe Anna! so hätte ich mir Reben und Trauben um den Kopf gewunden, und noch viel Thörichteres gethan, um mir doch nur in Etwas Genüge zu leisten.

Sie nahm damit den Strauß von der Brust, zog eine Nelke für den Kapitain daraus hervor, gab Oskar eine zweite, und reichte Anna den Strauß hin, indem sie dieselbe zum Morgengruß umarmte. Nun haben Sie doch Alle Etwas! sagte sie, trat auf den Balkon, breitete die Arme gegen den See aus, und rief mit aufathmender Lust: ach! wenn man doch tausendfache Sinne hätte, dies gottbegnadigte Dasein zu empfinden und zu genießen!

Sie blieb eine Weile im Anschauen versunken

stehen, während der Kapitain sie selbst mit Lust betrachtete, obschon er sich überzeugt hielt, daß diese Toilette und diese Scene für den Effekt berechnet waren, den sie in der That hervorbrachten. Oskar seiner Seits achtete auf Leontine gar nicht. Er hatte die Nelke, welche sie ihm gegeben, gleichgültig auf den Tisch gelegt, und träumte vor sich hin.

Nur Anna blickte mit reinem Antheil auf die Freundin. Sie kannte Leontinens Natur und wußte, daß jede Art von überlegter Schaustellung ihr fremd war, und daß sie die volle Wahrheit gesagt hatte, mit dem Ausspruche, den sie selbst über sich gethan. Ihr ganzes Wesen war schöpferisch und plastisch, ja es war Anna während der Zeit ihres Beisammenseins schon vielmals die Frage aufgestiegen, durch welchen Zufall es geschehen sei, von welchen innern Bedingungen der Organisation es hergekommen, daß Leontine nicht die Dichtkunst, die Malerei, die Schauspielkunst zum Ausdruck ihres geistigen Schaffens gewählt habe? Woher sie sich grade der Musik, grade derjenigen Kunst zugewendet, welche ihrem plastischen Bedürfniß am wenigsten entsprechen konnte, und die in gewissem Sinne als die ihr fremdeste unter den Künsten erscheinen mußte.

Alles was Leontinen begegnete, die Menschen, mit denen sie in Berührung kam, die Gegenden, welche sie sah, die Erzählungen, die man ihr machte, waren ihr Anregungen zum erfindenden Schaffen. Ohne daß sie es wollte, strebte sie, sich die Vergangenheit der ihr fremden Personen klar zu machen. Sie mußte darüber nachdenken, was dieselben gewesen wären, was sie gethan, empfunden hätten? Daneben beschäftigte sie der Gedanke: welchen Einfluß werden sie auf mich üben? welchen Zusammenhang werden sie mit mir haben? Und kaum hatte sie eine neue Bekanntschaft gemacht, sich in einer neuen Umgebung befunden, so wurde diese ihr sofort zu einem Hintergrunde für irgend ein Ereigniß, in welchem sie selbst die Hauptrolle spielte, Jene ihr zu einer Gestalt, der sie irgend welche Schicksale andichtete, oder der sie irgend einen unberechenbaren Zusammenhang mit ihrem eigenen Dasein zuzusprechen sich geneigt fühlte. So war sie innerlich stets bewegt, immerdar gespannt, bald voll räthselhafter Hingebung, bald voll eben so unerklärlichem Mißtrauen, und wie ein phantastischer Dichter immerdar bereit, den augenblicklichen Aufwallungen die Vernunft der Dinge und der Zustände zu opfern. Einen Roman zu lesen fehlte ihr die

Geduld, ihr ganzes Dasein aber bestand aus lauter gelebten Novellen und Romanen, welche sie voll Schwung begann, und die bisher immer in Ueberdruß, Entmuthigung, ja in Verzweiflung ihr Ende gefunden hatten.

Sie selbst hatte über diesen ihren Zustand nicht das leiseste Bewußtsein. Sie glaubte, während ein solches Phantasiegebild sie beschäftigte, mit voller Zuversicht an die Wahrheit ihrer Erfindungen, an die Wahrheit ihrer Gefühle. Weil es ihr aber nur zu oft begegnete, daß diejenigen, welche sie in ihre Phantasiegewebe mit hinein verflocht, ihren Voraussetzungen nicht entsprachen, ihre Erregungen nicht theilten, so war Leontine dahin gekommen, sich für eine unverstandene Seele zu halten, und sich zwanglos ihrer Selbstbewunderung hinzugeben, wenn sich ihr zu solcher die Gelegenheit darbot. Selbsttäuschung isolirt den Menschen immer und zwingt ihn bald auch zur Geringschätzung der Andern.

In diesem Augenblicke, da Leontine sich von der Schönheit der südlichen Natur ergriffen fühlte, überließ sie sich ohne Rückhalt diesem Zauber. Mit dem neuen Eindruck, der sie erfaßte, wurde sie sich gleich wieder gegenständlich. Sie sah sich selbst auf dem

Hintergrunde dieses Himmels, unter diesen Bäumen. Südliches Leben, südliche Menschengestalten, verschwimmende Erinnerungen aus der Poesie des Südens, Nächte voll Gesang und Mandolinenklang wurden damit in ihrem Geiste hervorgerufen, und sie empfand sich hineingehörend in die Romantik, welche der Moment in ihr heraufbeschwor. Sie mußte also geschmückt sein wie diese Natur, sie fühlte ihre Vergangenheit nicht mehr, es war licht und frisch in ihr wie um sie her.

Eine Weile hatte sie so dagestanden, dann wendete sie sich plötzlich um, und sagte: So! nun weiß ich, daß ich in Italien bin! und nun können wir weiter leben. — Wie haben Sie geschlafen, beste Anna? Was unternimmt man heute, Herr von St. Armand?

Der Kapitain meinte, das hänge vor allen Dingen davon ab, wie lange man hier am See verweilen wolle? Anna sprach also den Wunsch aus, diese Gegend nicht so schnell zu verlassen, Leontine hingegen wollte davon Nichts hören.

Wenn ich irgendwo die höchste Gunst des Augenblickes genossen habe, sagte sie, so zwingt mich eine abergläubische Angst, oder nennen Sie es lieber eine heilige Scheu, von dem Orte fort zu gehen.

Aber weshalb das, gnädige Frau? fragte Saint Armand.

Ich habe zu oft den Wechsel des Lebens erfahren, entgegnete Leontine, um ihn nicht überall zu fürchten; und doch mag man sich den Gedanken an etwas Schönes rein erhalten. Sollen wir hier zum Beispiel warten, Tage und Tage lang, bis der Himmel sich wieder verdunkelt wie gestern Abend, bis wir die Ueberzeugung gewinnen, daß auch hier kein Paradies zu finden sei? Heute ist's schön! das Heute wollen wir genießen — und dann vorwärts!

Das ist ja eine ächt männliche Theorie! rief der Kapitain. Mit diesen Gesinnungen hätten Sie das Leben eines Kriegers auf sich nehmen können, wie ich es durch viele Jahre führte. Schnelle Lust, schneller Schmerz, und endlich auch ein schneller Tod, wenn das Lebensglück sich bis zum Sterben gleich bleibt. Aber das Gemüth der Frauen pflegte sich sonst gegen diese Reiterphilosophie zu sträuben.

Ja! rief Leontine, wenn ich das Glück hätte Gemüth zu haben, dann dächte ich wohl auch anders.

Sie haben also kein Gemüth? fragte der Kapitain halb erstaunt, halb scherzend.

Nein! antwortete Leontine ernsthaft, ich habe nur

ein Herz, und das ist eben mein Unglück gewesen von Jugend an. Das Gemüth ist geduldig und kann sich fügen, das Herz ist ein Despot. Es empört sich in mir, sobald es nicht gänzlich unterjocht ist. Und dem Unwürdigen gegenüber würde es eher brechen, ehe es sich besänftigen ließe.

Diese Wendung der Unterhaltung mißfiel Anna. Es verletzte sie, eine Frau in solcher Weise über sich und ihre Gefühle mit einem fremden Manne sprechen zu hören; und dennoch konnte sie Leontinen auch darüber nicht zürnen. Sie hatte nur Mitleid mit ihr. Das Gespräch ablenkend, drückte sie den Wunsch aus, wenigstens ein Paar Tage hier zu weilen, und Leontine erklärte sich nun auf Anna's Vorschlag, mit Unterordnung ihrer eigenen Neigung schnell dazu bereit. Auch der Kapitain fand es angenehmer nicht gleich aufzubrechen, und Oskar wurde nicht von ihm befragt. Niemand achtete auf ihn, nur Anna sah die Zufriedenheit, mit welcher er den Entschluß des Kapitains begrüßte.

Sechstes Kapitel.

Der Tag war mit dem Besuche der Inseln hingegangen. Am Abende, als man in das Hotel zurückkam, saßen der Doctor und seine Tochter in dem großen Saale. Der Doctor schrieb, Flora stickte an einem Halskragen, während die Theekanne auf dem Wasserkessel dampfte. Mit dem freundlichen Bedauern, Anna den ganzen Tag hindurch nicht gesehen zu haben, ging Flora ihr entgegen. Wir hatten uns auf den Abend vertröstet, sagte sie. Mein Vater ist gleich mit seiner Arbeit fertig, und dann bleiben wir hier ruhig beisammen, wenn es Ihnen recht ist.

Sie nahm Anna dabei mit mädchenhafter Dienstlichkeit den Hut und Shawl ab, rückte ihr einen Stuhl an den Theetisch, und machte mit gewandter Zuvor-

kommenheit die Wirthin, als befände sie sich in ihrem eigenen Hause. Dabei erzählte sie, wie sie den Tag verlebt, wie sie mit dem Vater einen Spaziergang am See gemacht, und eine Familie besucht habe, deren ältestem Sohne der Doktor bei einer frühern Anwesenheit das Leben gerettet hatte. Nichts in Flora's ganzem Wesen verrieth dabei jene Erregung, welche das Reiseleben allen Denen mittheilt, die es nicht gewohnt sind. Neben hastigen Menschen erscheint der Ruhige aber immer zu seinem Vortheil.

Das Wohlgefallen, welches Anna schon gestern an dem jungen Mädchen gefunden hatte, steigerte sich dadurch, und als der Doktor seine Papiere geordnet hatte und sich zu den Andern gesellte, fand man sich bald auf das Bequemste zusammen. Da Oskar mit Anna zurückgekehrt war, und diese ihm freundlich begegnete, forderte der Doktor auch ihn zum Dableiben auf, und wie von selbst lenkte sich das Gespräch auf das Schloß der Isola Bella, welches die Reisenden am Morgen besucht hatten, auf die Gemälde, welche man dort gesehen, auf die einzelnen geschichtlichen Thatsachen, mit denen es im Zusammenhange stand. Der Doktor brachte damit manche andere Gegenstände, wie der Anlaß sie bot, in leichte Verbin-

dung. Er hatte die halbe Welt durchreist, hatte überall mit scharfem Sinne beobachtet, war ein durchweg gebildeter Mann, und es gab also kaum einen Bereich des Wissens und der Kunst, in welchem er nicht Bescheid wußte, kaum einen bedeutenden Punkt in Europa, an den sich für ihn nicht, außer den wissenschaftlichen Interessen, auch persönliche Erinnerungen an eigene Erlebnisse oder an bekannte Personen knüpften.

Da er mittheilsam war, wie alle diejenigen es werden, die im täglichen Verkehr mit Fürsten für deren Unterhaltung Sorge tragen müssen, so schwand die Zeit für Anna schnell dahin, aber sie bemerkte mit Erstaunen, daß Oskar fast theilnahmlos dabei saß. Mitunter schien es ihr, als höre er nicht zu, dann wieder, als verstehe er nicht, wovon die Rede sei; und endlich mußte dies auch Flora aufgefallen sein, denn als Anna der Mosaikfußböden des Schlosses erwähnt, und der Doktor dabei der kostbaren Mosaiken im Vatikane und in Neapel gedacht hatte, wendete sich Flora mit der Frage an Oskar: ob ihn denn die Pracht dieses vielfarbigen Marmors im Schlosse auf der Insel nicht überrascht habe?

Ueberrascht? wiederholte er, o nein! Mein Vater

hatte selbst einen solchen Fußboden aus Italien mitgebracht, und ihn bei uns auf Dalholm in einem Saale legen lassen. Ich gebe aber Nichts darauf.

Also geben Sie wohl auch Nichts auf Statuen und Bilder? fragte Flora scherzend.

O doch! meinte er, ich habe Kunstwerke gesehen, die mich sehr bewegt haben. Aber hier im Schlosse, diese Märtyrer und Heiligenbilder, die sind ja häßlich. Das ist ja nur katholische Götzendienerei! Und übrigens — er hielt inne — wenn auch ein ganzes Haus voll ist voll Kunstwerken und Herrlichkeiten, das macht nicht besser und nicht glücklicher.

Er sagte das mit großer Entschiedenheit, und versank dann wieder in sein Schweigen.

Flora betrachtete ihn mit einer Art von Neugier, Anna wurde nachdenklich, so daß der Doktor fast allein die Kosten der Unterhaltung zu tragen hatte, bis der Hauptmann und Leontine heimkehrten, die sich noch einmal hatten in den See hinausrudern lassen, um den Anblick der Inseln im Mondlicht zu genießen. Aber auch diese Beiden brachten die Heiterkeit des vorigen Tages nicht mit sich zurück. Leontine war bleich, und als die Freundin sie fragte, was ihr begegnet sei, antwortete sie: das Schlimmste, was

mir begegnen kann. Ich bin mir selbst in meinen Erinnerungen begegnet.

Dann wendete sie sich zu dem Kapitain, und sagte: da wir voraussichtlich noch eine Weile beisammen bleiben, Herr von Saint Armand, so will ich Ihnen ein Mittel geben, Ihnen und allen Andern, wie Sie mich immer in der besten Laune erhalten können.

Worin besteht das? fragte der Doktor.

Sprechen Sie nur von der Zukunft mit mir, denn an die Zukunft kann ich oftmals noch glauben wie ein Kind. Aber erinnern Sie mich nicht, daß ich schon vor dem gegenwärtigen Tage lebte. Es fällt mir dann gleich ein, daß die ganze Vergangenheit sich ebenfalls aus lauter abgestorbener Zukunft aufbaute, an die man auch einmal geglaubt hat, und daran mag ich nicht denken.

Mit dieser Ansicht, gnädige Frau! bemerkte der Doktor, machen Sie, vielleicht gegen Ihren Willen, ein sehr ernstes Geständniß.

O nein! rief Leontine, das ist eben kein besonderes Geständniß, das kann man jedem Menschen sagen. Ich wiederhole ja nur das Zauberwort des alten Kindermährchens: Vor mir Licht und hinter mir Dunkel! — Und glauben Sie mir, in diesem Zauber=

spruche liegt die einzige Philosophie, die sich mir als eine praktische bewährt hat. Vorwärts leben und niemals an das Gestern denken, das ist Alles, was dem Menschen übrig bleibt, wenn er überhaupt das Leben ertragen will.

Sie nahm mit den Worten gleichsam Abschied von der Gesellschaft, indem sie Allen einen gemeinsamen Gruß zunickte. In der Thür wendete sie sich noch einmal um: Das Heute haben wir glücklich überwunden, sagte sie, beten Sie vor dem Einschlafen um ein schönes Morgen; und damit gute Nacht!

Sie ging hinaus, auch die Uebrigen zogen sich bald zurück. Nur der Kapitain blieb noch in dem Saale seine Cigarre zu rauchen, und Anna hörte ihn lange auf der Gallerie vor demselben auf und niedergehen, denn die Erlebnisse der letzten Tage hielten sie wach und beschäftigt.

Mit Sorge überdachte sie die Aeußerungen, welche Leontine gegen die Fremden gethan, die Mittheilungen, welche sie denselben über sich gemacht hatte, weil Beide für Leontine den nachtheiligsten Deutungen freien Spielraum ließen. Anna hatte sich ihr zwar mit dem festen Vorsatze angeschlossen, ihr nach bestem Vermögen zu dienen, aber erst jetzt konnte sie es voll-

ständig übersehen, in welchem Grade Leontine eines Beistandes gegen sich selbst, einer Stütze gegenüber den Andern bedürftig war. Und doch ging mit dieser gewonnenen Erkenntniß für Anna die traurige Ueberzeugung Hand in Hand, daß ein Abmahnen und Warnen im einzelnen Falle wenig Beachtung bei Leontinen finden würde, und daß auf eine Wandlung ihres eigentlichen Wesens nicht zu rechnen sei, weil Nichts in ihr fest stand, als die große Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen und die Sehnsucht nach einem Glück, dessen ruhige Dauer sie schnell ermüdet haben würde, und von dem sie selbst sich, je nach ihren augenblicklichen Stimmungen, die verschiedenartigsten Vorstellungen zu machen pflegte. Dadurch war sie aber in gewissem Sinne auch für ihre nächsten Freunde unberechenbar. Wenn Anna ihr rathen zu können meinte, mußte sie oft erst wieder zu begreifen suchen, was Leontine beschäftigte. Wo sie hindern wollte, mußte sie geschehen lassen, wo sie einen Anhalt zu bieten hoffte, mußte sie sich hüten nicht mit fortgerissen zu werden, und es erneute sich ihr dadurch die Erfahrung, daß man den Menschen im Allgemeinen nur wenig helfen kann, weil sie meist nur sich auszusprechen denken, indem sie uns ihr Vertrauen ge-

währen, und in der Regel nur die Bestätigung ihrer eigenen Meinung zu hören wünschen, wenn sie Rath von uns verlangen.

Diese Betrachtungen führten sie dann zunächst auf Oskar hin. Menschen wie Anna, deren Empfinden und Denken folgerecht sind, haben nothwendig eine Scheu vor dem Zufälligen und Willkührlichen, denn sittlicher Ernst macht im Allgemeinen vorsichtig und zurückhaltend. Nur Gedankenlose und Egoisten lassen sich ohne Prüfung in neue Bekanntschaften und Lebenslagen verwickeln: die Einen, weil sie ausschließlich an die augenblickliche Befriedigung denken, die Andern, weil sie ein für allemal entschlossen sind, sich und ihren Vortheil mit Aufopferung jedes fremden Anrechtes zu sichern und zu wahren. Anna befand sich aber weder in dem einen noch in dem andern Falle, und sie wußte weder was sie von Oskar denken, noch was sie mit ihm beginnen sollte.

Es lag etwas Räthselhaftes, ja eigentlich etwas so Unverständiges in dem Zutrauen, welches er ihr so plötzlich und so lebhaft entgegenbrachte, daß es geeignet gewesen wäre, Mißtrauen zu erwecken, hätten das klare Auge und die kindliche Einfachheit des Jünglings nicht für ihn gesprochen, und für ihn ein-

genommen. Wie aber eine so schüchterne Natur zu einer so großen Hingebung an eine völlig fremde Frau bewogen werden könne, das ließ sich nur durch das dringendste Bedürfniß nach irgend einer Theilnahme erklären, und forderte damit zugleich die Frage heraus, weshalb der Jüngling sich für die Reise einem Manne angeschlossen hatte, der ihm jenes Bedürfniß nach Theilnahme in keiner Weise zu befriedigen schien? Anna's Mitleid und ihre Neugier, ihre Hinneigung zu einem so Ungewöhnlichen, und ihre Scheu vor dem Außergewöhnlichen, sprachen abwechselnd für und wider ihn, bis sie sich selbst den Vorwurf machte, daß sie die Gefühlsaufwallung eines Jünglings viel zu ernsthaft nehme, daß sie in den Fehler Leontinens verfalle, sich Abenteuer zu erträumen, und daß sie nichts Klügeres zu thun habe, als Oskar wie jeden Andern ruhig gewähren zu lassen, so lange der Zufall des Reiselebens sie nebeneinander festhielt, was voraussichtlich nicht eben lange dauern konnte. Denn Saint Armand und Oskar wollten Rom so schnell als möglich erreichen, weil der Erstere die Oktoberfeste mitanzusehen wünschte. Die übrige Reisegesellschaft aber dachte in den Städten auf dem Wege je nach Neigung zu verweilen, und schon in Mailand sollte

man von einander gehen. Damit war denn Alles zu Ende, und Anna hatte in den folgenden Tagen Ursache, ihre eigene Vorsicht, ihre Bedenken zu belächeln, so weit sie sich auf sie selbst und auf Oskar's Vertrauen zu ihr bezogen.

Als habe der Eintritt in Italien die Spannung beendet, in welche man sich durch die Erwartung desselben versetzt gefühlt, so gleichmäßig lebten die Reisegefährten neben einander hin. Selbst Leontine überließ sich dem ruhigen Genusse der Natur, sie verlangte nicht nach besonderen Lustfahrten oder nach weiteren Spaziergängen, ja sie nahm sogar hie und da ein Buch zur Hand, was bei ihr immer das Zeichen eines augenblicklichen inneren Friedens war.

Der Hauptmann hatte an der Wirthstafel einen Gutsbesitzer der Gegend gefunden, der ihm die Jagd auf seinem Reviere angeboten, und kam er dann von derselben zurück, so empfing ihn Leontine wie einen alten Bekannten, von dem man nichts Neues mehr zu erfahren hat, als die Erlebnisse des letztvergangenen Tages. Ihr Bestreben, sich geltend zu machen, und des Hauptmannes auffallende galante Huldigung für sie, hatten aufgehört. Sie ließ sich in ihren Stimmungen mit Sicherheit gehen, der Hauptmann

behandelte sie, als solle seine achtungsvolle Fürsorge für sie, die unangemessene Lebhaftigkeit seiner ersten Bewerbung um ihre Aufmerksamkeit vergessen machen, und es war Etwas in ihm, das auch die Andern für ihn einnahm, abgesehen davon, daß er viel erlebt hatte, und trefflich zu erzählen wußte.

Saint Armand war nämlich zu Anfang des ersten französischen Kaiserreiches in Paris geboren. Sein Vater, ein Jugend- und Waffengenosse des Marschalls Bernadotte, hatte einer alten, aber verarmten Adelsfamilie des Südens angehört, und war dem Marschall nach Stockholm gefolgt, als man diesen zum Erben der schwedischen Krone erwählt hatte. Indeß schon der erste nordische Winter hatte dem General Saint Armand das Leben gekostet, und Viktor, sein einziger Sohn, war der Fürsorge seines königlichen Beschützers anheimgefallen, der ihn in einer Militair-Akademie erziehen ließ. Er war frühzeitig Offizier geworden, und eine günstige Laufbahn im Militairdienst hatte vor ihm offen gelegen; aber für die Lebhaftigkeit des jungen Franzosen hatte der Gedanke an eine ruhig fortschreitende Zukunft, keinen Reiz gehabt. Die Erinnerung an das schnelle Emporsteigen der jungen Helden in der Kaiserzeit, die glänzenden Schilderun-

gen, welche seine Mutter ihm immer von Paris gemacht, die Sehnsucht, welche im Norden fast ein Jeder nach dem südlicheren Himmel fühlt, das Alles vereint hatte Viktor bewogen, so bald als thunlich einen mehrjährigen Urlaub nachzusuchen, und Schweden, Behufs einer längern Reise zu verlassen.

Es war wenig Jahre nach der Juli-Revolution, als der junge Saint Armand zum ersten Male das Land seiner Väter und seine Geburtsstadt, das glänzende Paris, betreten hatte. Nach der strengen Erziehung in der Akademie, nach der Art von Ueberwachung, welche die Fürsorge des Königs immer über den Sohn des Freundes geführt, hatten die völlige Freiheit und der Reiz der neuen Zustände doppelt verführerisch auf Saint Armand gewirkt, und das Ende des zweiten Winters, den er in Paris verlebt, hatte ihn zwar in dem Rufe eines glänzenden Kavalires und trefflichen Kameraden, aber völlig ruinirt in seinen finanziellen Verhältnissen, und übersättigt von Genuß gefunden.

Mittellos in die Heimath zurückzukehren, den Dienst wieder anzutreten, nachdem er anderthalb Jahre in freier Willkür gelebt, hatte ihm unerträglich geschienen, und gezwungen einen Ausweg zu suchen, der

ihm, mit längerer Entfernung von dem nordischen Adoptivvaterlande, zugleich die Aussicht einer neuen und schnellen Laufbahn darbot, hatte er Dienste in der Fremdenlegion genommen, welche Frankreich zur Unterwerfung Algiers unterhielt. Von eiserner Gesundheit, entschlossen und muthig bis zur Verwegenheit, schien Saint Armand recht eigentlich dazu geschaffen in jenen wilden abenteuerlichen Kämpfen sein Glück zu machen. Aber der Zufall war ihm nicht günstig, und nach acht langen Jahren des beschwerlichsten Lebens, nach acht Jahren, in denen er, auch nach dem Zeugniß seiner Kameraden, keine Gelegenheit sich auszuzeichnen versäumt, hatte er seinen Abschied genommen, ohne mehr erworben zu haben, als das Epaulett des Hauptmanns, den Orden der Ehrenlegion, und eine bescheidene Pension.

Sein Thatendrang und seine Lust nach Abenteuern waren reichlich gebüßt. In Paris hatte er die früheren Lebensgenossen theils in Rang und Ehren, theils in ruhigen Familienkreisen wieder gefunden; und es denjenigen seiner einstigen Gefährten gleich zu thun, welche noch das üppige Dasein genußsüchtiger Junggesellen führten, hatten seine beschränkten Verhältnisse ihn abgehalten. Das gleichförmige Leben

eines pensionirten Hauptmanns auszuhalten, hatte ihn aber grade in Paris ganz unerträglich gedünkt, und gezwungen, an die Wahl eines Aufenthaltes zu denken, hatten sich seine Gedanken nach Stockholm zurückgewendet, wo er immer noch mit einem gewissen Anstande leben zu können glaubte.

Auf einen Wiedereintritt in die schwedische Armee, durfte er nach zehn Jahren der Abwesenheit freilich nicht mehr rechnen. Aber er hatte seine französische Pension, er war Hauptmann, er trug das Offizierkreuz der Ehrenlegion, er war reich an Erfahrungen, hatte sich im Leben versucht, hatte in allen Verhältnissen den Ruf eines Braven hinterlassen, und er war völlig überzeugt, daß sich auf eine oder die andere Weise für ihn in Schweden, unter dem Schutze des Königs, eine erwünschte Carriere eröffnen werde. Indeß er hatte bei diesen richtigen Voraussetzungen einen Faktor nicht in Betracht gezogen, die Abneigung der Nordländer gegen das Ungewöhnliche und Abenteuerliche, wo es ihnen an einem ihres Gleichen entgegentritt, und die Ausschließlichkeit der eingeborenen Adelskaste.

Anfangs freilich hatte der Hauptmann keinen Grund gehabt, seine Rückkehr in den Norden zu be-

dauern. Der vielerfahrene, greise König hatte ihn mit gnädigem Antheil bei sich empfangen und Wohlgefallen bezeigt an den Erzählungen der Kämpfe und Feldzüge, welche der Hauptmann bestanden. Er war öfters am Hofe zur Tafel geladen worden, und die Hofzirkel waren diesem Beispiele gefolgt. Der Hauptmann war ein angenehmer Gesellschafter, ein ausgezeichneter Reiter und Jäger, das hatte ihm bei den Frauen und bei den Männern seinen Platz schnell angewiesen, und man hatte ihm eingeräumt, daß er troß seiner abenteuerlichen und verfehlten Laufbahn ein stattlicher Kavalier und ein Mann von Ehre sei. Indeß kaum war man gewahr worden, daß Saint Armand noch mehr verlange als angenehme gesellige Verhältnisse, daß er noch eine Carriere machen wolle, daß er Ehrgeiz habe, als er auf einen entschlossenen und festen Widerstand gestoßen war.

Wo immer er sich einen neuen Wirkungskreis und damit neue Aussichten zu eröffnen hoffte, war man ihm gleich überall mit der scharfen und abweisenden Bemerkung entgegen getreten, daß sein unruhiges Leben ihn für jede andauernde Beschäftigung untauglich gemacht habe. An der Militair-Akademie, an welcher er ein Lehramt gewünscht, hatte man einge-

wendet, das Beispiel eines Offiziers, der aus Sucht nach Abenteuern den regelmäßigen Dienst verlassen habe, sei verderblich für die Schüler. Bei industriellen Unternehmungen, bei Bergwerken und dergleichen, in denen er seine mannigfachen Kenntnisse zu verwerthen gedachte, hatte man es mit einem Hofmann, einem Kavaliere nicht wagen mögen, und gerade diese Versuche, sich fortzuhelfen, hatten seine Standesgenossen darüber aufgeklärt, daß er Nichts als die nothdürftigen Mittel besitze, den mäßigen Bedürfnissen eines unverheiratheten Edelmannes zu genügen. Auf eine förderliche Heirath, auf welche er gelegentlich bis dahin wohl gehofft, waren nach dieser Entdeckung die Aussichten um ein Wesentliches verringert worden, und obschon die Gunst des Königs ihn zum Kammerjunker ernannt hatte, und seine materielle Lage dadurch um Etwas verbessert worden war, hatte Saint Armand nicht dahin gelangen können, sich mit dem stolzen Adel Schwedens in das Gleichgewicht zu setzen.

Man hatte ihn gelten lassen, wenn er es angenommen, als ein Fremder, als ein unterhaltender Gast, gleichsam als ein Virtuose des Lebens und der Geselligkeit betrachtet zu werden. Man hatte ihm

damit eine gewisse höhere Beachtung zugestanden, als sie manchem heimischen Edelmanne zu Theil wurde, aber man hatte ihn damit zugleich von den hergebrachten ruhigen Verbindungen abgeschieden, von den Freunden und Menschen, mit denen man als seines Gleichen lebte, und von denen man nichts Besonderes zu erfahren hatte, weil man sie und ihr Schicksal wie sich selber kannte.

Anfangs hatte der Hauptmann gemeint dieses sonderbaren Vorurtheils, dieser peinlichen Auszeichnung Herr werden zu können. Indeß ist nichts zäher und unzerstörbarer als die Vorurtheile und selbst die Grillen einer Kaste. Saint Armand hatte es endlich gewahren müssen, daß ihm Nichts übrig bleibe, als sich zu entfernen, oder sich so gut er konnte, in die falsche Lage zu schicken, in welche er sich gedrängt fand, und persönliche Anhänglichkeit und Dankbarkeit für den greisen Herrscher, der ihn gern sah, hatten ihn zu dem Letzteren bewogen.

Von diesem Zeitpunkte ab waren seine Verhältnisse nach Außen unangefochten geblieben. Er hatte seinen Platz am Hofe gehabt, er war einer der gesuchtesten Gesellschafter gewesen, er hatte zu wählen gehabt zwischen den Einladungen der ersten Fami-

lien, er war überall ein sehr willkommener Gast gewesen, und man hatte dafür Nichts weiter von ihm verlangt, als daß er eben auch nichts anderes sein oder werden wolle. Jahre waren auf diese Weise hingegangen, in denen kein äußerer Genuß seinem Leben gemangelt, in denen alle seine Bekannten die feste Ueberzeugung gewonnen hatten, daß er zufrieden sei, aber er selber hatte es nicht vermocht, sich auszusöhnen mit dem Loose, das ihm hier geworden war. Umsonst hatte er sich vorgehalten, daß an allen Höfen zahlreiche Cavaliere ein gleiches Dasein führten; er hatte weder den Müssiggang, noch die einförmige Ruhe, noch jene Abhängigkeit ertragen lernen, in welcher Jeder sich befindet, der von der Gesellschaft Zuvorkommenheiten und Annehmlichkeiten empfängt, ohne sie zurückgeben zu können. Er hatte sich fortdauernd verletzt und gekränkt, aber nie gedemüthigt empfunden, und war schon lange mit dem Gedanken umgegangen, Schweden womöglich wieder zu verlassen, als der König, seinen Wünschen entgegenkommend, ihm den Vorschlag machte, Oskar, für den man einen Mentor wünschte, als solcher auf einer mehrjährigen Bildungsreise durch Europa zu begleiten.

Wie der Leidende ein Heilmittel ergreift, auch wenn es ihm nur für den Moment eine Linderung verspricht, so hatte der Hauptmann das Anerbieten angenommen, Oskar zu begleiten, den man ihm zwar als unentwickelt und eigenartig, aber als sehr fügsam geschildert. Der Hauptmann sollte ihn in die Welt einführen, und so weit es thunlich war, die Gesammtbildung des jungen Mannes zu fördern suchen. Indeß wider alles Erwarten zeigte derselbe eine feste Abneigung gegen die sogenannte Gesellschaft, in der zu erscheinen er mit eigensinniger Beharrlichkeit verweigerte, während er daneben eine vollständige Gleichgültigkeit gegen das Sehenswerthe, das die Reise bot, wie gegen die Genüsse des Luxus kund gab, welche sich ihm eröffneten. Der Hauptmann wäre versucht gewesen, ihn für gemüthskrank oder stumpf zu halten, ohne die Züge eines lebendigen Gefühls und eines oft sehr scharfen und graden Urtheils, denen er in Oskar bei verschiedenen Anlässen begegnet war. Dennoch aber wußte Saint Armand mit seinem Gefährten oft nicht, was beginnen.

Dem reifen Weltmanne, dem seit Jahren zerstreuender Lebensgenuß oft das einzige Mittel gegen die sich in ihm regende Lebenssattheit und Menschen-

verachtung gewesen war, dem thatkräftigen Franzosen fehlte jedes Verständniß und jede Handhabe für den jungen träumerischen Sohn des Nordens, und trotz einer gemeinsamen sechsmonatlichen Reise, waren die Beiden einander nicht näher getreten, als am ersten Tage derselben.

Dieser Zustand war für Beide peinlich. Der Hauptmann, welcher auf Oskars Kosten reiste, und dem daneben ein Jahrgeld für die Begleitung desselben zugesichert worden, fand es drückend, ihm so wenig zu nützen und ihm nicht angenehm zu sein, während Oskar mit feinem Herzen sich vergebens mühte, den älteren Mann es nicht fühlen zu lassen, wie wenig er sich zu ihm hingezogen finde. Den Jüngling hielt die Achtung vor dem Wunsche und der Anordnung des Königes zurück, an eine Trennung von dem Hauptmann zu denken, und dieser wiederum sagte sich, daß ein Anderer an seiner Stelle dem sonderbaren jungen Manne auch nicht mehr zu leisten im Stande sein würde, und daß er also ruhig neben ihm bleiben und abwarten könne, wie ihr Verhältniß sich gestalten, welchen Weg Oskars Entwickelung allmälig nehmen werde. Er ließ deshalb seinen Zögling frei gewähren, dessen Wünsche und Bedürfnisse sehr einfach waren, und

Oskar war zufrieden, wenn der Hauptmann sich und seinen Gewohnheiten lebte, ohne sich um ihn des Weiteren zu kümmern.

Wo aber in einem Zusammenleben sich keine Zuneigung erzeugt, da wächst ebenso unmerklich als nothwendig die Abneigung hervor, und als wolle er vergessen, wie ermüdend die Nähe Oskars auf ihm laste, wie unangenehm ihm die Gebundenheit neben demselben geworden, so hastig hatte der Hauptmann sich Leontinen entgegengebracht, so rückhaltlos hatte er sich ihrem zerstreuenden Zauber überlassen. Ihre Philosophie, am Tage den Tag zu leben, sich um jeden Preis über die Stunde des Kummers und der Sorge fortzuhelfen, war seit vielen Jahren oft genug die seinige gewesen, und mit der Selbstsucht, welche jene Philosophie nothwendig erzeugt, hatten sie einander als einen Zeitvertreib erfaßt, ohne daran zu denken, daß Stoffe, welche sich gewaltsam anziehen, sich auch festhalten, wenn sie sich gefunden haben.

Leontinens absichtliche und zufällige Geständnisse hatten den Hauptmann neugierig gemacht ihre Vergangenheit zu kennen. Sie hatte ihm nach kurzer Bekanntschaft bald genug von sich erzählt, ihm jenes Interesse einzuflößen, welches Männer seiner Art

immer an den Frauen nehmen, die schwach sind durch die Stärke ihrer Leidenschaft, und von deren unberechenbaren Stimmungen sie in beständiger Spannung erhalten werden. Anfangs war es einzig die Lust an diesem Spiele gewesen, die ihn an sie gefesselt, eine Art von geistiger Kraftübung, in der er sich selbst genoß und wohlgefiel; indeß schon nach wenig Tagen, hatte er ein Vergnügen daran gefunden, Leontinen die unangenehmen Erinnerungen durch heitere Eindrücke fern zu halten, und ihr mit dem Gedanken an ihre Begegnung auf der Reise zugleich das Andenken an einige Tage voll ungetrübter Heiterkeit zu bereiten.

Die achtsame Sorgfalt, welche er für sie trug, wurde ihm aber selber schnell zu einem langentbehrten Genusse. Seine Jugend, in welcher er für eine verehrte Mutter, für eine früh gestorbene und sehr geliebte Schwester, sich also bemüht, wurde ihm mit allen ihren Erinnerungen dadurch plötzlich wieder nahe gerückt. Er fühlte, worauf er verzichtet in den langen Jahren des Kriegslebens; er dachte daran, daß seine beschränkten Verhältnisse, seine geringen Aussichten ihn zur Ehelosigkeit verdammten, wenn er nicht einer Frau begegnete, die unabhängig und vermögend, ihm

ihr Herz zuwenden und seine Zukunft mit der ihrigen vereinen würde. Er dachte dabei eigentlich nicht grade an Leontine, aber mitten in der kurzen Rast des Reiselebens überkam ihn die Sehnsucht nach einer bleibenden Stätte, nach dem eigenen Heerde; gegenüber dieser Frau, welcher Jedermann der sie kannte, die Fähigkeit für das Familienleben absprach, kam ihn das Verlangen an, eine Familie zu haben, Menschen, deren Wohl und Wehe von ihm abhing und die auf ihn gewiesen waren.

Leontine, wie immer vom Augenblick beherrscht, fand die Vorsorge des Hauptmanns in jedem Betrachte angenehm. Sie hatte es während ihres Aufenthaltes in der Schweiz so lange entbehrt von der Achtsamkeit eines Mannes umgeben zu sein, sich mit ihren kleinen Bedürfnissen an ihn wenden, ihm danken und ihn auch wieder tadeln und schelten zu dürfen, daß es ihr jetzt sehr wohl gefiel, sich bei ihren Spaziergängen auf den Arm des Hauptmanns zu stützen, sich von seiner Hand geführt und gehalten zu wissen, wo sich irgend ein Hinderniß im Wege fand, und mit ihm zu schmälen, wenn er dergleichen nicht gänzlich für sie zu beseitigen wußte. Sie glaubte bald nie einen Mann gekannt zu haben, dessen Dienste

ihr so angenehm gewesen wären. Der Hauptmann seiner Seits meinte nie einer Frau mit größerem Vergnügen gedient zu haben, und Beide waren innerlich im Augenblicke auch darin übereinstimmend, daß sich mit Jemandem behaglich zu fühlen fast noch süßer sei als ihn zu lieben, weil Behagen das innere Gleichgewicht befördert, Liebe aber es nur zu oft stört oder gar zerstört.

Der Hauptmann sprach nicht mehr von seinem Plane, früh im September noch Rom zu erreichen, um noch einen Aufenthalt im Gebirge zu machen, Oskar erinnerte an die Abreise noch weniger, und da der Doctor ohnehin vorgehabt hatte, einige Zeit hier am Lago Maggiore zu verweilen, so bildete sich ein erquickliches Stillleben für die ganze kleine Gesellschaft, wie es Reisenden selten, und Fremden mit einander noch seltener zu Theil wird. Der Hauptmann war nur für Leontine da, Anna hielt sich meist zum Doctor, dessen Ernst ihr angemessen und dessen Belehrung ihr erwünscht war, und ohne daß sie es suchte, fiel Oskar dadurch der schönen Flora zu Theil, da ihre Jugend die Beiden ohnehin aufeinander anwies.

Man hatte ein Paar gute Pferde gefunden, Flora und Oskar, Beide in körperlichen Uebungen gewandt,

ritten viel spazieren, oder Oskar fuhr das Mädchen im Kahne auf dem See, und waren sie dann wieder im Salon beisammen, so pflegte der Jüngling sich meist mit Lesen zu beschäftigen, wozu er ausschließlich die deutschen Werke seiner Reisegefährten erbat und benutzte. Für Anna legte er noch immer den gleichen Antheil, die gleiche Verehrung an den Tag, aber diese Empfindungen hielten sich in den gemessenen Formen, und eine Fortsetzung jenes Gespräches, welches er mit ihr am ersten Tage so plötzlich und unerwartet herbeigeführt, hatte er nicht wieder versucht. Anna glaubte also, sich jene augenblickliche Hingebung Oskars damals sehr richtig als eine Aufwallung der Jugend gedeutet zu haben, und hatte ihre Freude daran, wenn sie Oskar und Flora, Beide so jung und schön, in ruhigem Verkehre um sich haben konnte.

Siebentes Kapitel.

Fast vierzehn Tage hatte man an den Ufern des See's, von dem herrlichsten Wetter begünstigt, zugebracht, als man des Morgens beim Erwachen den Himmel ganz bedeckt mit Wolken fand. Ihr grauer Schein spiegelte sich bleifarbig in dem Wasser, das sich in langsamen, schweren Wogen unter dem warmen, kaum fühlbaren Luftzuge bewegte, der von Süden herüberkam. Ueberall wirbelte von Zeit zu Zeit der Staub empor, und machte die ohnehin drückende Luft noch schwerer. Die Bäume standen da wie abgestorben, so bewegungslos und grau, die Blumen ließen die Köpfe hängen, unruhig schossen die Vögel über dem Wasser und über den trockenen heißen Boden des Ufers hin, und auf den Menschen lastete drückend die dumpfe unbewegliche Schwüle der Luft.

Heute haben wir Scirokko! sagte die Dienerschaft des Hauses jedem Gaste, zu dem sie in das Zimmer eintrat, und Jeder empfand es, ohne daß man es ihm zu sagen brauchte. Alle Fenster blieben geschlossen, nur im Hause öffnete man, so weit es thunlich war, die Zwischenthüren der Zimmer, und obschon die Reisenden sich anschickten, die Stunden in gewohnter Weise hinzubringen, wirkte doch die Luft eine müde Lässigkeit in ihnen, daß man sogar die Unterhaltung schon als eine Anstrengung betrachtete, und einer nach dem andern sich aus dem gemeinsamen Salon zurückzog, oder schweigend zu einem Buche griff.

Am Meisten hatte Leontine sich über den lähmenden Einfluß des Wetters beklagt, und sie war auch die Erste gewesen, welche die Gesellschaft verlassen. Als Anna zu ihr kam, lag sie mit geschlossenen Augen auf einem Divan, daß die Freundin sie schlafend glaubte, und sich leise mit einer Arbeit niedersetzte, weil sie sich durch Beschäftigung vor der Ermattung zu wahren hoffte. Die tiefste Ruhe herrschte im Hause und im Zimmer, nur das Summen der Insekten ließ sich hören, und machte den Eindruck der Stille um so fühlbarer. Mit einem Male richtete Leontine sich in die Höhe, lehnte das Haupt auf den

Arm, den sie auf die Kissen gestützt hatte, und sagte: Wenn das Sterben, das Todtsein wirklich ein bewußtes Ruhen, ein einsames, träumendes Nachdenken wäre, so lohnte das Geborenwerden und Leben schon um des Todtseins willen.

Haben Sie denn nicht geschlafen? fragte Anna.

Nein! entgegnete die Andre. Ich träumte so vor mich hin, ich überflog im Geiste die schöne Zeit, die uns hier geworden ist, und die ich nicht vergessen werde, und ich nehme von ihr Abschied, da wir doch heute am Nachmittage reisen müssen.

Sie wollen aufbrechen und noch heute? sagte Anna überrascht.

Waren wir denn nicht bei unserer Ankunft übereingekommen, den Ort zu verlassen, sobald ein Wechsel des Wetters uns bedrohen würde? meinte Leontine; oder sollen wir hier bleiben, bis der Regen uns in die Zimmer einbannt, bis wir erfahren haben, wie wir Alle uns im Mißmuthe gegeneinander gebahren? Der Wirth sagt mir, daß der Scirokko hier gewöhnlich ein paar Tage währe, daß nach demselben Regen einzutreten pflegte — und einmal fortgehen müssen wir ja doch!

Es fiel Anna auf, daß gerade Leontine den Vor-

schlag zur Abreise machte, die solche Freude an dem Aufenthalte ausgesprochen, und deren Gesundheit unverkennbar durch die Ruhe und die milde Luft gewonnen hatte. Ihr selbst lag alles Plötzliche und Uebereilte fern, und mit der natürlichen Rücksicht auf die Menschen, in deren Gesellschaft auch sie sich wohl befunden hatte, verlangte sie zu wissen, ob Leontine denn mit den Uebrigen von der Abreise gesprochen habe, ob diese Baveno nun ebenfalls verlassen würden?

Leontine sagte, sie wisse davon nichts, und sie habe daran auch nicht gedacht. Es ist eine bloße Vorsichtsmaßregel, die ich für uns Beide brauche! meinte sie, und im Grunde liebe Anna, denke ich dabei mehr an Sie, als an mich selbst. — Sie sah dabei so ernsthaft und überlegen aus, daß Anna unwillkührlich über sie lachen mußte.

Ja! rief Leontine, verspotten Sie mich nur, ich habe dennoch Recht. Sie haben mich so oft in meiner ganzen Traurigkeit, Sie haben mich so schwach und hilflos gesehen, und sich meiner so treulich angenommen, daß ich Ihnen wie ein Kind erscheine, und Sie meinen, ich könne Ihnen gar nicht nützlich sein. Aber ich habe meine Erfahrungen leider vor Ihnen

voraus, und weil das so ist, will ich Sie vor Enttäuschungen bewahren.

Ich wüßte nicht, welchen Täuschungen oder welchen Enttäuschungen ich hier unterliegen könnte? sagte Anna.

O! fiel die Andre ihr in das Wort, nicht Sie ganz allein will ich bewahren, sondern auch an mich denke ich dabei ein Wenig. Wir glauben jetzt noch alle Beide, daß unsere ganze Reisegesellschaft aus den vortrefflichsten Menschen besteht, daß wir ein besonderes Glück gehabt haben, indem wir mit ihnen zusammentrafen. Ich finde den Hauptmann sehr liebenswürdig, ich höre die Erzählungen aus seinem Leben mit der größten Theilnahme an, und Ihnen geht es mit dem Doktor ebenso. Weshalb wollen wir warten, bis wir sehen, daß diese Männer, wie alle Andern, uns nur als Zeitvertreib betrachteten, weshalb sollen wir abwarten, bis sie uns ihre Erzählungen zum zweiten und dritten Male wiederholen, und wir die Geschichten und die Menschen auswendig können bis zum Ueberdrusse? —

Anna gab ihr darauf nicht gleich eine Antwort, und Jene fuhr fort: Glauben Sie mir, auch gegen die Männer ist es eine Rücksicht, eine Pflicht der

ehrlichsten Dankbarkeit, daß ich jetzt zum Aufbruch dränge. Wir erhalten ihnen und uns die freundlichste Erinnerung; das ist Alles, was wir einander gewähren können, und für Oskar und Flora, die sich freilich mehr zu bieten hätten, brauchen wir nicht zu sorgen. Der Jugend wächst das Gute an allen Ecken und Enden täglich neu empor.

Es lag unbestreitbar etwas Richtiges in diesen Behauptungen Leontinens, aber Anna hatte bei ihrem einfachen Lebensgange zu viel Ursprünglichkeit bewahrt, um es nicht hart zu finden, daß ihre Freundin Menschen, mit denen man eben noch freundlich verkehrte, einer solchen Berechnung unterwarf, und mehr noch beunruhigte es sie, daß gerade Leontine dies vermochte. Entweder mußte sie der Gesellschaft schon wieder überdrüssig sein, und dies mochte Anna nicht gern glauben, weil es zu sehr gegen die Freundin gesprochen hätte; oder die Letztere mußte fürchten, allmählich eine zu lebhafte Theilnahme für den Hauptmann zu gewinnen, und in diesem Falle war Entfernung freilich das Verständigste. Dabei hatte man in der That den Aufenthalt am See weit über die erste Absicht ausgedehnt; der Wirth selbst hatte auch gegen Anna schlechtes Wetter für die nächsten Tage verkün-

det, und da Leontine mit einem römischen Musikdirektor ein Engagement für eine Reihe von Konzerten eingegangen war, deren erstes zu Anfang des November stattfinden sollte, so hätte man sich allerdings durch ein längeres Verweilen hier am See die Zeit für die Städte auf dem Wege sehr beschränkt. Ohne daher in eine Erörterung einzugehen, erklärte sich Anna nach kurzer Ueberlegung bereit, mit dem Dampfschiffe des nächsten Morgens abzureisen, und Leontine war sichtlich darüber erfreut. Trotz der Ermüdung, von welcher sie eben noch beherrscht gewesen war, ging sie gleich selbst daran mit ihrer Dienerin die Zurüstungen für die Reise zu beginnen, und ihre Heiterkeit war dabei eine ungewöhnliche.

Gegen Abend, noch ehe man zur Mahlzeit ging, war Alles beendet, und mit Anna munter scherzend trat Leontine in den Speisesaal, in welchem die Uebrigen schon an der allgemeinen Tafel Platz genommen hatten. Der Hauptmann und Oskar, zwischen denen sie gewöhnlich saßen, erhoben sich, es ihnen bequem zu machen, und kaum hatte Leontine sich niedergelassen, als sie die Frage that, wie man den schwülen Tag zugebracht habe. Ich für mein Theil, sagte sie, ich und die gute Anna wir haben

uns mit einem raschen Entschlusse darüber fortgeholfen. Wir reisen morgen ab. Wir haben tüchtig gearbeitet, haben Alles gepackt, und wollen nun morgen früh mit dem Dampfschiffe auf und davon gehen.

Sie gehen fort! rief der Hauptmann, während eine dunkle Wolke seine Stirn verschattete. Sie gehen fort! und das erfahren wir erst jetzt!

Was bewegt sie zu dem plötzlichen Entschlusse? fragte der Doktor ebenfalls erstaunt, und Flora, welche von Anna dergleichen Plötzlichkeiten offenbar nicht für möglich zu halten schien, wollte wissen, ob diese gleichfalls Baveno zu verlassen denke? Nur Oskar verhielt sich ganz ruhig dabei, indeß die Andern ihre Verwunderung unverholen kund gaben, und der Hauptmann seine Gereiztheit nur unvollkommen zu verbergen wußte.

Leontine blickte sie Alle mit der unbefangensten Miene an. Wie sonderbar, sagte sie, daß Sie sich über unser Vorwärtsgehen wundern? Sind wir nicht Reisende allesammt, und konnten wir etwas Anderes als Trennung erwarten? —

Aber man benachrichtigt seine Genossen doch von solchem Vorsatz! meinte der Hauptmann.

Im Gegentheil! versetzte Leontine, man verschweigt

ihnen denselben, wenn man sich einbildet, ihnen werth geworden zu sein. — Sie sprach das mit soviel Anmuth, daß sie für den Augenblick die gute Meinung wieder für sich gewann, und als der Doktor einwendete, wie sie selbst eine so plötzliche Abreise der Uebrigen aufgenommen haben würde, rief sie scherzend: Mein Gott! begreifen Sie denn nicht, daß ein Mensch sich aus Furcht vor dem Tode das Leben nimmt? daß man ein Unabwendbares mit eigner schneller Hand auf sich herabzieht, nur um es nicht in jedem Augenblicke als wehrloses Opfer erwarten zu müssen? Ich wäre so verdrießlich, so ärgerlich gewesen, wenn Einer von ihnen Allen des hiesigen Beisammenseins müde, uns seine nahe Abreise gemeldet hätte, daß —

Daß? — wiederholte der Hauptmann fragend.

Daß ich es vorzog Sie lieber Alle ein Wenig zu kränken, als mich von Ihnen kränken zu lassen! rief sie lachend.

Der Doktor lobte diesen Freimuth, der Hauptmann ließ für jetzt die Sache fallen. Anna legte sich in das Mittel, man besprach die Reiseroute, die Aussicht und den Zeitpunkt des Wiedersehens, aber Niemand gab seine letzte, innere Meinung darüber zu

erkennen, und man erhob sich früher als man pflegte von der Tafel.

Inzwischen waren die Fensterladen geöffnet worden, um die Luft einzulassen, die um den Untergang der Sonne doch etwas leichter geworden war, und der Hauptmann bot Leontine den Arm, sie auf die Gallerie hinauszuführen.

Gnädige Frau! sagte er, als sie sich allein fanden, mich dünkt, ich hatte ein Recht darauf, von Ihrer Abreise anders, als es geschehen, benachrichtigt zu werden.

Leontine war empfindlich gegen jede Anmaßung, und furchtsam vor jeder Kraft, sobald sie zu ahnen glaubte, daß sie ihr als Herrschaft entgegentreten könnte. Der Ernst des Hauptmannes erschreckte sie daher, und sich gegen denselben auflehnend, fragte sie: Ein Recht? und welches, wenn ich fragen darf?

Ich könnte sagen, das Recht des Freundes! antwortete der Hauptmann, wenn ich nicht einsehen müßte, daß Sie mir Ihr Vertrauen gewährt und das meine angenommen haben, ohne mich deshalb für mehr als eine flüchtige Reisebekanntschaft anzusehen, und ich —

Mißverstehen Sie mich nicht! fiel ihm Leontine in das Wort, gewarnt durch seinen Ernst und seine

Gereiztheit. Er ließ sie aber zu keiner näheren Erklärung kommen.

Uebesorgt, meine gnädige Frau! rief er, ich bin im Allgemeinen nicht mehr eitel, und wenn ich Ihnen gegenüber einmal in diesen jugendlichen Fehler zurückverfiel, so hat nur Ihre Güte mich dazu verleitet, für die ich Ihnen dankbar bleibe. Indeß, da Ihr Entschluß Sie uns entführt, da die geringen Dienste, welche ich Ihnen bieten konnte, Ihnen mißfallen, so habe ich Ihnen gegenüber nur noch einen Wunsch, und dieser betrifft nicht mich, sondern nur Sie allein. Er schwieg einen Augenblick, dann nahm er ihre Hand und sagte in ruhig warnendem Tone: Sie erschracken vorhin vor meiner anklagenden Frage. Sie sahen darin, ich konnte es Ihnen anmerken, eine Art von Zwang, von Tyrannei, welche auszuüben mir nicht einfallen konnte. Ihr schlimmster Tyrann aber, und diesem gehorchen Sie blindlings, sind Sie selbst. Werden Sie vorsichtiger, gnädige Frau! — Er küßte ihr dabei die Hand, verneigte sich und ging davon, während sie bestürzt zurückblieb.

Ein unruhiges Gefühl aus Schmerz und Zorn gemischt hatte sich ihrer bei seinen letzten Worten bemächtigt, und raubte ihr die Fassung. Es überraschte

sie, daß sie ihm so werth geworden war, und sie hätte sich darüber freuen, ihn zurückrufen und sich entschuldigen mögen, wäre ihr das nicht wie eine Schwäche erschienen, und hätte sie diese Schwäche nicht doppelt gefürchtet neben dem Manne, der offenbar nur zu geneigt war, die Frauen zu beherrschen. Bald sah sie eine Liebeserklärung, bald eine Beleidigung in jenen Aeußerungen, besonders aber blieb ihr das plötzliche Fortgehen des Hauptmanns schmerzlich und vorwurfsvoll.

Als sie in den Salon zurückkehrte, um die Andern aufzusuchen, fand sie Niemand dort. Man war es gewohnt worden, daß sie allein mit Saint Armand spazieren ging, und hatte also nicht weiter auf sie gerechnet, nachdem sie sich mit dem Hauptmanne entfernt. Die Einsamkeit wurde ihr aber grade jetzt sehr lästig, denn immer wieder kam sie auf die Worte des Hauptmannes zurück, immer lag sein warnendes: „werden Sie vorsichtiger!" ihr im Sinne. Sie sehnte Anna herbei, um durch erleichternde Selbstanklage ihr langes Schweigen zu büßen, aber das Vertrauen, das sie Saint Armand gewährt, mußte in Anna's Augen den Werth von Leontinen's Hingebung an sie verringern, und Frauen ertragen leichter die Vorwürfe eines

Mannes, als den Tadel ihres eigenen Geschlechtes. Sie hatte in dem Augenblicke das volle Bewußtsein ihres Unrechts, und man ist überhaupt fast immer sehr hellsehend für sich selbst, nur daß man es nicht lange bleibt, so fern es nicht wohl thut. Auch Leontine wurde schnell ihrer eignen Einsicht überdrüßig, und müde sich ferner zu beschuldigen, klagte sie nun bald ausschließlich den Hauptmann an. Sie nannte ihn einen Egoisten, einen Anmaßenden. Sie warf ihm vor, daß er durch seinen sonderbaren schnellen Abschied ihre Phantasie absichtlich habe erregen, ihre Theilnahme durch diese berechnete Scene an sich fesseln wollen; aber sie gelobte sich, er solle seinen Meister in ihr finden. Sie wolle nicht vergebens gelebt, nicht vergebens ihre traurigen Erfahrungen erlitten haben, sie wolle ihm zeigen, daß sie nicht mehr zu täuschen, daß ihr Herz und ihr Verstand durch ihre Phantasie nicht mehr zu betrügen wären. Und indem sie sich dies Alles vorhielt, wußte sie, daß sie im Unrecht war, während sie sich zum Zorne gegen ihn aufstachelte, that er ihr leid.

Als er Abends erschien war er höflich gegen sie, doch kalt. Das reizte sie und schmeichelte ihr zugleich. Sie mied ihn anfänglich, dann suchte sie ihn wieder

und er wich ihr aus. So ging der Abend hin. Alle bemerkten die Gezwungenheit, welche zwischen den Beiden herrschte, indeß auf Anna's Frage, ob Etwas vorgefallen sei, bat Leontine, ihr die Antwort für das Erste zu erlassen. Sei man unter Weges, so werde und wolle sie Alles treu berichten und erklären.

Am andern Morgen war Anna mit gewohnter Pünktlichkeit früh zur Reise gerüstet. Sie ließ ihr Gepäck hinabtragen und wartete im Saale auf Leontine. Der Doktor und Flora waren bei ihr.

Denken Sie daran, bestes Fräulein! sprach der Erstere, indem er sie auf die Seite zog, denken Sie daran, was ich Ihnen gestern Abend sagte. Sie haben, wie mir scheint, aus Güte, aus Großmuth eine Herzensmission über sich genommen, der weder Sie, noch irgend sonst eine Frau gewachsen sein dürfte. Eine Last aber unter der man stille halten muß, ohne sie vorwärts bringen zu können, wird bald sehr drückend. Denken Sie daran, daß Sie fremd sind in den Verhältnissen, in welche Sie eintreten wollen, und daß Sie Ihre Reise unternommen haben, um sich einen Genuß zu bereiten. Machen Sie sich das nicht unmöglich, oder lassen Sie sich Ihren Genuß mindestens nicht unnöthiger Weise stören! schloß er,

da er gewahrte, daß Anna ihm eine Einwendung machen wollte.

Sie hatte schon früher hie und da Gelegenheit gehabt, ihre Reisegefährtin gegen mißbilligende Bemerkungen des Doktors zu vertheidigen, der sich gestern endlich einmal ganz entschieden gegen Leontine ausgesprochen hatte. Sie kam also jetzt nur auf ihre früheren Erklärungen zurück, indeß auch sie selbst hatte das rechte Zutrauen verloren, daß sie Leontinen wirklich nützen könne. Der Doktor hörte das ihren Worten an, und drang daher nicht weiter in sie, besonders da Flora ihr mit Wärme schilderte, wie sehr sie sich freuen würde, wenn Anna sich entschließen könnte, in Rom das Haus zu beziehen, in welchem der Doktor seine Wohnung bestellt hatte, und in welchem noch Raum für mehrere Personen vorhanden war.

Während dessen kam Oskar herauf, der es sich nicht hatte nehmen lassen, Anna's Gepäck selbst nach dem Boote zu schaffen, obschon die Dienerschaft es für sie, wie für die übrigen Abreisenden besorgen sollte.

Daß Sie so heiter sind! sagte er zu Flora, im Tone des Erstaunens.

Sind Sie es denn nicht? fragte sie.

Ich kann nicht Abschied nehmen! entgegnete er.

Flora meinte, das lerne sich bald auf Reisen. Ihr Vater habe sie von je daran gewöhnt, in der Scheidestunde nicht Lebewohl, sondern auf Wiedersehen zu sagen, und das habe ihr allmählich den guten Muth gegeben, immer nur an das Wiedersehen zu denken.

Was hilft das? wendete er ein, es hebt doch die Entbehrung des Augenblicks nicht auf, und wenn man sich auch auf Wiedersehen sagt — er hielt inne und fügte dann seufzend nach einer Pause hinzu — man sieht sich oftmals doch nicht wieder.

Flora betrachtete ihn mitleidig. Ist Ihnen das begegnet? fragte sie.

Ja! versetzte er, und versank in sein stilles Nachsinnen. Er blickte dabei mehrmals traurig zu Anna hinüber, obschon er sich wie immer in bescheidener Ferne von ihr hielt. Inzwischen war auch Leontine herbeigekommen, die sich auffallend herzlich gegen Anna zeigte. Sie sagte, es habe sie die ganze Nacht nicht schlafen lassen, daß sie die Freundin so eigenmächtig überredet, den ihr angenehmen Aufenthalt und die Menschen zu verlassen, die ihr lieb geworden wären. Aber, fügte sie hinzu, ich glaube, ich hatte grade darum hier nicht mehr die rechte Ruhe, weil sie mir meine Anna, meinen guten Schutzengel hier Alle

raubten. Ich habe Anna die letzten Tage kaum allein gesehen.

Sie waren ja immer mit dem Hauptmann! bemerkte in seiner gewohnten Weise Oskar, als wolle er Anna oder die Uebrigen entschuldigen.

Der Doktor lächelte über seine Unbefangenheit, Leontine war das unangenehm, aber sie verbarg es unter einem gleichen Lachen, und nannte Oskar ein enfant terrible. Dann fragte sie aber selbst nach dem Hauptmanne. Oskar sagte, er sei mit Signor Marcello auf der Jagd.

Wie lange bleiben Sie denn noch hier? fragte sie weiter, indem sie gleichzeitig den Doktor anblickte, als beträfe die Frage nicht Oskar allein.

Wir wollen auch schon in den nächsten Tagen fort, versetzte der junge Mann, der wohl wußte, wem die Frage galt. Wir werden über Genua direkt nach Civita vecchia und Rom gehen. Leontine entgegnete darauf Nichts, aber sie preßte unmuthig die Lippen zusammen, als die Glocke des Hotels in dem Momente zur Abfahrt läutete. In den verschiedenen Zimmern des Hauses wurde es lebendig. Man hörte Thüren öffnen, rufen, hastigen Schrittes auf dem Corridor und auf den Treppen gehen. Oskar nahm

Anna's Shawl und Schirm und Handsack, Flora ein Bouquet, das sie ihr für den Weg gebunden hatte. Der Doktor bot ihr den Arm. Leontine zögerte noch. Sie konnte offenbar nicht glauben, daß der Hauptmann sie ohne Abschied reisen lassen würde.

Als man das Boot bestieg, umarmte das junge Mädchen Anna zärtlich. Vergessen Sie uns nicht, und kommen Sie recht bald nach Rom! sagte sie bittend.

Anna küßte sie, sprach dem Doktor ihren Dank aus, und gab dann Oskar die Hand. Grüßen Sie Ihren Freund! trug sie ihm auf, und lassen Sie sich's wohlgehen. Wir sehen uns bald wieder!

Oskar zuckte wie vor Schreck zusammen. Warum haben Sie das gesagt? rief er aus, ließ ihre Hand los, die Thränen kamen ihm in die Augen, und wie seiner nicht mehr mächtig, eilte er davon. Dann blieb er auf einer Höhe des Weges wieder stehen, um dem Boote zu folgen, soweit sein Auge das kleine Segel nur erblicken konnte.

Achtes Kapitel.

Zu Ende des Oktobermonates ist die Gesellschaft der Fremden bereits immer sehr zahlreich in Rom. Wer die Stadt von Norden aus zu Lande erreichen will, hat dann meist schon die Alpen überschritten, deren Passage in der spätern Jahreszeit bedenklich wird, und auf dem spanischen Platze, auf dem Corso, auf der Passeggiata und in den ihnen zunächst gelegenen Quartieren Rom's bewegt sich eine aus allen Nationen zusammengesetzte Gesellschaft, in der Buntheit und Lebendigkeit eines großen Badeortes. Alle Wohnungen sind besetzt, alle Hotels voll Gäste, und in den Kaffee- und Speisehäusern lösen die Besucher einander in schnellem Wechsel ab.

Auch in dem Speisesaale des Hotel Meloni hatten eine größere Menge von Fremden ihr Mittagsmahl eingenommen und die Tafel wieder verlassen, um

sich in die Theater zu begeben. Nur an einem der Seitentische saßen noch einige Männer beisammen, die ein besonderes Diner befohlen hatten.

Es waren der Hauptmann und Oskar mit noch zwei Andern. Einer derselben, ein junger Römer von etwa dreißig Jahren trug die kleidsame Tracht eines Prälaten, den schwarzen Rock, das Taffetmäntelchen und das kurze Beinkleid mit dem violetten Strumpfe. Er war nicht viel über mittlere Größe, aber trotz seiner schlanken und biegsamen Gestalt, äußerst kräftig gebaut, und der Adel seiner Gesichtsformen, die Schönheit seines Mundes und seiner Hände, wie die Art, in welcher er dieselben bewegte, und die Weise, in welcher er sprach, verriethen in ihm den Abkömmling eines Geschlechtes, in welchem eine durch lange Jahre fortgeerbte Pflege des Körpers und Bildung des Geistes die Race veredelt hatten. Er konnte als der Typus eines edlen Römers gelten. Der Andere, eine sehr große und robuste Figur, und älter als der Hauptmann, war in auffallender Weise nach der letzten französischen Mode gekleidet. Einige Orden in kleinster Nachbildung hingen an goldener Kette auf seiner linken Brust, und ein Brillant schmückte die Hand, mit welcher er sein Champagnerglas in die

Höhe und gegen das Licht hielt. Auch sein Aeußeres verrieth den Südländer, aber er war kein Italiener, sondern in den illyrischen Fürstenthümern heimisch.

Die eigentliche Mahlzeit war auch für diese Gäste bereits vorüber. Man saß offenbar nur des Gespräches wegen noch beisammen, denn kaum daß Einer von den Tischgenossen noch, wie in halber Zerstreutheit, von dem Nachtisch kostete, oder noch ein Glas des geeisten Champagners zu den Lippen führte.

Aber die Luft der Campagna, in der Oskar und der Hauptmann den Morgen zugebracht, mochte diese Beiden, das reichlich genossene Mahl den ältesten der Männer ermüdet haben, und der junge Prälat schien überhaupt schweigsam zu sein. So kam es, daß die Unterhaltung allmählich ins Stocken gerieth, und bequem in seinen Stuhl zurückgelehnt, fragte der Hauptmann nach einer solchen eingetretenen Pause: Es giebt also heute gar nichts Neues, Chevalier?

Doch! entgegnete der Illyrier, an den die Frage gerichtet worden; die Gräfin Daschkow ist gestern wieder zurückgekehrt.

Die Gräfin ist schon seit mehr als einer Woche hier, sagte der Italiener ruhig, das ist nichts Neues mehr.

Für Sie gewiß nicht, Monsignore Marcello! gab der Chevalier mit bedeutsamem Lächeln zur Antwort; uns aber ist dieselbe immer eine so angenehme Ueberraschung, als die Ankunft der frühlingbringenden Schwalben. Man weiß, daß sie kommen werden, und freut sich doch, wenn sie da sind, als hätte man sie nicht erwarten dürfen.

Sie wünschen offenbar, daß ich der Gräfin dies Kompliment als Ihren Vorläufer präsentire, versetzte der Geistliche mit einem feinen, überlegenen Tone, und ich bin gern bereit diesen Botschafterposten zu übernehmen.

Da Ihnen ein besserer gewiß ist! meinte der Chevalier. Der Geistliche schien den Doppelsinn der Worte nicht aufzunehmen, und mit seiner frühern Haltung sagte er: meine Ernennung als Begleiter des Cardinals ist noch keines Wegs entschieden.

Denken Sie Rom zu verlassen? fragte der Kapitain.

Es ist mir das Anerbieten gemacht, einen meiner entfernten Verwandten zu begleiten, der als Gesandter nach Brüssel designirt ist. Indeß Rom für Brüssel, Italien für den Norden aufzugeben, ist im Winter nicht verlockend für uns Italiener.

Saint Armand, der sich früher längere Zeit in Brüssel aufgehalten, rühmte die Annehmlichkeit des dortigen Lebens, aber der Chevalier unterbrach ihn mit der an den Prälaten gerichteten Frage, wann die Gräfin ihren Salon wieder eröffnen würde.

Zu Ende dieses Monats, wie immer, denke ich! antwortete er.

Wer ist die Dame, von welcher Sie sprechen? erkundigte sich der Kapitain.

Eine ausgezeichnete Frau, eine Russin, die seit dem Tode ihres Mannes den Winter in Rom zubringt! sagte der Chevalier. Sie macht ein glänzendes Haus, empfängt Gesellschaft an jedem Dienstage, und Monsignore Marcello gehört zu ihrem intimsten Kreise. Sie müssen sich mit Ihrem jungen Freunde bei der Gräfin einführen lassen.

Wollen Sie uns diesen Dienst erweisen? bat der Hauptmann den Geistlichen.

Mit Vergnügen! versicherte Dieser, ich werde die Gräfin sobald ich sie sehe, davon benachrichtigen, und den Tag verabreden. — Dann brach er diese Unterhaltung wie zufällig ab, und sagte: die deutsche Virtuosin, die Savello soll auch angekommen sein.

Oskar richtete sich empor: Kapitain! rief er, hören Sie?

Was denn? fragte dieser.

Die Savello ist hier! wiederholte der Jüngling.

Ich höre es eben! sagte Saint Armand mit äußerster Ruhe.

Das verwirrte Oskar. Ich meinte, Sie würden erfreut sein, sie zu sehen.

Gewiß! gab der Hauptmann in der frühern Weise zu, und fragte dann beiläufig, ob man wisse, wo sie abgestiegen sei.

Marcello wußte es nicht, der Chevalier aber, der es liebte sich seiner Vielgeschäftigkeit und seiner Verbindungen zu rühmen, nannte das Hotel, indem er hinzufügte: Ich habe es dem Direktor der Akademie vorausgesagt, sie wird hier einen üblen Stand haben, die Savello.

Weshalb das? fragte der Hauptmann, es geht ihr doch ein großer Ruf voran.

Um so mehr wird sie sich hier enttäuscht und unzufrieden fühlen! behauptete Jener.

Was berechtigt Sie zu dieser Prophezeihung Chevalier? fragte Saint Armand noch einmal.

Die Kenntniß der hiesigen Zustände und des hie-

sigen Geschmackes, meinte der Gefragte. Die Italiener haben keine Neigung für die bloße Instrumentalmusik. Sie ist ihnen zu überirdisch, zu abstrakt. Ich beklage den Künstler, der sie für die räthselhaften Wunder einer wortlosen Musik gewinnen will.

Es ist wahr, gab der junge Geistliche zu, daß wir uns erst daran noch mehr gewöhnen müssen, als selbst an die deutsche Oper. Und im Grunde — fügte er hinzu — was sollen uns die nebelhaften, unbestimmten Anregungen, die unserer auf das Plastische gerichteten Natur zuwider sind? Was soll uns die träumerische Musik des Nordens? Italien — — er hielt inne, als wolle er den begonnenen Satz nicht vollenden, und fügte dann, um dies nicht auffallen zu lassen, die Bemerkung hinzu — Italien hat seine eigene Musik!

Freilich! rief der Chevalier, vor dem Ohre der italienischen Patrioten findet jetzt das Fremde, und vollends alles Deutsche keine Gnade mehr! — Er lächelte dabei, aber dem Hauptmann fiel dennoch ein lauernder Zug in seinen Mienen unangenehm auf.

Es kommt darauf an, wie das Fremde ist! meinte Marcello nicht ohne Bedeutung, aber der Chevalier mußte das nicht bemerkt haben, oder nicht bemerken

wollen, denn er sagte anscheinend sehr unbefangen: Die Savello soll geistreich sein und schön!

Schön eben nicht! warf der Hauptmann dazwischen, aber anziehend.

Sie kennen Sie? rief der Chevalier. Saint Armand versetzte, er habe auf der Reise eine Weile neben ihr gelebt.

Ist sie jung? fragte Jener.

Ueber die erste Blüthe hinweg.

Blond? schlank? deutsch?

Groß und schlank, aber eine süperbe Büste, und Hand und Fuß vollendet schön. Dabei ein reiches, aschfarbiges Haar, und wie gesagt, viel Originalität, viel Temperament!

Oh! rief der Chevalier, das ändert die Sache, das macht auch ein Klavierkonzert erträglich. Der Schönheitssinn der Italiener wird also in der Künstlerin die Frau bewundern können, und die Augen werden die Ohren zur Versöhnung stimmen.

Er hatte diese Worte selbst in heiterer Versöhnlichkeit an Marcello gerichtet, der sie jedoch kaum mit einem Lächeln aufnahm, sondern sich erhob, der langen Sitzung an der Tafel ein Ende zu machen. Die Uebrigen folgten seinem Beispiele. Es soll in der

Romagna nicht ruhig sein! sagte der Chevalier im Aufstehen, und sah den Prälaten an, als erwarte er von diesem eine Antwort.

Der aber warf nur ein gleichmüthiges: So höre ich! dazwischen, und war der Erste, der sich entfernte. Der Chevalier wollte die Oper besuchen, und überredete den Hauptmann und Oskar ihn zu begleiten. Saint Armand entschloß sich dazu, Oskar aber lehnte es ab. Vor dem Ausgange des Hotels trennte man sich, und kaum sah der Jüngling sich allein, als er den Weg nach dem Gasthofe einschlug, in welchem die beiden deutschen Frauen abgestiegen sein sollten.

Ein rascher Gang brachte ihn dorthin. Er sah die erleuchteten und die dunklen Fenster des Gebäudes an, er überlegte, ob die beiden Frauen wohl zu Hause sein würden, er hätte wissen mögen, welche Zimmer sie bewohnten. Das Herz klopfte ihm in der Brust, vom schnellen Gehen, wie er meinte; so mochte er nicht vor Leontine treten, deren neckenden Spott er scheute. Langsam, sich zu erholen, schritt er also vor dem Hause auf und nieder. So oft er an dem erleuchteten Portal vorüberkam und den Portier mit seiner glänzenden Livree gewahrte, der bereits aufmerksam auf ihn geworden, dachte er einzutreten und

sich melden zu lassen, aber die Unruhe und die Aufregung, in welcher er sich befand, wuchsen von Minute zu Minute statt sich zu verringern. Er fühlte, daß er in diesem Zustande zu keiner Unterhaltung fähig war, er sagte sich, wie knabenhaft verlegen er erscheinen müsse, und er war es müde, diese Rolle zu spielen. Er freute sich auf Anna und sah immer nur Leontinens lächelnde Züge, bis ihn eine wahrhafte Angst vor ihr befiel, die er sich doch auch nicht zu erklären wußte. Endlich kam ihm, wie eine erlösende Eingebung, mit einem Male der Gedanke, daß er die Kleider nicht gewechselt, seit er am Morgen auf das Land gefahren. Was sollte der Portier von ihm denken, wenn er sich spät am Abende, im bestaubten Paletot, in Kamaschen, mit dem grauen Sommerhute bei den Damen melden ließ? Wie unerzogen mußte er ihnen selbst erscheinen? — Freilich hatten sie ihn Tage lang in dem Kostüme gesehen, das war aber auf der Reise gewesen, auf der Reise, die gar viel entschuldigt. Hier in Rom einen ersten Besuch im staubigen Reiserock zu machen, war ganz unmöglich. Sah ihn doch der Portier jetzt schon fragend an, wie Einen, der nicht hierher gehöre. Für heute mußte er auf den Besuch verzichten. Heute kann ich sie nicht mehr

sehen! sagte er sich selbst, und trotz seiner Betrübniß wurde es ihm leicht ums Herz, als er endlich zu dem Entschlusse gekommen war, als er mit einem letzten Blicke nach den verschiedenen Fenstern das Hotel verlassen hatte.

Jetzt erst dachte er mit reiner Freude: Also morgen! — jetzt erst genoß er die Aussicht die verehrte Freundin, wie er Anna in seinem Herzen nannte, wiederzusehen. In dem Augenblicke, in welchem er sich zum Heimgehen wendete, war es ihm gewesen, als scheide ihn nur ein Moment von dem ersehnten Morgen. Jetzt, da er den Gasthof nicht mehr sah, jetzt dünkte es ihn, als sei der nächste Tag wer weiß wie fern, ja als sei Anna gar noch nicht in Rom, die Hoffnung, ihr zu begegnen, gänzlich ungewiß. Er war nahe daran mitten auf seinem Wege umzukehren, und sich durch eine bestimmte Frage ihrer Anwesenheit gewiß zu machen, nur der mißtrauische Blick des lauernden Portiers hielt ihn davon zurück.

Während dieser Aufwallung ging ein ärmlich gekleideter Knabe an ihm vorüber. Wie mag solch armem Jungen erst zu Muthe sein unter den Augen jenes gallonirten Menschen, dachte Oskar, wie frech mag er solch armem Buben entgegentreten? — Er

fühlte ein besonderes Mitleid mit dem Knaben, und gab ihm, ohne daß dieser es gefordert, ein Paar kleine Silberstücke. Das mußte demselben wohl noch niemals begegnet sein. Er sah den Geber verwundert an, faßte sich aber schnell und sagte: ich danke Ihnen für Ihr gutes Herz, Signor! ich werde für Ihre Seele beten spät und früh, am Abend und am Morgen.

Bete morgen früh für mich! sagte Oskar erheitert, und bog plötzlich in eine Straße ein, die nicht zu seiner Wohnung führte. In einem fernen Hause hoch oben in der Via Sistina sah er die Thüren eines Balkons geöffnet, der Lichtstrahl, der durch sie herabfiel, schien ihn zu locken, er ging eilig hinauf, ließ sich melden, wurde angenommen und fand Flora allein zu Hause.

Sie hatte eine Menge von Blumen vor sich, die sie in Vasen ordnete. Ohne von ihrer Arbeit fortzugehen, reichte sie Oskar die Hand entgegen.

Anna ist hier! rief er noch an der Thüre.

Flora ließ die Blumen liegen. Sie kommen von ihr? fragte sie lebhaft.

Ja! — Nein! Das heißt, erklärte Oskar, ich war dort, aber nicht bei ihr.

So haben Sie Frau von Savello gesprochen?

Er verneinte auch dies. Ich freute mich, daß Anna hier ist, sagte er, und Frau von Savello lacht so sonderbar, wenn man sich freut. Es ist nicht gut, daß sie zusammen sind, nicht gut für Anna!

Flora wollte wissen, was er damit meine. Er wurde nachdenklich, es war als suche er sich sein eigenes Empfinden klar zu machen oder den rechten Ausdruck dafür zu finden, endlich sagte er: Ich kann's nicht leiden, wenn fremde Männer von den Frauen sprechen, die ich kenne und die mir theuer sind. Heute, als wir bei Meloni aßen, redeten sie von Leontine. Sie lobten sie im Grunde, der Hauptmann nannte sie originell, und pries ihr Haar, ihre Hand, ihren Fuß; und ich war dabei recht froh, daß man Sie und Anna nicht so lobte, und daß man Sie Beide gar nicht kannte.

Frau von Savello ist aber eine Künstlerin, meinte Flora begütigend, und da sie öffentlich auftritt, muß man doch auch von ihr sprechen.

Freilich! aber deshalb eben ist's nicht gut, daß Anna bei ihr ist, und deshalb begreife ich nicht, wie man eine Künstlerin lieben kann. Eine Frau, der ich anhinge, vor hunderten von Menschen da stehen

zu sehen, die sie bezahlen, die sie loben und tadeln können für ihr Geld, die man — die ich nicht davor schützen könnte, das wäre mir wie Gotteslästerung.

Es war selten, daß Oskar so lebhaft sprach, aber es stand ihm wohl, und selbst wenn er irrte, hatte die Wärme seines Empfindens etwas Hinreißendes, das auch Flora in diesem Augenblicke auf sich wirken fühlte. Es war im Grunde zum ersten Male, daß sie sich in längerem und genauem Verkehre mit einem jungen Manne ihres Alters befand, und der Eindruck, welchen sie davon empfing, war ein ganz besonderer.

Da sie fast ausschließlich mit älteren Personen, und namentlich mit älteren Männern umgegangen, war sie zu einer abwägenden Verständigkeit gekommen, die außer Verhältniß zu ihren siebenzehn Jahren stand. Jenes Ueberwallen des Herzens, jene Schwächen und Uebereilungen des Verstandes, welche eine Eigenschaft der Jugend sind, waren ihr fremd geblieben, weil jeder Irrthum der Art stets einer augenblicklichen Zurechtweisung begegnet war. Aber grade die ungebrochene Herzenswärme Oskars rührte sie und zog sie an. Sein jugendliches Empfinden weckte in ihr die eigene Jugend auf, und wenn er

ohne alle weitere Erwägung, ohne Rücksicht auf die üblichen Anschauungen der Gesellschaft, in seinen Urtheilen nur seinem ursprünglichen Gefühle folgte, dünkte er ihr besser als die anderen Menschen und als sie selbst.

Das geschah ihr auch in dieser Stunde. Von ihrer Kindheit an hatte sie in der Gesellschaft des Prinzen Künstlerinnen als Gegenstand der Verehrung und Neigung kennen lernen, ja sie hatten diese Gefühle eben als Künstlerinnen erweckt, und Flora war es gewohnt worden, den Beruf einer Künstlerin als einen bevorzugten, als einen neidenswerthen zu betrachten. Sie selbst hatte oft mit klopfendem Herzen die Begeisterung, den Enthusiasmus getheilt, welche das Talent einer Frau hervorgerufen; und nun stand Oskar vor ihr, dem das Leben einer Küstlerin als die Entweihung des Weibes erschien, der den Gedanken nicht ertragen konnte, eine geliebte Frau dem fremden Urtheil in solcher Weise ausgesetzt zu wissen, dessen huldigende, ehrfurchtsvolle Liebe ihr mit einem Male viel reiner dünkte und viel kostbarer, als alle Bewunderung und aller Enthusiasmus, von dem sie sonst geträumt.

Ein Gefühl der Schaam, eine Sehnsucht der sie selbst keinen Namen zu geben vermochte, bemächtigten

sich ihrer. Sie konnte dem Jünglinge Nichts erwidern, sie konnte ihm, sie konnte sich selbst nicht einmal deutlich machen, was sich in ihr regte. Sie dünkte sich schuldig, und wußte nicht welcher Schuld, sie kam sich versäumt, vernachlässigt, verlassen vor, und wußte nicht durch wen oder weshalb; denn ihr Vater war bei ihr, er liebte sie, wie er sie stets geliebt und an seinem Herzen getragen hatte. Es war Alles, wie es gewesen — und doch war Alles auch plötzlich wieder anders. Sogar Oskar kam ihr wie ein Fremder vor, und zum ersten Male fühlte sie eine Scheu allein zu sein mit einem Fremden, allein zu sein mit Oskar, mit dem sie, seit sie ihn kannte, täglich allein gewesen war. Wenn der Vater käme! dachte sie, oder wenn meine Mutter lebte!

Ihre Erregung fand einen Halt an diesen letzten Gedanken. Wie zur Rettung klammerte sie sich an denselben an. Ihre ganze Empfindung richtete sich auf die eine Vorstellung: es war ein Unglück für sie, daß sie keine Mutter hatte! das war es, was sie so bewegte und ohne eigentlich zu wissen, was sie damit aussprach, rief sie klagend: ach meine Mutter ist mir so früh gestorben! — sie hielt inne, sie konnte überhaupt nicht sprechen.

Oskar verstand sie nicht. Er vermochte den Zusammenhang ihrer Worte mit seiner früheren Aeußerung nicht zu finden, aber Flora's Klage ging ihm dennoch zu Herzen. Er ergriff theilnehmend ihre Hand, und sagte ein Wort des Bedauerns. Das beunruhigte Flora nur noch mehr, und fortgerissen von dem Bestreben sich dieser quälenden Verwirrung, dieser Angst zu entziehen, rief sie: beklagen müssen Sie mich nicht, ich habe ja meinen lieben, lieben Vater! und ich halte es nicht aus, wenn Sie Mitleid mit mir haben.

Die Thränen kamen ihr in die Augen, das brachte sie zu sich. Wie im Zorne gegen sich selbst, trocknete sie mit schneller Hand die Tropfen von den Wimpern, und sich zusammennehmend sprach sie in ganz verändertem Tone: Ach! es war dumm und thöricht, aber lachen Sie mich nicht aus! Lachen Sie mich nicht aus, es ist vorüber!

Flora! was fehlt Ihnen? fragte Oskar, warum weinen Sie? und warum soll ich das nicht sehen?

Weil ich selbst nicht weiß, was über mich gekommen war! gab sie ihm zur Antwort. Es fiel mir mit einem Male Etwas so schwer auf das Herz, und darüber mußte ich weinen. Es war recht kindisch! recht kindisch! Ich schäme mich selbst! rief sie lachend.

Sind Sie nun wieder wohler? fuhr er sorglich zu ihr gewendet fort.

Ganz wohl! versicherte sie. Gewiß! ganz wohl!

So will ich gehen! sagte er, und gab ihr die Hand, wie sie es gewohnt waren. Sie begleitete ihn bis zur Thüre. Er sprach nicht, es war ihm selbst bange und beklommen geworden, aber er dachte offenbar noch über den Grund ihres räthselhaften Wesens und ihrer plötzlichen Erschütterung nach.

Sie haben wohl zu viel Blumen hier im Zimmer! meinte er darauf, das ist sehr ungesund. Auch mir versetzt es fast den Athem.

Ich will die Blumen fortthun! entgegnete sie, indem sie nach dem Tische zurückging. Er blieb an der Thüre stehen. Als sie dadurch wieder von einander ferner waren, fühlte sie sich leichteren Herzens. Leben Sie wohl! sprach sie, und — und sagen Sie mir nur immer Alles, was sie denken, denn Sie sind besser als ich!

Thun Sie nur die Blumen fort! wiederholte er statt aller Antwort, sonst ängstige ich mich um Sie! Dann sagte er ihr nochmals Lebe wohl, und ging davon.

Langsam schritt er die Straße hinab, die von der

Höhe des Monte Pincio nach dem Corso, zu seiner Wohnung führte. Es war ihm noch immer sonderbar zu Muthe, das Herz klopfte ihm so unruhig, daß er die frische Luft als eine besondere Wohlthat fühlte, und froh war, aus dem Zimmer fort zu sein. Er dachte daran ob Flora die Blumen auch wohl gleich entfernen würde, und während er daran dachte, that Flora ihm leid, obschon ihr Betragen ihm verdrießlich gewesen war. Er hatte in den letzten Wochen so freundlich und heiter mit ihr verkehrt, er war ihr gut geworden, aber heute hatte sie ihm zum ersten Male nicht gefallen, ja, er hatte sie in ihrem ganzen Betragen kaum wieder erkannt. Sie war so unruhig gewesen, ihr thörichtes Weinen, ihr Lachen danach, das war Alles so plötzlich gekommen, wie bei Leontinen. Er konnte dieses launenhafte Wesen ein für allemal nicht leiden, nur Frauen waren so, kein Mann hatte solche Grillen. Der Hauptmann hatte Recht, wenn er die Frauen wetterwendisch nannte, und Alle, Alle waren sie einander gleich.

Er kam sich sehr verständig und sehr reif vor, als er diese Bemerkung nach seiner eigenen Erfahrung machte, denn er befand sich noch in dem glücklichen Alter, in welchem man jedes vereinzelte Erlebniß für

eine wichtige Erfahrung ansieht, und mit einer solchen einzelnen Erfahrung ein Resultat für alle Zukunft, einen Abschluß für oder wider gewonnen zu haben meint. Dieser Glaube macht die Jugend leichtlebig, selbstvertrauend und geneigt zu schnellem Entschlusse wie zu schneller That; aber er bereitet ihr auch ihre Täuschungen, ihre Ungerechtigkeit und ihre Schmerzen.

Es betrübte Oskar, daß Flora Launen hatte, Launen, mit denen er weiter Nichts zu schaffen haben mochte. Er wünschte, sie wäre ein junger Mann gewesen, dann hätte er einen Freund an ihr gewinnen mögen, — nun war sie ihm Nichts mehr, denn was sollte er ihr sagen, was mit ihr machen, wenn sie wie Leontine, wie die Frauen alle, bald lachte und bald weinte? Und sie war doch gut, sie war doch schön, diese Flora, er hatte viel auf sie gehalten, sie wirklich lieb gehabt.

Nur Eine, sagte er sich plötzlich, nur Eine macht eine Ausnahme von allen Frauen! nur Anna ist anders! Anna ist immer dieselbe in freundlicher Ruhe, in ernster Milde! — und sie sollte er morgen wiedersehen, um lange Zeit neben ihr zu leben! Darauf richtete sich seine ganze Seele. Was kümmerten ihn

die Andern, wenn er bei ihr war, was fehlte ihm, wenn sie nur an ihm Theil nahm?

Mit dem Gedanken an sie legte er sich nieder, um die ganze Nacht in unruhigem Schlafe von Flora zu träumen, die er in den verschiedensten Gestalten und Verhältnissen sich vor seinen Augen bewegen sah. Mehrmals wachte er auf, mit dem Bewußtsein, daß er von ihr geträumt, daß sie ihn geängstigt, ihm Schrecken und Noth verursacht hatte. Er wollte ihr Bild verscheuchen, aber kaum daß seine Augen sich schlossen, so war sie wieder da, und der Zauber des Traumes hielt ihn neben ihr fest. Er hatte eine so sonderbar unruhige, so aufgeregte Nacht noch in seinem Leben nicht gekannt.

Als es Tag wurde erwachte er abermals und konnte nicht mehr einschlafen. Er stand auf und wollte sich beschäftigen, die Zeit abzukürzen. Er hatte gleich bei seiner Ankunft in Rom eine Menge deutscher Bücher zusammengebracht, und statt, wie es das Natürlichste gewesen wäre, in Rom das Italienische zu erlernen, hatte er einen deutschen Sprachmeister kommen lassen, mit dem er das Deutsche studierte. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er für irgend eine Arbeit eine solche freie Neigung, eine anhaltende Ausdauer zeigte.

Er hatte auch mit Flora häufig deutsch gelesen, und da er es von Jugend auf erlernt, hatte die unausgesetzte Uebung der letzten Wochen ihn merklich gefördert, so daß er die Sprache jetzt mit Freiheit brauchte, und Flora sich immer der Fortschritte erfreute, die er gemacht.

Heute aber wollte es mit der Arbeit nicht gehen. Er hatte die Schiller'schen Trauerspiele zur Hand genommen, indeß er verstand sie heute nicht. Zwei-, dreimal mußte er jede Seite überlesen, um sich nur den Inhalt klar zu machen, um nur zu wissen, wovon die Rede sei. Dann wieder hatte er viele Blätter hintereinander durchlaufen, ohne es nur zu bemerken, daß er den Sinn nicht gefaßt, daß er gar nicht an die Dichtung gedacht habe. Es war ein unangenehmer Zustand.

Aergerlich warf er das Buch zur Seite, und kleidete sich an. Es war acht Uhr und er hatte volle Zeit bis zu der Stunde, in welcher er Anna seinen Besuch machen konnte, aber er eilte mit seiner Toilette, als wäre der Augenblick schon da, und war dann mißmuthig, als er entdeckte, wie lange er noch würde warten müssen. Einmal kam es ihm in den Sinn, einen Spaziergang zu machen, aber er wußte,

daß er dann zu Anna gehen würde; und nach ihr fragen und abgewiesen werden, das wollte er auch nicht. Dann wieder wollte er an Flora schreiben oder hingehen sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, indeß er meinte sie damit nur in ihren Launen zu bestärken, und das mochte er auch wieder nicht, denn er konnte es ihr nicht vergeben, daß sie war wie alle Andern.

So entschwand ihm die Zeit, bis der Hauptmann sich erhoben hatte, und sie ihr Frühstück einnahmen. Der Hauptmann lachte, als er Oskar schon in so früher Stunde vollständig für eine Visite gekleidet sah.

Sie wollen zu unseren Reisegefährten? fragte er. Oskar bejahte das.

Und es scheint, fuhr Jener fort, Sie denken der Erste zu sein, der sie in Rom willkommen heißt?

Und wenn ich das dächte? fragte Oskar mit einem gewissen selbstbewußten Trotze.

So ist dagegen Nichts zu sagen! Im Gegentheil! es ist sehr jugendlich, sehr galant! Er ruhte dabei äußerst bequem in seinem Lehnstuhl, hatte die Füße gegen das Feuer ausgestreckt, und zog aus seinem Schibouk langsam die leichten Dämpfe hervor, die dann von seinen Lippen gekräuselt durch das weite

Zimmer wallten. Oskar saß ihm gegenüber, und wählte unter den Früchten, welche das Desert ihres Frühstückes machten. Er hatte eine große blaue Feige ergriffen und geschält, und wollte sie eben zum Munde führen.

Sie sind zu hastig Oskar! rief der Hauptmann, lassen Sie sich doch Zeit.

Der Jüngling hielt inne. Man bricht eine Frucht erst auf, und sieht, was man davon zu erwarten hat, meinte der Hauptmann, und langsam genießen heißt erst recht und sicher genießen.

Oskar wechselte die Farbe, er verstand den Doppelsinn, der Hauptmann rauchte ruhig weiter. — Was haben Sie gestern mit Ihrem Abende angefangen? fragte er.

Oskar antwortete nicht darauf. Mit einem Male hob er den Kopf empor und sprach mit Stolz: Saint Armand! wenn Sie mir Etwas zu sagen haben, so sagen Sie es grade heraus. Sie können die Erfindung lehrreicher Fabeln für mich sparen, ich bin kein Knabe mehr! —

Der Hauptmann war überrascht, so hatte Oskar nie zu ihm geredet. Es mußte etwas Besonderes mit ihm vorgegangen sein, und in dem Gefühle der Herr=

schaft und der Sicherheit, die er dem Jünglinge gegenüber bisher besessen, wollte er die Frage wiederholen, wo er den gestrigen Abend zugebracht habe. Aber seiner selbst Herr wie immer, sprach er gleichmüthig: Es freut mich, daß Sie wissen, was ich meinte. Aber lieber Oskar! eben weil Sie kein Knabe mehr sind, sollen Sie nicht wie ein solcher handeln. Lassen Sie den Damen Zeit, sich davon zu überzeugen, daß die Begleitung eines Kavaliers in Rom etwas sehr Erwünschtes für sie sein dürfte. Was man zu leicht gewährt, wird von den Frauen nie genug gewürdigt.

Oskar war solche Behauptungen und das Aussprechen solcher Grund- und Lehrsätze von dem Hauptmanne sehr gewohnt, heute jedoch machte das Alles einen ganz andern Eindruck auf ihn. Es verdroß und langweilte ihn weniger als sonst, indeß hielt er es grade jetzt, wo er die Freundin wieder sehen sollte, an der Zeit, dem Hauptmann deutlich zu machen, daß und wie er fortan seine Unabhängigkeit besser zu wahren denke, als bisher. Ohne also auf Saint-Armand's Lehre eine direkte Antwort zu geben, sagte er: Frau von Savello scheint wie Sie, Kapitain, von demselben Grundsatz aus zu handeln. Mir ist ein solches Berechnen unnatürlich.

Des Hauptmanns Erstaunen wuchs von Minute zu Minute. Es mußte Etwas geschehen sein mit seinem Schützling, nur daß er nicht errathen konnte, was es war. Er schwankte, ob er es durch Umwege zu erfahren suchen, oder es wagen sollte, noch einmal die bestimmte Frage zu wiederholen, und er entschloß sich zu dem Letztern.

Sie haben also die Damen schon gestern aufgesucht? forschte er.

Oskar verneinte es.

Woher kommen Sie denn auf die Bemerkung über Frau von Savello's Taktik?

Mich dünkt, die haben wir in Baveno hinlänglich kennen gelernt! entgegnete der junge Mann. Der Hauptmann wurde gereizt, weil er einen Spott in der Aeußerung zu sehen meinte, und dieser verdroß ihn doppelt von seinem Zöglinge. Eine Herrschaft, die er einmal besessen, giebt kein Mann ohne Kampf auf, selbst wenn sie über eine ihm gleichgültige Persönlichkeit geübt ward, und Saint Armand hatte obenein die Aufgabe und das Interesse, für's Erste Oskar noch in dem Verhältniß der Abhängigkeit von sich zu erhalten. Er ließ also von seiner Empfindlichkeit Nichts merken, ließ eine Pause eintreten, und

sagte dann, als falle ihm das eben erst ein: Habe ich Sie recht verstanden, so haben Sie die beiden Damen gestern noch nicht gesehen?

Nein! ich war im Hause des Doktor's, aber er war abwesend, und ich blieb nur kurze Zeit, denn Flora wurde unwohl.

Als Sie allein mit ihr waren? fragte der Hauptmann.

Es wurde Oskar heiß vom Herzen aus. Dieselbe Angst, die ihn gestern überfallen hatte, bemächtigte sich seiner plötzlich wieder, aber er war entschlossen, es den Hauptmann nicht sehen zu lassen, und sich bückend, um eine Ursache für sein Erröthen zu gewinnen, sprach er: Sie erholte sich schnell, es war ein Schwindel, sie hatte zu viel Blumen, Nelken und Tuberosen im Zimmer. Ich werde übrigens gleich einmal hören gehen, wie sie sich befindet!

Thun Sie das! rieth der Hauptmann, während Oskar sich erhob, und sich zum Fortgehen anschickte. Seine Unruhe und Eile belustigten Saint Armand. Es war ihm zweifellos, daß gestern irgend ein zärtlicher Vorfall zwischen dem jungen Paare stattgefunden hatte, und ein solcher kleiner Liebeshandel kam ihm für Oskar nicht ungelegen. Die erste Liebe, wenn sie ihn nicht zu früh und nicht für einen un-

würdigen Gegenstand erfaßt, ist für den Jüngling ein großer Fortschritt und ein wichtiger Hebel für seine Civilisation. Es ist die höchste Aufgabe der Erziehung, den Menschen zu lehren, wie er bei liebevoller Rücksicht auf das Bedürfniß Anderer, sich selbst erhalten und fördern könne, und die Hingebung an ein schüchternes, junges Mädchenherz begründet für den Jüngling diese Lehre besser, als die reifste Erfahrung eines charaktervollen Mannes.

Flora war wohlerzogen, wahrhaftig und herzensrein. Es konnte dem Hauptmanne nichts Willkommeneres begegnen, als wenn sie und Oskar einander liebten, wie die Jugend sich liebt. Er lächelte bei der Vorstellung. Er sah die künftigen heißen Abschiedsthränen der Beiden schon zum Voraus fließen, er hatte selbst einmal solche Thränen in früher Zeit geweint — und sich getröstet. Er betrachtete eine solche glaubensvolle und meist unglückliche erste Liebe wie eine Kinderkrankheit, die Jeder überstehen müsse, und in der man gewachsen ist, wenn man sie überstanden hat. Er konnte Oskar jetzt ruhig sich selber überlassen.

Als er sich entfernen wollte, hielt der Hauptmann ihn zurück. Werden Sie auch nach dem Hotel Spiel=

mann gehen? fragte er. — Anna und Leontine wohnten dort. Oskar bejahte es.

So empfehlen Sie mich den Damen! bat der Hauptmann.

Werden Sie sie denn nicht besuchen?

Ich denke ja! ich will ihnen aber Zeit lassen sich erst einzurichten, versetzte Saint Armand, und so früh gehen Sie wohl auch noch nicht zu ihnen. Sie wollten sich ja vorher von dem Befinden Flora's unterrichten. — Er war bei den Worten aufgestanden, und klopfte Oskar vertraulich lächelnd auf die Schultern, der ihn nur um so schneller zu verlassen eilte.

Neuntes Kapitel.

Grade das letzte Lächeln und die neckende Erinnerung des Hauptmannes bestimmten Oskar aber, nicht zu Flora zu gehen, die ihm dadurch nur ferner gerückt wurde. Ja er nahm sich vor, sie für das Erste gar nicht wieder zu sehen, denn was sollte er im Grunde bei ihr thun? Es war auch keinesweges mehr so früh, daß er nicht hätte Anna aufsuchen können, und mit einem freudigen Gefühl, mit der vollsten Freiheit trat er in das Hotel, um sich bei den Damen melden zu lassen. Aber zu seiner Bestürzung erfuhr er, sie hätten schon vor einer halben Stunde das Haus verlassen. Er wollte wissen, wann sie wieder kommen würden, man konnte es ihm nicht sagen, und wie entseelt lag nun mit einem Male der ganze lange Tag vor ihm. Er wußte nicht, was er beginnen, nicht wo er bleiben sollte. Es dünkte ihn Alles langweilig,

und so entschloß er sich umherzuschlendern, weil er in diesem Mißmuthe dem Hauptmanne nicht begegnen mochte.

Aber während der Tag ihm unausfüllbar lang erschien, drängten sich für Anna und Leontine eine solche Menge von Nothwendigkeiten für den Morgen zusammen, daß Anna kaum begriff, wie das Alles geleistet werden könne. Kaum aus dem Wagen gestiegen, hatten für Leontine die Unruhe und die Arbeit begonnen. Der Direktor, dem sie sich verpflichtet, und der sie viel früher erwartet hatte, mußte alsbald von ihrer Ankunft benachrichtiget werden. Sein Besuch und die Besprechungen mit ihm hatten gestern gleich die ersten Stunden hingenommen. Ihm waren die Visiten der Künstler gefolgt, mit welchen Leontine zusammenwirken sollte, und auch für diesen Morgen gab es eine Menge jener Geschäfte und Verbindlichkeiten zu erfüllen, welchen kein ausübender Künstler sich entziehen kann.

Die Stunden vergingen in unbehaglicher Eile. Nicht um Rom zu betrachten, sondern in hastiger Geschäftigkeit fuhren Anna und ihre Freundin zuerst durch die Straßen der ewigen Stadt. Man besah Wohnungen, man erstieg zahlreiche Treppen, verhandelte mit Vermiethern, und war noch zu keinem Ziele

gekommen, als man ermüdet nach Hause fuhr. Indeß auch hier gab es keine Ruhe. Ein Paar namhafte Musikfreunde, einige Recensenten führten sich bei Leontine ein. Verschiedene Instrumentenmacher boten ihre Flügel an, um sie durch Leontinens Spiel in den Konzerten, den Fremden und den Einheimischen zu empfehlen. Damit kam die Zeit einer Probe heran, denn das erste Konzert stand ziemlich nahe bevor, und vor diesem Konzerte mußten auch sämmtliche Empfehlungsbriefe Leontinens abgegeben werden.

Mit der Umsicht und der Energie eines Mannes wußte die Künstlerin allen diesen Anforderungen zu begegnen. Sie versuchte die Instrumente, sie hielt die Probe, sie machte Visiten, sie hatte für jeden der sie Besuchenden ein lebendiges, freundliches Wort, und rastlos von früh bis spät schien sie sich jetzt erst in ihrem eigentlichen Elemente zu befinden.

Anna sah diesem Treiben mit einem Gefühl des Schwindelns zu. Es hielt sie fest, ohne sie anzuziehen, es ließ ihr keine Ruhe, keine Muße ohne sie zu beschäftigen, und von lauter neuen Eindrücken umgeben, entbehrte sie das Einzige, was zu suchen sie hieher gekommen war, entbehrte sie Rom, während auch Leontine ihr fast verloren ging.

Der ideale Begriff, den sie sich von einem Leben in der Kunst und für die Kunst gemacht hatte, lag weit ab von den Mühen, welche das Dasein des Virtuosen mit sich führt, und da sie sonst nur die Huldigungen gesehen hatte, welche man dem Künstler darbringt, so mußte sie es jetzt erfahren, daß Jeder, der mit persönlichen Leistungen in der Oeffentlichkeit auftritt, das Wohlwollen und die Zustimmung der Menge nicht nur mit seinem Talente, sondern auch mit persönlichen Rücksichten zu erkaufen hat.

Vergebens versuchte es Anna, sich diesem Treiben, bei dem ihre Gegenwart und ihr Antheil im Grunde vollkommen überflüssig und nutzlos waren, zu entziehen. Leontine, ganz erfüllt von ihrem Zwecke, ganz hingenommen von der drängenden Eile der Tage, konnte es nicht begreifen, daß Jemand noch ein anderes Interesse haben könne als das ihre, und da ein großer einseitiger Egoismus immer Herrschaft über die Menschen gewinnt, so fühlte Anna trotz ihres Widerstrebens sich gefesselt und fortgezogen von dem Willen ihrer Gefährtin.

Erst am Abende des zweiten Tages, als Leontine abermals ausfuhr noch einige Besuche zu machen, fand Anna die Zeit, sich zu ihren Freunden zu ver-

fügen. Der Doktor hatte wie immer seine bestimmte Wohnung in der Via Sistina auf dem Monte Pincio bezogen, aus deren Fenstern man die Stadt in weitem Umkreise übersehen konnte. Er selbst und seine Tochter waren zu Hause, Beide in Ruhe beschäftigt. Der Abendsonne wegen waren die Vorhänge noch herabgelassen, daß ein mildes Licht und eine ruhige Wärme in dem Zimmer herrschten. Die leuchtende Sauberkeit, die Stille und Ordnung, der Anstrich von abgeschlossenem, einfachem Behagen umfingen Anna mit großer Lieblichkeit. Es war ihr als tauche sie aus dem grellen Sonnenschein, aus dem Lärm und dem brennenden Staube der großen Heerstraße in ein erfrischendes, kühles Bad, und die herzliche Freundlichkeit, mit welcher der Doktor und Flora sie begrüßten, that ihr doppelt wohl.

Beide waren im Laufe des Tages in der Wohnung von Anna vorgesprochen, ohne sie zu finden, und Flora beklagte sich, daß Jene schon so lange in Rom gewesen sei, ohne ihre Reisegefährten davon zu benachrichtigen. Anna erzählte entschuldigend wie ihre Zeit entschwunden, der Doktor schüttelte bedenklich dazu den Kopf.

Es giebt gewisse Dinge, werthe Freundin! sagte

er, welche die verständigsten Menschen doch meist nicht begreifen. Ich rechne dahin die Lehre von der Kostbarkeit der Zeit. Namentlich den Frauen läuft, wo es den Werth des Lebens, die sparsame Benutzung dieses allerhöchsten Gutes gilt, das Herz nur zu oft mit dem Verstande davon, so gute Haushälterinnen sie sonst auch sein mögen. Sie sparen ihre Thaler vorsichtiger als ihre Stunden, und doch sind diese unwiderbringlicher als jene. Wer ersetzt Ihnen jemals die beiden Tage, die Sie sich haben rauben lassen? Denn ich bin es überzeugt, Sie haben es noch gar nicht empfunden, daß Sie in Rom sind, Sie haben Rom noch nicht gesehen.

Anna mußte dies zugeben. Da trat der Doktor an das Fenster, zog den Vorhang zurück, führte sie auf den Balkon, und in weitem majestätischem Kreise breitete sich Rom zu ihren Füßen aus.

Von der Riesenkuppel von Sankt Peter, welche gewaltig die Massen des stolzen Vatikanes überschaut, hinweg über die Säulen des Mark Anton und Trajan, an der schönen Wölbung des Pantheons vorüber, bis hin zu dem Kapitole und zu dem finstern Thurme des Nero, den damals noch die schöne Pinie zierte, konnte das Auge Besitz

ergreifen von der wunderbaren Stadt, und über die Herrlichkeit derselben hinausblickend, sah man die sanfte Wellenlinie des römischen Gebirges sich ausdehnen und in weiter Ferne den Horizont beschließen.

Mit der Andacht und Vorliebe, welche Rom jedem denkenden Menschen einflößt, nannte der Doktor die Monumente und Gebäude, die Plätze, an welche die Geschichte ihre großen Erinnerungen geknüpft hat, und überwältigt und schweigend hörte Anna seinen Worten zu. Sie hatte unwillkührlich die Hand des jungen Mädchens ergriffen, als bedürfe sie eines Haltes, einer Stütze vor solchem Eindruck.

Wie soll man das erfassen? Wie soll man es entbehren, wenn man sich gewöhnt hat es zu ertragen und es zu besitzen? rief sie endlich aus, und versank dann wieder in ihr staunendes Betrachten. Der Doktor ließ ihr ruhig Zeit. Ihm selbst, so heimisch ihm Rom und seine Umgebung seit Jahren geworden waren, bewegten sie doch immer auf's Neue das Herz, denn es ist ein Kennzeichen des wahrhaft Großen und Mächtigen, daß seine Wirkung sich steigert, je vertrauter man damit wird.

Während dessen neigte sich der Tag seinem Ende zu. Je tiefer die Sonne hinabsank, je glorreicher

umgab sie die Peterskirche, je kolossaler trat diese auf dem hellen Grunde hervor, je magischer wurden die Töne und die Farben, in denen sich die Campagna und die fernen Gebirge kleideten. Noch konnte man die einzelnen Höhen erkennen, noch sah man die einzelnen Gebäude und Denkmale der Stadt, aber man konnte sie eben nur noch erkennen, während der Vatikan und St. Peter sich noch siegreich und prächtig auf dem Golde des Abendrothes behaupteten, als sollten sie ein Bild sein von der Herrschaft der Gegenwart über die Vergangenheit.

Endlich war die Sonne niedergesunken, und die schnell einbrechende Dunkelheit begann erst die einzelnen Gebäude, dann den Vorgrund, und allmählich die ganze Stadt und die Gegend zu verhüllen. Das erleichterte Anna, sie richtete sich auf: Gut, daß die Nacht kommt, sagte sie. Es ist schon jetzt mehr, als ich zu bewältigen vermag. — Sie hielt danach einen Augenblick inne, und meinte dann nachdenklich und fast traurig: man geht nach Italien, nach Rom, wie man überhaupt in das Leben hinein geht, mit der Zuversicht der Einsichtlosigkeit. Man erwartet Wundervolles, Großes, und man denkt nicht daran, wie man sich dieses aneignen soll, man denkt nicht

daran, daß man die goldenen Schaalen vorbereiten, mit sich bringen muß, in welchen man die kostbare Erndte sammeln und bewahren soll. Was hilft der reichste Erndteseegen, wenn man Nichts hat, als seine armen, schwachen Hände, die ihn nicht fassen können!

Es gehörte zu Anna's Eigenheiten, daß ihr, wenn sie erschüttert war, der bildliche Ausdruck schneller zu Gebote stand, als das eigentlich bezeichnende Wort. Diese Eigenthümlichkeit ist bei Männern in der Regel ein Merkmal poetischer Begabung. Bei den Frauen ist sie aber ebenso häufig nur das Zeichen einer weiblichen Schüchternheit, welche ihre Empfindungen kundgeben und sie zugleich auch wieder bescheiden verhüllen möchte. Der Doktor hatte diesen Zug an Anna schon öfter bemerkt und seine Ursache verstanden und gewürdigt.

Nur Muth, meine Freundin! sagte er tröstend, schon Viele haben vor Ihnen hier an dieser Stelle gestanden, niedergedrückt von dem Hinblick auf dies riesige Wahrzeichen der Vergangenheit und der Vergänglichkeit. Schon Viele haben gewähnt sich selbst zu verlieren in Rom, die sich erst hier recht eigentlich gefunden haben. Aber freilich, Rom ist ein Prüf-

stein für den Gehalt des Menschen. Wer Kraft mitbringt, der wächst hier über sich selbst hinaus, der erhebt sich zu jenem historischen Zusammenhange mit der Menschheit und mit der Weltgeschichte, in dem er sich stolz fühlt als ihr mitschaffendes Element, und bescheiden und entsagungsvoll, weil er vor Augen hat, wie auch die Kraft der Größten und Besten nur eine mitschaffende gewesen ist, in der langen, verschlungenen Kette der hinrollenden Jahrhunderte. Rom ist noch immer ein wunderthätiger Wallfahrtsort, sei es daß man Befreiung und Erhebung erwartet von der Macht des Kreuzes, oder von dem erlösenden und befreienden Gedanken der Folgerechtigkeit in der Weltgeschichte.

Sie versanken Alle in Schweigen. Anna war feierlich gestimmt. Sie fühlte sich so erneut, so liebevoll aufgeschlossen, daß ihr jene Stunde wieder in das Gedächtniß kam, in welcher sie einst noch mit dem vollen Glauben an die beseligende Kraft des Christenthumes, das erste Abendmahl genossen, die Weihe empfangen hatte für den großen Bund der Menschen, welche sich in demselben Glauben mit ihr zusammenfanden. Und eine neue Weihe war es auch, die über sie kam bei den Worten des älteren Freundes. Es

war die Heiligung durch den Gedanken an die Weltgeschichte, durch den Gedanken ihr anzugehören und an ihr mitzuarbeiten, wo und wie immer man für sich und für die Andern lebt. Denn das rechte historische Bewußtsein ist eine Religion, und hat erziehende und tröstende Kraft als eine solche.

Die Kühle, welche in Italien dem Sonnenuntergange folgt, mahnte in das Zimmer zurückzukehren, in dem schon die fünfarmige römische Lampe freundlich leuchtete. Und wie der Mensch die Neigung und das Bedürfniß hat, nach weitgreifenden Gedanken bald wieder auf das Nächste, auf sich selbst zurückzukommen, um sich seines Daseins in dem Allgemeinen zu versichern, so verschönte die gewaltige Rundschau, welche ihr geworden war, für Anna dies stille, wohnliche Gemach, und lieh ihm einen besonderen Zauber, den die herzliche Gastlichkeit seiner Bewohner noch erhöhte.

Man sprach von der Reise, man dachte des Aufenthaltes am See, kam dabei auch auf den Hauptmann und Oskar zu reden, und Flora sagte, daß sie durch diesen zuerst von der Ankunft Anna's unterrichtet worden sei.

Er war ganz glücklich Sie hier zu wissen, erzählte

sie, er hängt so sehr an Ihnen, daß ich ihn ordentlich dafür lieb gewonnen habe.

Nur dafür? scherzte Anna.

Flora wurde gegen ihre Gewohnheit verlegen. Nein! nicht bloß dafür, sagte sie, aber doch zuerst deshalb; denn ich wußte ja sonst gar Nichts von ihm.

Anna ließ es dabei bewenden, ja sie vermied es, Flora anzusehen, um ihre Befangenheit nicht zu steigern. Es dünkte sie natürlich, daß diese jungen Herzen sich zu einander gezogen fühlten, und sie mochte ihren Frieden nicht stören.

Man kam dann auf den Hauptmann, endlich wieder auf allgemeine Gegenstände zurück, und Anna fühlte sich mit ihren Wirthen so heimisch vertraut, daß sie es fast vergaß, sie sei in Rom.

Es war schon ziemlich spät, als sie nach Hause kam. Leontine wartete ihrer. Sie hatte Briefe erhalten, Billette, welche Erwiderungen erheischten, und als sie heimkehrte, ihre Garderobe schnell von sich geworfen, um noch im Nachtkleide die nöthigen Antworten zu schreiben. Ein Paar Bouquets, welche man ihr im Laufe des Tages verehrt, lagen halb welk auf einem Tische. Eine kleine Mahlzeit, die sie bestellt, stand unangerührt daneben. Die Hast, die Eile waren

überall unverkennbar. Als Anna eintrat, hatte Jene eben die geschriebenen Briefe gesiegelt, und warf sich nun auf den Sopha, um liegend Etwas von den Speisen zu genießen, die man aufgetragen hatte. Während dessen wollte ihre Kammerjungfer das Zimmer aufräumen, die gebrauchten Kleidungsstücke entfernen, indeß Leontine wollte dies nicht leiden.

Lassen Sie nur Alles liegen, sagte sie, morgen in der Frühe fahre ich wieder in dieselben Kleider hinein, und dann in die General-Probe. Während dessen können Sie den Umzug in unsere Wohnung besorgen, und dann wollen wir weiter sehen. Sie schickte damit das Mädchen fort, und machte gegen Anna die Bemerkung, daß ihr die pedantische Ordnung ihrer Dienerin fast quälend werde, wenn sie selbst zu einer solch gewaltsamen Thätigkeit gezwungen sei, wie in diesen Tagen. Ich bin dann wie ein Nachtwandler, sagte sie. Meine Ausdauer und Sicherheit beruhen darauf, daß ich Nichts im Auge habe als mein Ziel. Dächte ich in solchen Zeiten daran, daß andere Frauen andere Freuden, stillere, schönere Lebensloose haben, so — sie hielt inne, und sprach dann mit tiefem Ernste, so fiele ich herab von der Höhe der Erregung, auf der ich mich halten muß. Ich wäre nicht mehr fähig mir

einzubilden, daß der Ruhm mich reizt, daß ich die Menschen entzücke, daß es der Mühe lohnt, sie zu entzücken.

Dann brach sie davon plötzlich wieder ab, und verlangte zu wissen, wie Anna ihren Abend verlebt habe. Als diese erzählte und ihr den Eindruck schilderte, welchen der erste Anblick von Rom ihr gegeben hatte, hörte ihr Leontine schweigend zu. Sie nannte es beneidenswerth, sich solcher Erhebung überlassen zu können, fügte dann aber lachend hinzu: ich glaube übrigens, es ist im Grunde nur der mystische Nebel der Vergangenheit, in dem die Menschheit als etwas Großes erscheint, denn in aller Gegenwart sind die Einzelnen gewiß eben so kleinlich eitel, eben so hochmüthig theilnehmend und beschützend, eben so gründlich genußsüchtig und egoistisch gewesen als jetzt. Ich habe heute eine wahre Menagerie von närrischen Leuten kennen lernen, und da Viele von ihnen groß und mächtig sind, so werden sich einst über ihnen auch stattliche Mausoleen erheben, und die Grabstätten ihrer Narrheit und Lächerlichkeit werden nach hunderten von Jahren eben so ehrwürdig mahnend dastehen, als die altersschwarzen Mauern, von denen Sie sich heute zu erhabenen Gedanken begeistern ließen. Die Todten

sind noch trügerischer als die Lebendigen; und mit den schweigenden Ermahnungen der Vorzeit ist's eben nicht weit her. Wir sind's, die sie zu Etwas für uns machen, wir sind's, die zu uns selber reden — das Andere ist Nichts.

Sie war während dieser Worte aufgestanden, hatte vor dem Spiegel die Lichte angezündet und probirte einen Kranz auf, den sie bei ihrem ersten Konzerte tragen wollte. Dabei fielen ihre Augen auf die Karte Oskar's, welche auf dem Spiegeltische lag. Waren die Beiden hier? fragte sie wie beiläufig.

Nur Oskar war da! versetzte Anna. Leontine schwieg dazu; aber als sie sich trennten, um sich zur Ruhe zu begeben, sagte sie: Ich glaube wahrhaftig, der Hauptmann will uns nach seinem Besuche schmachten lassen, um unsere Sehnsucht zu erwecken. Schade nur, daß ich es grade so von ihm erwartet hatte.

Sie lachte dabei, indeß es gehörte wenig Einsicht dazu, ihre verletzte Eitelkeit und vielleicht eine noch lebhaftere Enttäuschung in dieser Aeußerung zu erkennen.

Zehntes Kapitel.

Oskar hatte sich nach der Ankunft Anna's gesehnt. Seit er sie in seiner Nähe wußte, hatte er sich vorgestellt, wie groß seine Freude bei ihrem Anblick sein werde, wie er ihr endlich sein Herz aufschließen und ihr Alles gleich erzählen werde, was er ihr in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft hatte sagen wollen, und nun stand er vor ihr am andern Morgen, und er konnte sie kaum sprechen, und hätte ihr Nichts zu sagen gewußt, selbst wenn die Gelegenheit dazu sich ihm günstiger geboten hätte.

Man war nämlich mit dem Umzuge beschäftigt, als er sich bei Anna melden ließ. Koffer und Schachteln standen im Zimmer umher, und wurden von der ab und zugehenden Bedienung fortgetragen. Leontine war in der Probe, die Reste ihres Frühstücks befanden sich noch auf dem Tische, Anna zog die Schieb=

laden der verschiedenen Schränke und Kommoden auf, um zu sehen, ob darin Etwas zurückgeblieben sei, und überwachte daneben den Transport der Sachen, hie und da mit der Dienerschaft sprechend, weil Leontinens Kammerjungfer des Italienischen nicht mächtig war.

Wenn man einem ersehnten Menschen wieder begegnet, hat man das natürliche Verlangen, ihm dieselbe Freude zu sein, die er uns gewährt, ihm die Hauptsache zu sein in dem Augenblicke, und es giebt kaum ein entmuthigenderes Gefühl, als zerstreut und dadurch kalt empfangen zu werden, wo das Herz sich eines warmen Willkomms versichert glaubte. Es half für Oskar nicht, daß Anna ihn freundlich begrüßte, daß sie ihm die Hand gab, daß sie ihm sagte, sie freue sich ihn wiederzusehen. Sie sprach zwischendurch doch mit den Andern, sie war nicht für ihn allein da, und er war noch zu jung, um dem augenblicklich Nothwendigen sein Recht einzuräumen. Dazu wirkte der Aufbruch, der immer eine Zerstörung ist, unbehaglich auf ihn ein. Anna selbst kam ihm in der wüsten Umgebung ganz verändert vor, ja sie schien ihm älter geworden, sie schien ihm eine alte Dame zu sein. Sonst hatte er mit einer liebevollen Ver-

ehrung, mit der wärmsten Neigung zu ihr emporgesehen, heute hatte er Mitleid mit ihr. Im Ueberflusse aufgewachsen, gewöhnt, sich nur in Kreisen zu bewegen, in welchen den Frauen keine materielle Arbeit auferlegt ist, machte es ihn traurig, daß Anna gelegentlich selbst mit Hand anlegte, daß sie keine Bedienung hatte, welche ihr die Mühe und Unannehmlichkeit solcher Stunden ersparte. Er hätte für sie eintreten mögen, aber er war der Sprache wenig Herr, und da er ihr nicht helfen konnte, fühlte er sich neben ihr als ein Ueberflüssiger und störend. Das machte ihn vollends traurig und scheu. Er wollte sich entfernen, Anna sah was in ihm vorging, und bat ihn zu bleiben, indeß er lehnte das unter einem Vorwande ab, und ging nach der flüchtigsten Unterhaltung von dannen, mit einer Niedergeschlagenheit, die er sich nicht zu erklären wußte, denn er hatte bis dahin die Wirkung der Entfernung von geliebten Menschen noch nicht in solchem Grade kennen gelernt.

Die Einen sagen: die Trennung schade der Neigung, die Andern behaupten, sie fache die Liebe an. Bald heißt es: Entfernung verschönt, und dann wieder, die Abwesenden haben Unrecht; und alle diese so verschiedenen Aussprüche haben ihren guten Grund.

Es ist eben das Gefährliche an der Trennung, daß sie das Verhältniß der Getrennten, wenn es nicht ein vollkommen gefestigtes ist, für Jeden von ihnen zu einem einseitigen und dadurch willkürlichen macht. Wo uns die Anwesenheit des Menschen, dem wir auf irgend eine Art verbunden sind, und der Haß verbindet wie die Liebe, als Regulator unserer Empfindung fehlt, da tritt nur zu leicht eine Ungemessenheit derselben ein. An die Stelle des wahren Zusammenhanges baut sich ein erträumter mit seinen Irrthümern und seinen Uebertreibungen vor uns auf, und werden wir dann in die Wirklichkeit zurückgeführt, so erschrecken wir vor ihr. Wir fühlen uns entnüchtert, verkleinert, denn in jeder tiefen Empfindung liegt etwas Erhabenes, und wir sind unzufrieden mit uns oder mit dem Andern, in dem Augenblick, in welchem wir gewahren, daß wir uns über die Stärke unserer Empfindung getäuscht haben.

Melancholisch ging Oskar die Straße hinunter, den lebensvollen Korso entlang, in der ihn sonst so Vielerlei zum Weilen verlockte, und endlich zum Thore hinaus in die Villa Borghese hinein, in deren Gängen er planlos umherwanderte. Er war um eine Hoffnung ärmer geworden, ja mehr als das, er hatte,

wie er meinte, einen wirklichen Verlust erlitten. Was half es ihm also, daß sich hier die stattlichen Pinien erhoben, daß feinblättrige Weiden ihre leichten Zweige in der milden Mittagssonne des schönen Herbsttages schaukelten, daß die Vögel sangen, daß die hellen Wasserstrahlen funkelnd in die Luft emporstiegen und spielend in die Marmorbecken niederfielen? Er war zu jung, um Trost in dem Verkehr mit der Natur, um in ihr Ersatz zu finden für den Umgang mit den Menschen. Sie verstärkte nur das Gefühl der Einsamkeit, die unbestimmte Sehnsucht seines Herzens. Und wie man in solchen Lagen eine Wollust darin findet, sich in seinem Schmerzgefühl zu steigern, so suchte Oskar einen Platz auf, an dem er Niemanden zu begegnen, an dem er hoffen durfte, nicht gestört zu werden, weil er ebenso fern liegt von dem Wege der Fremden, welche die Museen des Fürsten Borghese besuchen, als von den belebten Gängen und Straßen, in welchen die Spazierenden sich der Geselligkeit erfreuen wollen.

Mitten im Parke fand er eine solche, fast immer einsame Stelle. Uralte, immergrüne Eichen umgeben sie, und bilden ein schützendes Dach über ein weites Rund, in dessen Mitte aus dreifacher Marmorschaale

sich eine Fontaine erhebt, die reichlich strömend, aus ihrer Höhe von Schaale zu Schaale niederfällt, bis sie sich Kühlung verbreitend in dem weiten Bassin am Boden wieder sammelt. Marmorstatuen zieren an allen vier Seiten die Eingänge in das Boskett, dessen malerische Schönheit alle Künstler lieben, und das nur wenig andere Fremde kennen.

Es war ein Zufall, welcher Oskar einst dorthin geführt, und weil ihn der Reiz des Platzes fast wie ein Wunder überrascht, hatte er es vermieden, ihn wieder aufzusuchen, wenn er mit dem Hauptmann in der Villa gewesen war. Er hatte diese Stelle für sich behalten wollen, ja er selbst war noch nicht dorthin zurückgekehrt, als fürchte er, bei der Wiederkehr den Zauber, der ihn das erste Mal gefesselt, zerstört, und den ganzen Platz nicht mehr vorhanden zu finden. Jetzt, in der Traurigkeit seines Herzens, begab er sich nach dem Boskett, und wie er zunächst an Anna, dann an Flora, dann an die ganze Reise, an die Heimath und endlich an die Tage seiner Kindheit dachte, so reihten sich die Vorstellungen fortzeugend an einander an, bis sie hinüber reichten in seine frühesten Erinnerungen, deren Schatten er vor sich wieder auferstehen sah. Aber diese Erinnerungen waren

düster, und herzbedrückt und traurig brütete und träumte er fort, bis das leise Naturleben um ihn her ihn einwiegend umfing, und er einschlief wie ein müdes Kind.

Eine Stunde und darüber mochte er so geschlafen haben, das schöne Haupt mit seinen blonden Locken auf die Lehne der Marmorbank gestützt, als eine Dame in das Boskett eintrat und mit Erstaunen stehen blieb, die anmuthige Scene zu betrachten. Durch das dichte Laub der dunkeln Eichen schimmerte das Sonnenlicht, daß der ganze Raum wie von flüssigem Golde durchströmt war. Leise summend zogen langsam die Bienen darin umher, und sanft rauschend und plätschernd fiel das mild durchleuchtete Wasser in sein weites Becken, mit den sprühenden Tropfen das Moos des Bodens benetzend, und die feinen Blätter des saftig grünen Venushaares tränkend, das auf seinen zarten, schwarzen Stengeln den ganzen Rand der Fontaine umgab. Die tiefe Stille, die erquickende Frische machten den Eindruck noch lieblicher, und mitten in dieser Umgebung lag Oskar ruhig schlummernd da. Ein breiter Lichtstrahl, der sich durch einen der Eingänge hineinstahl, streifte die Stelle, auf welcher er ruhte, und hüllte ihn gleichsam in eine

goldene Wolke ein. Ein Paar buntfarbige Schmetterlinge umgaukelten in phantastischem Schweben sein Haupt, während die spielenden Sonnenfunken seine Stirn und seine Lippen küßten. Es war ein vollendet schönes Bild. Ein Anblick wie aus einem Zaubermährchen.

Auch genoß die Dame ihn offenbar mit Freude. Dann aber trat sie an den Schlafenden heran, legte ihre Hand leise auf seine Schulter und sagte freundlich: Auf! Auf! Oskar! es ist nicht gut, daß Sie hier schlafen.

Schnell richtete der Jüngling sich empor. Er blickte sie an, als traue er seinen Sinnen nicht, und rief darauf, sie plötzlich erkennend und ihre beiden Hände ergreifend: O! Gottlob, daß Sie nicht so alt sind! —

Anna, denn sie war es, sah ihn verwundert an, dann sprach sie lachend: Was machen Sie denn! ich glaube, Sie träumen noch! Kommen Sie, kommen Sie, daß Sie den Traum vergessen!

Damit ging sie voran, verließ das Boskett und Oskar folgte ihr halb verwirrt und halb beschämt. Sie hatte, nachdem sie den Umzug vollendet, und in der neuen Wohnung das Nöthige angeordnet, der

unerfreulichen Beschäftigung müde, einen Spaziergang machen wollen. Ihre Wirthsleute hatten sie nach der Villa hinaus gewiesen, und zufällig war sie zu der Stelle gekommen, an welcher sie den Schlummernden gefunden hatte.

Als sie sich mit ihm in dem hellen warmen Sonnenlichte der offenen Wege befand, da erst schien er sich ganz frei zu fühlen, und ihr freundlich in die Augen sehend, sagte er: Ich träumte von Ihnen, als Sie kamen; aber Sie waren so uralt in meinem Traume, daß ich Sie und Sie mich nicht wiedererkannten. Ich erinnerte Sie auch ganz vergebens daran, daß wir uns auf der Reise getroffen hätten, daß wir am See zusammen gewesen wären. Sie wußten es nicht. Es war eine Angst! — Und als ich dann erwachte, und Sie vor mir sah, da war es mir erst vollends wie ein Traum, und ich konnte mich nicht fassen.

Anna hörte ihm freundlich zu. Jeder andere junge Mann würde ihr in solcher Lage und mit solcher Erzählung ein Gegenstand des Scherzes gewesen sein, indeß es war in allen Worten Oskars stets ein unerklärlicher Zug des Ernstes, der Traurigkeit, der Anna immer zwang, ihn zu beachten und ihn in seiner Eigenheit zu schonen. Er rührte sie, ohne daß

sie wußte, wodurch? Sie hatte ihn liebgewonnen, ohne sich sagen zu können, weshalb? Er besaß eben die Unschuld und die zuversichtliche Hingebung der Kinder, die Liebe fordern, weil sie sie bedürfen, und Liebe finden aus demselben Grunde.

Träumen Sie nicht so undankbar von Ihren Freunden! sagte Anna, und damit Sie Ihr träumerisches Unrecht gut machen, führen Sie mich durch den Park, den ich zum erstenmale betrete. Die Mittagssonne ist so schön in dieser Jahreszeit.

Oskar verlangte es nicht besser. Er hatte die Villa nach allen ihren Richtungen zu Fuß, zu Roß und zu Wagen durchstrichen, und es gewährte ihm eine Lust, Anna's Führer zu machen. Ueber die weiten Wiesenflächen voll grasender Thiere, an den klaren Teichen und Weihern vorbei, durch die dunklen Alleen und schattigen Lorbeerbüsche, vorüber an dem Circus mit seinem stolzen Pinienkreise, geleitete er sie weiter und weiter, die kleinen Hügel hinan, von denen sich schöne Fernsichten eröffnen, und dann wieder zu stillen, melancholischen Plätzen voll tiefer Abgeschiedenheit. Aber wo man sich auch befand, wohin sie sich wendeten, überall leuchtete und wärmte mild belebend das schöne Licht der herbstlichen Sonne, überall

lieh sie der Gegend und den Gegenständen den goldigen Schmuck ihrer kräftigen Farben, und von den weißglänzenden Wolken, die leichtflockig auf dem hellen klaren Grunde des Aethers schwammen, bis hinab zu den Flügeln des kleinsten Insektes war Alles von ihr mit südlicher Wärme übergossen, von ihr durchleuchtet und verschönt.

Anna war fröhlich und schwungvoll gestimmt. Die Heiterkeit des Tages, die Schönheit des Parkes, das zufällige und anmuthige Begegnen ihres jungen Bekannten regten sie an, und vor Allem empfand sie den Reiz der Freiheit, die ihr immer noch neu und darum doppelt werthvoll war.

Nur die Frauen, welche in den sogenannten Schranken strenger Weiblichkeit erzogen sind, welche darin noch verweilen mußten, während sie sich reif für das Leben und selbstherrlich für dessen Gebrauch empfanden, die mit der vollen Einsicht in die unwürdigen Fesseln der kleinlichen Vorurtheile, sie doch nicht zu ändern, doch nicht zu brechen vermochten, nur solche Frauen können es wissen, welch eine Freude, welche Erhebung, welch ein Glück darin liegen, endlich jener maaßvollen und bescheidenen Freiheit theilhaftig zu werden, die man dem Knaben und dem

Jünglinge von dem Augenblicke an gewährt, in welchem man seiner Vernunft vertrauen kann. Frei und ungehindert zu kommen und zu gehen, mit den Menschen zu verkehren nach eigener Neigung, sich lossagen zu können von dem Unzusagenden, sich anschließen zu dürfen nach freier Wahl an die Gleichgestimmten, das sind Befriedigungen, Genugthuungen, deren Werth ein Mann schwerlich zu ermessen vermag, weil er diese Rechte niemals entbehrt hat.

Annas ganzem Wesen lag jede Ueberspannung, jede Uebertreibung durchaus fern, aber das hinderte sie nicht, sich jetzt in jedem Augenblicke bewußt zu sein, was sie damit gewonnen, daß sie nicht mehr abhängig war von der Ansicht der Vettern und Basen, von der Meinung aller Menschen, welche ein entscheidendes Urtheil über sie zu haben glaubten, weil sie es erlebt, wie Anna die ersten Schritte gemacht hatte, und die ersten Wege des Lebens gegangen war. Sie kam sich kräftig und doch so leicht vor, seit sie sich freier bewegen konnte, daß sie die Vögel im Fluge nicht mehr beneidete, denn es war ihr, als bedürfe es auch nur ihres Willens, es ihnen nachzuthun, und die Welt zu überschauen im seegelnden Fluge wie sie.

Sie hatten es Beide nicht bemerkt, nicht Anna,

nicht Oskar, wie schnell und wie viel sie gegangen waren, als sie vor dem kleinen Häuschen anlangten, in welchem Raphael einst mit seiner Geliebten, mit der schönen Fornarina, gelebt hat. Noch innerhalb des Parkes, aber in seinem fernsten Theile, lag es unter dem traulichen Dache, im Schatten der mächtigsten Pinien ruhig da, in kühler, friedlicher Verborgenheit, recht gemacht für ein stilles, zeugenloses Glück. Betrachtend blieb Anna vor demselben stehen, und erst während dieses Rastens merkte sie die Ermüdung, die sie sich zugezogen hatte.

Ganz in der Nähe des kleinen Hauses ließen sie sich nieder. Anna's Augen blieben sinnend darauf gerichtet, und wie zu sich selber sprechend, sagte sie: Wie lieblich ist es, daß diese Mauern es für die Vorstellung lebendig halten, das Glück des schönheitsseeligsten der Menschen, das wie ein schöner Traum zu schnell entfloh.

Oskar hielt sich an die letzten Worte. Ich liebe nicht zu träumen! rief er aus, denn fast immer ängstigen mich meine Träume.

Da bin ich glücklicher, versetzte Anna, denn ich träume sehr oft von meinen verstorbenen Lieben. Dabei verwirklicht der Traum, was der Gläubige sich

von den Freuden des Jenseits verspricht, denn er gewährt das persönlichste, unveränderteste Wiederfinden und Verkehren mit den theuren Hingegangenen. Und das Entzückende daran ist, daß man sich gar nicht darüber wundert, daß man gar nicht an das Ende dieses beglückenden Wiedersehens denkt. Der Traum giebt uns Unsterblichkeit, giebt uns Unendlichkeit.

Aber er endet doch auch! sagte der Jüngling, und plötzlich sich zu einem Entschlusse zusammennehmend, sprach er: ich habe Ihnen ja gesagt, das mir Alles gestorben ist, Vater und Mutter, Bruder und Schwester, und wenn sie mir im Traume erscheinen, so sehe ich sie immer wieder sterben, so schrecklich, so entsetzlich wie ich es erlebt habe.

Er hielt inne, Anna fragte, auf welche Weise er die Seinigen verloren?

Oskar antwortete nicht gleich darauf, dann versetzte er: Als ich an dem ersten Morgen Sie in Baveno im Saale aufsuchte, hatte ich einen fast unwiderstehlichen Trieb, Ihnen von mir und von meinem ganzen Schicksal zu sprechen, denn ich hatte ein Vertrauen zu Ihnen gefaßt, wie noch nie zu einem Menschen. Ich habe freilich auf die Menschen auch wohl nicht Acht genug gegeben.

Er schwieg abermals, bis sie zu wissen verlangte, weshalb er damals seiner Neigung zur Mittheilung nicht gefolgt sei?

Ich meinte es Ihnen anzusehen, erwiderte der junge Mann, und ich fühlte es auch selbst, als ich es ausgesprochen hatte, daß Ihnen mein schnelles Vertrauen unklug, thöricht, oder gar kindisch scheinen mußte, und ich wollte Ihnen zeigen, daß ich schweigen könne, wenn ich es wolle. Jetzt aber möchte ich Ihnen Alles sagen, was ich sonst Niemandem vertraut habe, was sonst Niemand, Niemand weiß.

Lieber Oskar! unterbrach ihn Anna, täuschen Sie sich nicht. Ihre Familenverhältnisse sind gewiß den Menschen unter denen Sie lebten kein Geheimniß geblieben, wenn sie nicht gewöhnlich waren.

O! was in unserm Hause geschehen ist, rief Oskar, das wissen Alle! oder meinen es doch zu wissen! fügte er schnell und bedeutungsvoll hinzu, aber was es mir gewesen, den sie kaum beachteten, das weiß nur ich. Und Trauriges allein zu wissen, das bedrückt das Herz.

Er sprach die letzten Worte mit Selbstbeherrschung, er war, wie es Anna däuchte, überhaupt fester und männlicher geworden, seit sie ihn zuletzt gesehen hatte, nur seine Schwermuth war sich gleich geblieben. Und durch

Alles, was sie von ihm hörte zu wachsender Theilnahme für ihn bewegt, bat sie ihn, sein Herz zu entlasten, und sicher darauf zu bauen, daß sie ihn auch mit dem Herzen höre.

Oskar zögerte einen kurzen Augenblick, dann glitt ein leises Lächeln über seine Lippen, und mit einer Verlegenheit, die ihm wohl anstand, sagte er: ich bin es so wenig gewohnt von mir zu reden, daß mir ist, als sollte ich ein Mährchen aus dem Stegreif erzählen! Es kommt mir vor, als wüßte ich von mir selbst Nichts mehr, da ich es sagen soll.

Nun, ermunterte Anna, so beginnen Sie mit Ihrem Vater, Sie kommen dann allmälig auf sich selbst.

Mein Vater, hob Oskar erleichtert an, mein Vater war der älteste von zwei Brüdern und dadurch Besitzer des Majorates. Er hatte in seiner Jugend viel auf Reisen gelebt, war lange in Frankreich und in Italien gewesen, und hatte sich dann, als er von seinen Reisen wiederkehrte, mit meiner Mutter verheirathet, welche eine einzige Tochter, und auch Erbin ihrer Familiengüter gewesen war. Der Besitz meiner Eltern war also sehr groß, und so lange meine Mutter lebte, war das Dasein auf Dalholm heiter und

prächtig. Ich erinnere mich dessen vollkommen deutlich. Der Vater hatte Alles, was er von Kunstsachen aus Italien, und von seinen andern Reisen mitgebracht, in Dalholm vereinigt. Das Schloß war zur Zeit seiner Verheirathung fast gänzlich umgebaut und sehr verschönert, so daß es auch heute noch für eines der schönsten in Schweden angesehen wird. Mein Vater und meine Mutter hatten einander sehr lieb, obschon er fast zwanzig Jahre älter war als sie. Er war, wie ich ihn gekannt habe, ein majestätisch aussehender Mann in den vierziger Jahren, und meine Mutter steht mir so jung, so schlank und so schön im Gedächtniß, das mir vorkommt, ich habe nie eine Frau gesehen, die mit ihr zu vergleichen gewesen wäre. Ich weiß nicht, ob ich mir das einbilde, oder ob sie wirklich immer weiße Kleider getragen hat, an ihrem letzten Lebenstage aber sah ich sie gewiß in einem solchen.

Ich hatte nur zwei Geschwister. Einen Bruder, der zwei Jahre jünger war als ich, und eine noch kleinere Schwester. Meine Mutter trennte sich fast nie von uns, und selbst wenn sie je bisweilen zu kurzen Besuchen in die Nachbarschaft fuhr, nahm sie uns und die alte Ulla, welche schon meine Mutter aufer=

zogen hatte, immer mit sich. Ihr Zimmer und der Park, der sich in weitem Kreise um das Schloß ausbreitete, das war unsere Welt, und es war eine schöne Welt! Meine Mutter und mein Vater liebten uns so sehr! Meine Mutter sagte mir auch oftmals, daß wir sehr glücklich wären, daß wir deshalb immer sehr gut sein und Gott recht für alles Gute danken müßten, und so deutlich hatte ich das Gefühl dieses Glückes, daß ich einmal an einem schönen Morgen, als wir unter den Augen der Eltern im Freien gespielt, und die ersten Kornblumen aus dem Felde gepflückt hatten, das innerhalb des Parkes lag, meinen kleinen Bruder aufforderte, lieber jetzt gleich zu beten, und es nicht bis zum Abende zu verschieben, weil wir doch heute so sehr glücklich wären. — Am Abende hätte auch freilich Niemand im Schlosse mehr daran gedacht, vor Glück zu beten!

Oskar machte eine Pause, bis seine Zuhörerin antheilsvoll fragte, was denn nach jenem Morgen Störendes geschehen sei?

Unser Glück ging zu Ende! antwortete Oskar mit derselben stillen Ruhe, mit welcher er bis dahin gesprochen hatte. Aber in jenem Augenblicke war noch Alles heiter. Meine Eltern waren gerührt oder erfreut,

ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, als sie uns beten sahen und hörten, denn mein Bruder hatte gleich seine Hände gefaltet, und das Schwesterchen, das grade damals angefangen hatte, uns Alles abzusehen, hatte es ihm nachgethan und ganz ruhig mit gefalteten Händchen im Grase gesessen, bis ich meinen kleinen Gebetvers gesprochen. Als er zu Ende war, nahm meine Mutter mich auf den Arm. So recht mein Oskar! sagte sie, und weil Du ein dankbares Kind bist, so sollst Du auch heute noch eine Freude haben. Was möchtest Du jetzt wohl am Liebsten? Ich besann mich, und da der Kahn, in welchem meine Eltern am vorigen Abende mit ihren Gästen durch den Kanal des Gartens in den See hinausgefahren waren, noch vor dem Pavillon vor Anker lag, so verlangte ich auf dem Wasser zu fahren. Die Mutter sagte es gleich zu, und mein Vater selbst ging die Stufen hinab, den Kahn loszubinden, als ihm die Ankunft eines Besuches gemeldet wurde. Er wünschte also, daß wir erst später fahren möchten, und wollte meine Mutter zum Empfange des Fremden mit sich nehmen, aber unser Bitten bestimmte ihn, uns die Mutter zu lassen, und uns Jemand zu holen, der uns umherrudern sollte. Er selbst half

uns in das Boot, und als der Diener vom Ufer stieß, grüßte er uns mehrmals, und meine Mutter rief: Wir sehen uns bald wieder! — Ich habe dies Wort seitdem nie ohne böse Ahnung hören können! fügte er hinzu.

Es war in der Mitte des August und das Wetter so heiß und klar, wie wir es um diese Jahreszeit bei uns im Norden haben. Meine Mutter hatte die Schwäne an uns Kinder gewöhnt, und als wir auf dem hellen Wasser dahinfuhren, folgten die Thiere uns bald näher, bald ferner nach wie sonst auch. Ich glaube, einen schönern Tag, als jener siebzehnte August es war, kann es nirgend auf der Erde geben. Meine Mutter war fröhlich und heiter wie wir Kinder. Sie ließ uns die Schwäne füttern, der Diener, der uns ruderte, brach uns einige gelbe und weiße Wasserrosen ab, die immer ein Gegenstand unseres Verlangens waren, und wir waren ganz und gar in die Lust der Fahrt und in das Spiel mit den Schwänen versenkt, mein Bruder und ich, als die Mutter umzukehren befahl, nachdem wir den Kanal verlassen hatten und in den See gekommen waren. Bei der schnellen Wendung des Bootes kamen wir dem einen Schwan so nahe, daß ich meinte, ihn fassen zu kön-

nen. Ich kniete auf die Bank und bog mich hinüber ihn zu greifen. Meine Mutter muß darin eine Gefahr für mich gesehen haben, denn sie sprang auf, mich zu halten; mein kleiner Bruder und das Schwesterchen klammerten sich bei der schnellen Bewegung wahrscheinlich an ihr fest — und Alles, dessen ich mir dann noch bewußt bin, ist mein Entsetzen, als ich in das Wasser untersank.

Und Ihre Mutter? rief Anna gespannt.

Oskar fuhr mit der Hand über das Gesicht, als wolle er den Ausdruck des Schmerzes, des Grausens verbergen, den die Erinnerung an jenen Augenblick ihm stets hervorrief. Dann sagte er mit klangloser Stimme: Als ich wieder von mir wußte, war Alles hin!

Alles hin? wiederholte Anna erschrocken.

Alles hin! bestätigte er. Das Boot war umgeschlagen, meine Mutter, mein Bruder, meine kleine Schwester waren ertrunken. Nur sich und mich hatte der Diener zu retten vermocht, obschon er ein guter Schwimmer und voll des besten Willens war.

Wie entsetzlich! rief Anna und nahm mitfühlend die Hand des Jünglings, der die ihre herzlich drückte.

Von da ab war unser Haus wie umgewandelt, und ich war nie wieder glücklich, sagte Oskar. Mein

Vater war herzzerrissen, er alterte in Tagen, wie sonst Jahre den Menschen nicht altern. Ich irrte umher, ohne mich in dem leeren Hause zurecht finden zu können, und wenn ich von der unbestimmten Angst der Einsamkeit getrieben, zu meinem Vater floh, fühlte ich auch die alte Kindersicherheit nicht mehr. Bald liebkoste er mich in einer Weise, die ihn und mich weinen machte, bald mochte er mich nicht sehen, und die Dienerschaft war unvorsichtig genug, mir die Ursache dieser jeweiligen Abneigung zu deuten. Ich war neun Jahre alt, da fühlt und versteht man mehr, als die Erwachsenen meinen. Der Gedanke, daß ich die Schuld von dem Tode meiner Mutter und Geschwister trage, daß mein Vater mich deshalb nicht mehr liebe, ließ mir Tag und Nacht nicht Ruhe. Mein Schmerz darüber war grenzenlos. Ich erinnere mich noch heute der Verzweiflung, mit der ich oft gewünscht habe, untergegangen zu sein, wie die Andern, um bei ihnen zu sein, wenn mein Vater mich in üblen Stunden von sich wies. Freilich währte diese Stimmung nicht lange bei meinem Vater, aber er war doch ein ganz Anderer geworden. Er zog sich fast von aller Geselligkeit zurück, und selbst mit mir war er niemals wieder ganz so wie vorher. Von

den fröhlichen, anregenden Spielen, die er sonst mit mir getrieben, war nie mehr die Rede, ich war ihm nur ein Gegenstand trauriger Liebe.

Weil er dies selbst fühlen mochte, nahm er eine Dame in das Haus, der ich übergeben wurde. Es war eine Französin, nicht mehr ganz jung, aber noch hübsch, denn ich besinne mich, daß sie mir am ersten Tage gut gefiel. Sie war schon Erzieherin gewesen, und wurde in meiner Gegenwart meinem Vater, ich weiß nicht durch wen, mit dem Zusatze empfohlen, daß sie sich besonders zur Erziehung eines Knaben eignen werde, weil sie sehr lebhaft sei, und einen eisernen Charakter habe. Ich hörte diese letzten Worte, die ich nicht verstand, und machte mir Kopfbrechen darüber, weil ich sie mir als irgend etwas Schlimmes, als eine Strafe für mich dachte, und ich wurde dadurch nicht heiterer und nicht munterer. Auch mußte ich den eisernen Charakter von Fräulein Gabert bald genug zu meinem Nachtheil kennen lernen.

Unser stilles Schloß langweilte sie, denn sie war an ein geselliges Leben gewöhnt, bis sie vielleicht aus langer Weile den Enschluß faßte, Herrin dieses Schlosses zu werden, und dann das Leben nach ihrer Weise zu gestalten. Wie sie es gemacht hat, meinen

Vater aus seiner Betrübniß zu erheben, ihn an sich zu fesseln, das zu beobachten war ich zu klein. Nur wie sie es anfing, mich meinem Vater zu entfremden und mir seine Neigung gänzlich zu entziehen, das begriff ich schon damals, wenn schon ich mich nicht darüber zu beschweren vermochte.

So lange meine Mutter lebte, hatte ich keinen Lehrer gehabt als diese selbst, und sie hatte aus dem Unterricht keinen besonderen Akt gemacht. Er war in mein Leben verwoben worden, daß ich nicht wußte, woher ich die ersten Kenntnisse gewonnen. Fräulein Gabert aber verwarf das, und der Unterricht sollte als etwas Ernstes genommen werden. Sie muthete mir, vielleicht um bald ein glänzendes Resultat zu erreichen, mehr zu, als ich leisten konnte, und verleidete mir das Lernen damit gänzlich. Meine Mutter hatte mich achtsam und fleißig genannt, der Gouvernante galt ich für unwillig, unfähig und träge. Von früh bis spät hörte ich Tadel, für jede Lebensäußerung einen sie regelnden Verweis, bis ich mich so still als möglich hielt, und damit den Namen eines störrischen, oder eines schlaffen und träumerischen Kindes erwarb. Ich hatte für Nichts mehr Freiheit, und ohne ein wenig Freiheit kann man ja nicht gedeihen.

Ohne zu bedenken, was mich träumerisch machte, wurde ich dafür verhöhnt. Weinte ich über den Hohn, so wurde ich gezüchtigt, und zwar immer mit dem Zusatze, daß die rechte Strafe mir erst von meinem Vater kommen werde. Das flößte mir Widerwillen gegen meine Gouvernante, und so viel Furcht vor meinem Vater ein, daß ich mich so gut ich konnte von ihnen entfernte, und mich meiner alten Wärterin und dem Diener anschloß, der mich gerettet hatte. Ihre Abneigung gegen die Französin, deren ränkevolles Wesen sie besser durchschauen mochten als ich, steigerten die meine, und als sich mein Vater bald nach meinem eilften Geburtstage mit Fräulein Gabert verlobte, als sie mir sagte, daß sie nun bald meine Mutter werden würde, regten mein Weinen und mein Protestiren nur ihren verstärkten Zorn gegen mich auf. Ich hatte damals immer nur die eine Hoffnung und den einen Wunsch, daß sie sterben und nicht meine Mutter werden möchte.

Mitten in seiner Erzählung unterbrach Oskar sich. Ich weiß nicht, sagte er, ob Ihnen das nicht lächerlich, ob es Ihnen nicht schlecht, oder endlich ob Ihnen das Alles nicht zu langweilig erscheint. Aber mir ist was ich und Andere in der Kindheit erlebten, immer

grade so wichtig vorgekommen, als die Erlebnisse der Erwachsenen, weil man so hilflos und so leidensfähig ist als Kind. Und an die Gewissensbisse, die mich quälten, wenn ich so eifrig den Tod der Gabert wünschte, ohne diesen Wunsch in mir ersticken zu können, denke ich noch heute nicht ohne Grauen.

Anna stimmte ihm darin bei. Mit sorglichem Antheil fragte sie: wie war es aber möglich, daß Ihres Vaters Herz sich Ihnen, wie Sie sagen, ganz verschloß, daß Sie selbst sich ihm nicht immer wieder näherten?

Ach! entgegnete Oskar, das war nur zu leicht. Es geschah wohl oftmals, daß das Liebebedürfniß der an Liebe gewöhnten Kinder mich ergriff, und daß ich mich dann zärtlich an meinen Vater und selbst an meine Gouvernante wendete; aber diese verstand das nicht, oder sie wollte es nicht verstehen. Sie nannte meine alles vergessende und vergebende Hinneigung zu ihr, Verstellung, sie fragte mich dann jedesmal, was ich denn von ihr haben oder verlangen wolle? Sie warnte meinen Vater vor meiner listigen Schmeichelei, und so brachte sie es dahin, daß nicht nur mein Vater, sondern ich selbst mir fast mißtraute.

Endlich kam die Zeit der Hochzeit immer näher,

und meine Wärterin und die ganze Dienerschaft sprachen von derselben, wie von einem Unglück, das uns Alle, mich aber am schwersten treffen würde, so daß ich mir in meinem Sinne vorgenommen hatte, noch vor derselben zu entfliehen. Alles, was ich von Mährchen, von Abenteuern wußte, baute sich fabelhaft um diesen Plan zusammen, und ich hatte bereits angefangen, mir täglich einen Theil meines Frühstücks als Wegezehrung zu ersparen und zu verstecken, als der plötzliche Tod meines Vaters Alles noch einmal für mich veränderte.

Meine Mutter und meine Geschwister hatte ich als Leichen in ihren weißen Kleidern unter Blumen liegen sehen, und sie waren mir zu Bildern der Engel geworden, meinen Vater zeigte man mir nicht. Er sei zu sehr entstellt, sagte man mir, ich würde ihn doch nicht erkennen.

Und wieder machte Oskar eine Pause, als bedürfe er der Ruhe bei den einzelnen Wendepunkten seines Lebens. Ueber dem Tode meines Vaters, begann er dann aber bald auf's Neue, liegt ein Schleier, dessen Undurchsichtigkeit mich immerdar beschäftigt hat, und noch oft beschäftigt. Man hat mir gesagt, und so wurde es auch verbreitet, daß er auf der Jagd durch

das Losgehen seines eigenen Gewehres umgekommen sei. Nur allein der Diener hat heimlich gegen mich behauptet, mein Vater sei in einem Duelle geblieben, das er eingegangen, um Angriffe gegen den Ruf der Gabert zu entkräften. Mein Onkel, den ich später darum befragte, läugnete das entschieden. Er nannte es ein Geschwätz der müssigen Dienerschaft, dem jeder Boden fehle. Aber er sprach geringschätzend von der Französin und meinte, so nahe die Hochzeit gewesen sei, der Vater würde sie dennoch nicht geehelicht, sich eines Besseren besonnen haben.

Soviel steht fest, Fräulein Gabert wurde aus dem Schlosse entfernt, sobald mein Onkel es nach meines Vaters Tode betrat, und ich habe nie wieder Etwas von ihr gehört.

Das Begräbniß meines Vaters, meine Abreise von Dalholm, meine Ankunft auf dem Gute meines Onkels sind mir unklar, denn ich wurde gleich danach schwer krank, und die Eindrücke der Krankheit, der langsamen Genesung, verschlangen für mich die ihnen zunächst liegenden Erinnerungen. Es ist da eine ganze Zeit, von der ich wenig weiß.

Mein Onkel war mir zum Vormunde bestimmt, und ich sollte für's Erste in seinem Hause bleiben.

Er ist Oberjägermeister des Königs, und er und seine Söhne, alle drei älter als ich, leben und weben für die Jagd und die ihr angehörenden Genüsse. Meine Vettern waren damals wahre Riesen gegen mich, und ich dadurch für sie ein Gegenstand des Mitleids und der Neckereien. Hätte ich nur einen Erzieher gehabt, der mich in Schutz genommen und mich allmählich an die veränderte Umgebung zu gewöhnen verstanden, so würde ich mich, wie ich glaube, wohl zurecht gefunden haben. Aber man übergab mich dem Gouverneur meiner Vettern, der seit zwölf Jahren in dem Hause war, und ich mußte es von früh bis spät ertragen, daß meine Fähigkeiten im Vergleich zu den ihrigen als höchst unbedeutend dargestellt wurden, und daß er meine ganz verfehlte Erziehung fortwährend bemerklich machte, um durch sie die Vorzüge seiner Methode zu beleuchten. Man demüthigte und beschämte mich ohne Unterlaß, und selbst in Gegenwart von Fremden, um mich abzuhärten, um mir, wie man es nannte, meine kindische Blödigkeit und meine weibische Weichheit abzugewöhnen. Man hatte, glaube ich wirklich, die besten Absichten, aber man machte dadurch meine Schüchternheit zur Menschenscheu, wie man mir die höchste Unlust für das Ler-

nen einflößte, indem man mir immer wiederholte, daß ich Nichts lernen würde, weil ich bisher nicht viel gelernt. Ich bin überzeugt, diese Art der Erziehung, die nebenher mit ihren körperlichen Strapatzen meine Brust angriff, hätte mich zum Idioten machen können, wäre ich nicht endlich des unerträglichen Druckes müde, zu einem freilich sehr kindischen Entschlusse gekommen, der mich aber dennoch rettete.

Und was thaten Sie? fragte Anna.

Ich führte eine Idee aus, die ich schon Jahre lang vorher gehegt hatte, antwortete Oskar lächelnd, ich lief davon.

Aber wie war das möglich?

Das Davonlaufen, bedeutete er, war eben eine Thorheit, denn ich befand mich am nächsten Tage schon wieder in dem Hause meines Onkels. Aber da der ganze Entschluß aus Anschauungen hervorgegangen war, die ich schon im Vaterhause aus Mährchen und aus Reisebeschreibungen geschöpft, so hatte ich auch dem Könige geschrieben, der ein Freund meines Vaters gewesen war, und den ich einmal in Dalholm bei uns gesehen hatte, daß es mir schlecht ergehe, daß ich nicht länger bei meinem Onkel bleiben wollte, und daß er diesem befehlen solle, mich in Dalholm

zu lassen, wo ich mein eigenes Schloß hätte und leben könnte, wie ich wollte. —

Anna und Oskar lachten Beide, und sie wollte wissen, ob der König den Brief denn auch erhalten habe.

Gewiß! sagte Oskar. Ich hatte die Erlaubniß allein auszureiten, denn ich war in meinem fünfzehnten Jahre, und benutzte diese Freiheit, den Brief in der nächsten Poststation zur Post zu tragen. Dort ließ ich, wie ich das als praktisch in meinen Büchern gelesen hatte, mein Pferd im Stalle stehen, und wollte mich zu Fuße nach Dalholm begeben, das eine starke Tagereise von dem Schlosse meines Onkels entfernt lag. Indeß schon am Nachmittage wurde ich vermißt, zurückgeholt, und eben nicht schonend für die Thorheit dieses Fluchtversuches behandelt. Als dann aber doch eine Nachfrage von dem Sekretair des Königs eintraf, was es mit meinem Briefe auf sich habe, da wendete sich der letzte Antheil meiner Verwandten von mir ab. Ich galt ihnen für undankbar, für einen Heuchler und Verläumder, denn sie hatten nach bestem Wissen an mir gehandelt, und man beschloß, mich einer öffentlichen Erziehungsanstalt in der Provinz zu übergeben.

Ich schied ohne Bedauern aus dem Hause meines Onkels, es war kein Band der Liebe zwischen uns erwachsen. Sie hatten mich zu gering geachtet, als daß ich ihnen mit meiner Liebe zu nahen gewagt hätte, und auch auf der Akademie blieb ich allein. Ich habe wirklich nicht viel gelernt. Ich glaube, ich war zu traurig dazu. Die Knaben, zu deren Abtheilung mich meine Kenntnisse wiesen, waren jünger und fröhlicher. Ich war ein schlechter Spielkamerad, ich hatte schon zu viel erlebt, zu viel in mir erwogen und bedacht, um harmlos zu sein, wie sie. Indeß ich hatte auf der Anstalt keine Kränkung zu erleiden, und so sehnte ich mich nach ihr zurück, als ich sie verlassen mußte, um in Stockholm zu leben.

Und was sollten Sie in Stockholm beginnen? fragte Anna.

Ich sollte in das Militair eintreten, und ich wünschte dies selbst, weil mein Vater auch einige Jahre im Militair gedient, und mir oft davon gesprochen hatte, daß ich ihm darin nachfolgen sollte. Indeß es fand sich, daß meine Brust dafür zu schwach war, und nun that ich mir und den Andern dieselbe Frage, die Sie mir jetzt machen. Ich fragte mich: was soll ich in Stockholm? Zu studiren um einen Erwerb zu suchen,

hatte ich nicht nöthig, denn ich besaß die Güter und das Vermögen meiner Eltern. In der Gesellschaft zu leben, für die ich nicht erzogen worden, hatte ich kein Verlangen. Die Menschen alle waren mit Dingen beschäftigt, an denen ich keinen Antheil fand, sie nahmen auch keinen Antheil an mir, und ich fühlte, daß sie mich entweder mit Gleichgültigkeit, oder wie im Hause meines Onkels, mit Geringschätzung betrachteten. Und, rief er, indem er aus dem ruhig erzählenden Tone plötzlich zu lebhaftem Ausdruck überging, und das thut ja selbst der Hauptmann!

Anna sah, wie die Adern auf des Jünglings Stirn sich rötheten vor dem Zorne, der in ihm aufloderte. Sie wollte eine Einwendung machen, ihn begütigen, er litt es nicht.

O! lassen Sie das nur! sprach er, ich klage Saint Armand nicht an. Ich sehe es ganz deutlich ein, woher die Geringschätzung dieser Leute gegen mich kommt. Ich weiß es, woran es liegt und was sie an mir vermissen, aber ändern kann ich es nicht, und werde ich es nicht.

Aber lieber Oskar, sagte Anna, deren Zuneigung zu ihm mit ihrem Mitleide während seiner Erzählung nur gewachsen war, was soll denn aus Ihnen

werden, wenn Sie sich gar nicht einmal einzuleben versuchen wollen in die Welt und in die Kreise, für die Sie doch geboren sind?

Man ist nur geboren für die Menschen, die uns lieben und die wir lieben, entgegnete der Jüngling. Alles, was mir durch die Geburt in Liebe verbunden war, habe ich sterben sehen; ja ich habe noch jetzt bisweilen den Gedanken, ich selbst habe durch meine kindische Unvorsichtigkeit den Tod meiner ganzen Familie verschuldet — und sonst hat mich Niemand, aber auch Niemand geliebt, außer der Dienerschaft meiner Eltern und den Bewohnern von Dalholm.

Sie können doch nicht daran denken, sich so jung wie Sie sind, vom Leben und von den Menschen zurückzuziehen? warnte ihn Anna.

Weshalb nicht? rief Oskar. Ich war fremd für mein Gefühl, in der Gesellschaft des Hofes, in der ich ein Paar Monate gezwungen weilen mußte, ich war fremd überall. Heimisch bin ich nur einmal, nur in Dalholm gewesen, wo die Menschen von mir wußten, wo man mich mit dem Herzen willkommen hieß, als ich vor dem Beginne dieser Reise zum erstenmale seit meiner Kindheit wieder dort war. Alles muthete mich dort an, Alles lebte mir, sprach zu mir,

selbst die Bäume des Gartens, und die Luft, die über den Gräbern der Meinen dahin wehte.

Sie haben also den Gedanken, auf das Land zu gehen, wenn Sie nach Hause kommen? fragte Anna. Sie erwähnten doch eben selbst, daß Sie wüßten, was Ihnen fehle, weshalb man Sie nicht gelten lasse — und Sie wollten nicht suchen diesen Mängeln abzuhelfen?

Nein! antwortete er ihr mit einer stolzen Sicherheit, die ihr nach der Weise seiner ganzen Erzählung höchst unerwartet kam. Nein! das werde ich nicht. Was mir fehlt, das fehlt mir nur für die Menschen, die ich nicht liebe, und die ich niemals suchen werde. Ich bedarf nicht den Beifall des Königs, ich bedarf nicht den Beifall der Gesellschaft. Ich brauche Niemand, denn ich bin reich und unabhängig geboren, und ich will das auch bleiben. Lernen möchte ich nur, wie ich den Bewohnern meiner Güter ihre treue Liebe lohnen könne. Ich möchte es verstehen, für sie zu sorgen, wie meine Mutter und mein Vater für sie sorgten, denn damals litten sie in keiner Weise Mangel. Aber sie klagten Alle, als ich dort war. Sie sind hart behandelt, sie sind versäumt worden von den Verwaltern, und darum fiel es mir so auf, liebe Anna, als ich

Sie am ersten Tage so barmherzig sprechen hörte. Darum wollte ich Ihnen schon an jenem Tage sagen, was mir allein am Herzen liegt, was ich allein erlernen möchte, und was ich sicher von Ihnen lernen kann.

Oskar! sagte Anna, als er endlich schwieg, man kann den Menschen nicht helfen, wenn man sie nicht kennt und nicht versteht. Mit achtzehn Jahren aber versteht man die Menschen nicht, und um es überhaupt jemals zu lernen, muß man in sich fertig sein. Das sind Sie nicht!

Nein! ich weiß das! rief er mit der früheren Lebendigkeit, und ich baute für das Erste auch nur auf Sie!

Auf mich? wiederholte Sie befremdet.

Ja! sagte er, auf Sie! und mit festem Willen seine Befangenheit niederkämpfend, fuhr er fort: Wissen Sie es noch? Sie sagten an jenem Tage: wo Sie Geschöpfe Gottes fänden, die Sie beglücken, die Sie lieben könnten, wo Sie Liebe fänden, da würden Sie auch glücklich sein! Und als ich das hörte, da tauchte, wie eine höhere Eingebung, der Gedanke in mir auf, der mich seitdem nicht mehr verlassen hat. — — Er unterbrach sich, er schien den Ausdruck für

sein Verlangen nicht finden zu können, endlich sprach er: Mein Vaterland ist so schön! die Menschen sind gut bei uns auf dem Lande, gut und dankbar. Liebten sie mich doch schon, nur weil meine Eltern ihnen einst wohlgethan hatten. Es muß Ihnen dort gefallen Anna! Gehen Sie mit mir, helfen Sie mir auf Dalholm das Rechte zu thun, lehren Sie mich ein guter Herr zu werden; und die Menschen und ich werden Sie lieben, werden es Ihnen danken, daß es Ihnen wohl werden soll wie unter Ihren Kindern. Kommen Sie mit mir, liebe Anna! wenn ich nach Hause gehe!

Er hatte dabei ihre Hand erfaßt, und sah ihr mit strahlenden Augen bittend in das Gesicht. Anna war von der Sonderbarkeit des Vorschlages, von dem ganzen Wesen des Jünglings auf das Aeußerste betroffen. Seine ganze Seele lag in seinen Worten, in seinen Blicken. So phantastisch der Gedanke, so unausführbar er ihr däuchte, sie fühlte, daß sie diesem Jünglinge in diesem Augenblicke nicht die Einwendungen der Vernunft entgegensetzen durfte. Sie sah in ein Gemüth, das von ungünstigen Verhältnissen früh zusammengedrückt, früh verletzt, sich in sich selbst verschlossen, und sich seine eigene Welt geschaffen

hatte: eine Welt voll Irrthümern auf einem guten, reinen Grunde erwachsen. Es war das erstemal, daß Oskars Herz sich so erschloß, es schien ihm eine Befreiung gewesen zu sein, und Anna hätte es für eine Sünde gehalten, dies weiche Herz hart zu berühren, wäre sie auch nicht ergriffen und erschüttert gewesen, fast wie Oskar selbst.

Gutes, armes Kind! sagte sie, indem sie ihm die Hände drückte, armes, armes Kind! wiederholte sie, denn sie bedachte, welche Prüfungen und Schmerzen, welche Gefahren und Irrthümer diesem eigenartigen Charakter das Leben nothwendig bringen mußte, wenn man ihn auf dem Wege, den er eingeschlagen, unbeachtet sich selber überließ. Aber mit diesem Gedanken erwachte in ihr auch gleichzeitig der Vorsatz, seinem Vertrauen zu entsprechen. Wie sie das beginnen, was sie für ihn thun sollte, wußte sie noch nicht, nur daß sie ihm helfen müsse, helfen wolle, das stand fest in ihr.

Sie erhob sich, denn es war hoch am Tage geworden, und sie wollte für jetzt die Unterredung enden. Sie können sich auf mich verlassen! sagte sie, und ich danke Ihnen, daß Sie ein Herz zu mir haben. Ich will's verdienen.

So gehen Sie mit mir? fragte er freudig.

Ich denke, das soll nicht nöthig sein! gab sie ihm zur Antwort, jetzt aber lassen Sie uns an den Rückweg denken, denn Frau von Savello wird mich erwarten.

Er fragte sie Nichts weiter, er glaubte ihr, und ganz in sich begnügt schritt er an ihrer Seite durch den Park, der sich mehr und mehr mit Spazierengehenden, mit Reitern und mit Equipagen belebt hatte. Oskar hatte nur Augen für seine Gefährtin. Er trug sich hoch und stolz, da sie an seinem Arme ging, und neigte sich so achtsam und liebevoll zu ihr herab, so oft sie zu ihm sprach, daß Anna unwillkührlich dachte, welch Glück es einer Mutter sein müsse, an eines Sohnes Arm einherzugehen, und wie zu einem Sohne wendete sich ihr Herz zu ihm.

Als sie Anna's Wohnung erreichten, sagte sie ihm Lebewohl.

Darf ich Sie bald wieder sehen? fragte er bittend.

So oft Sie wollen! gab sie ihm zur Antwort. Und mit einem herzlichen, dankbaren Händedrucke, trennte er sich von ihr, um leicht wie ein Knabe die Straße hinabzueilen.

Elftes Kapitel.

An dem Abende, welcher dieser letzten Begegnung von Anna und Oskar folgte, empfing die Gräfin Daschkow zum ersten Male nach ihrer Rückkehr wieder ihre Freunde und die Fremden bei sich, die ihr auf eine oder die andere Weise empfohlen worden waren.

Die Gräfin stammte aus einer der ältesten Familien des polnischen Adels. Früh verwaist, war sie auf Befehl des Kaisers in Petersburg in einer Anstalt der Krone erzogen, und als siebenzehnjähriges Mädchen, gegen ihre Neigung, mit einem bejahrten russischen Generale verheirathet worden, den der Kaiser mit dem bedeutenden Vermögen der jungen Erbin auszustatten gewünscht. Fünf Jahre hatte diese Ehe gewährt, dann hatte der Tod ihres Mannes der Gräfin ihre Freiheit wiedergegeben, und die junge und

schöne Wittwe hatte seitdem fast fortdauernd im Auslande gelebt. Abwechselnd zwischen dem Aufenthalte in Frankreich und in Italien, war sie in beiden Ländern mit denjenigen ihrer polnischen Landsleute in Verbindung getreten, welche ihre Liebe für das Vaterland und ihre Versuche zu seiner Befreiung im Exile büßten. Gleichgesinnte Franzosen und Italiener hatten sich ihnen angeschlossen, und ohne daß man der Gräfin irgend einen Vorwurf machen konnte, persönlich an den Unternehmungen der Emigrirten Theil zu haben, galt sie als die Genossin derselben, und wurde als solche von dem Argwohn der russischen Regierung beobachtet.

Mehrmals schon war sie genöthigt gewesen, zeitweise nach Rußland zurückzukehren, und nur mit großer Mühe und großen Opfern hatte sie dann wieder die Erlaubniß erhalten, abermals in das Ausland zu gehen, welche sie zuletzt zu einem fortdauernden Aufenthalt in Italien benutzte. Seit drei Jahren hatte sie in Rom gelebt, das sie nur während der heißen Monate mit einer Villeggiatur auf dem Lande vertauscht, und ihr Haus in Rom war der Mittelpunkt einer reichbewegten Geselligkeit geworden, gleich ausgezeichnet durch die Bedeutung der Hausfrau, wie der Gäste.

Auch an diesem ersten Empfangsabende des Jahres war der Salon der Gräfin sehr belebt gewesen, obschon man Anfangs eine ihr sonst fremde Zerstreutheit an der Wirthin bemerkt. Später am Abende aber hatte sie ihre gewohnte Selbstbeherrschung wiedergewonnen, und es war lange nach Mitternacht gewesen, als die Gesellschaft sich entfernte.

Das Rollen der Wagen war verhallt, ein tiefes Schweigen herrschte auf dem Platze des Quirinals, an dem die Wohnung der Gräfin gelegen war. In den großen Empfangszimmern löschte die Dienerschaft die Lampen aus, die Sophas und Sessel wurden zurecht gerückt, hier ein Fächer, dort eine andere Kleinigkeit aufgehoben, welche die Sorglosigkeit der Gäste zurückgelassen hatte.

Nur in dem letzten Zimmer der ganzen Reihe, in dem Kabinette der Gräfin, das an den Garten gränzte, schien man die vorgerückte Stunde nicht zu beachten. Es war ein mäßig großer aber hoher Raum. Dunkle Tapeten bekleideten die Wände, ein weicher Teppich den Boden, die Thüren waren mit schweren Vorhängen verhüllt, kein Spiegel, kein Modezierrath störte die Harmonie des Eindrucks. Niedrige Bücherschränke, auf denen hier und da eine antike Vase, ein schöner

Abguß aufgestellt waren, umgaben den Raum, in dessen Ecken sich auf dunklen Sockeln Nachbildungen der trefflichsten Antiken befanden. Die obere Seite des Zimmers nahm fast gänzlich ein Divan ein, zu dessen beiden Seiten sich ein Gueridon von antiker Form erhob, von welchem hellflammende Kerzen ihr Licht auf die Gräfin niedergossen. Neben ihr auf einem Sessel saß der junge Prälat, Monsignore Marcello.

Die Unterhaltung mußte eine wichtige und lebhafte gewesen sein, ein Ausdruck von Unruhe und Zorn war in dem Gesicht der Gräfin unverkennbar. Ihre Wangen waren geröthet, ihre mächtigen Augen leuchteten in dunklem Glanze. Halb liegend, halb sitzend zeigte ihre Gestalt sich in ihrer vollen Schönheit, und kein Künstler hätte die Falten ihres Gewandes edler ordnen können, als sie durch die natürliche Haltung und Bewegung der Gräfin, an ihrem feingliedrigen und vollen Körper herniederfielen. Sie hatte den rechten Arm auf das Polster gestützt, ihr ovales Haupt mit seinem glänzend schwarzen Haare, gegen welches die marmorklare, gelbliche Haut ihres Antlitzes und ihrer Schultern noch heller und feiner erschien, war hoch erhoben. In der Linken hielt sie einen Brief,

den sie zornig zusammengedrückt, als Marcello ihr denselben zurückgegeben hatte.

Und ich soll also schreiben, daß ich kommen werde? rief sie zweifelnd, schreiben, daß ich abermals nach Rußland zurückkehren werde, an das nur zu denken mir das Herz zusammenschnürt? Dazu rathen Sie mir? Dazu können Sie mir rathen Marcello?

Sie haben in dem Augenblicke, dünkt mich, keine andre Wahl! entgegnete er ihr.

Aber ich werde nicht gehen! sagte sie entschieden. Es müssen sich Mittel und Wege finden, mir diese neue Rückkehr zu ersparen.

Das hoffe ich ebenfalls! meinte er beruhigend.

Wozu also der einwilligende Brief? wozu diese schnelle Zustimmung? fragte sie in der gleichen Erregung.

Um die Unterwürfigkeit zu zeigen, die man fordert, und Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen! sagte eindringlich der Prälat.

Die Gräfin schöpfte Athem. Die Spannung in ihren Mienen verlor an Heftigkeit, der Brief, den sie bis dahin krampfhaft festgehalten, entglitt ihrer Hand, ihr Kopf sank langsam auf den aufgestützten Arm zurück.

Marcello war jeder ihrer Mienen und Bewegungen mit offenbarer Besorgniß gefolgt. Jetzt zog er seinen Sessel näher zu dem Divan heran, und in vorwurfsvollem Tone sprach er: Woher dies Mißtrauen? Weshalb sollte ich Sie überreden wollen, Rom aufzugeben? — Glaubten Sie, ich könne wünschen, Sie in Rußland zu wissen?

Warum nicht? Da Ihr Ehrgeiz Sie selbst antreibt, Italien zu verlassen! — Der Ton, in welchem sie diese Worte hinwarf, sollte eine gewisse Gleichgültigkeit bezeigen, aber er verrieth das Gegentheil, und gab nur die Unzufriedenheit der Gräfin mit der wahrscheinlichen Entfernung ihres geistlichen Freundes kund.

Die Stirn des jungen Prälaten röthete sich lebhaft, eine leichte Bewegung seines Kopfes drückte seine Ungeduld aus, indeß seine Erziehung und sein Stand hatten ihn gelehrt sich zu beherrschen, und mit einer Ruhe, welche an dem jungen und leidenschaftlichen Manne doppelt auffallend erscheinen mußte, sprach er: Sollen wir denn immer und immer wiederholen, was wir schon so oft, so schwer durchlebt und durchkämpft haben? — Soll keine ruhige Stunde mehr uns versöhnen mit dem Unvermeidlichen, und uns eine liebe Erinnerung geben

für die Zukunft? fügte er bittend und ermahnend hinzu.

Sie könnten an Ruhe nicht denken, an Trost nicht glauben, hätten Sie Beide nicht längst in sich gewonnen! sagte die Gräfin mit schmerzlichem Vorwurf. Wer sich zu trösten wünscht, der ist schon getröstet, wer an die Zukunft denken kann, hat die Vergangenheit schon überwunden, und keinen Zusammenhang mehr mit der Gegenwart!

Freveln Sie nicht! rief Marcello, soll ich Ihnen auch jetzt es noch wiederholen, was Sie mir sind? Kann es Sie freuen zu hören, daß die Trennung von Ihnen mir das schwerste Opfer ist? Aber —

Aber Sie kennen höhere Zwecke, eine höhere Liebe, fiel ihm die Gräfin in das Wort, ich weiß das! Dies wenigstens bedarf für mich der Wiederholung schon seit langer Zeit nicht mehr.

Sie wendete sich von ihm ab, er stand auf, ging im Zimmer auf und nieder, plötzlich blieb er vor ihr stehen.

Hedwig! sprach er, indem er hochaufgerichtet auf sie herniedersah, die sich lässig und erschöpft in die Kissen des Polsters zurückgelehnt hatte, entweder unsere ganze Vergangenheit war eine Lüge, Alles, was

wir zusammen gedacht, erstrebt, empfunden, war Thorheit und Verbrechen; oder das Spiel, das Sie in diesem Augenblicke spielen, ist Ihrer unwürdig und meiner. Ich wenigstens bin nicht gemacht, es zu ertragen.

Aber kaum hatte er diese Worte vollendet, als er ihre Härte bereute. Er sah das Erbleichen der Gräfin, er sah, wie ihre Lippen bebten, und schon im nächsten Momente saß er wieder an ihrer Seite. Der finstre Ernst seiner Züge hatte einem mildern Ausdrucke Platz gemacht, und mit sanftem Tone sagte er: Erinnern Sie sich wohl des Tag's, an dem wir uns gefunden haben?

Wie können Sie das fragen? rief sie und blickte ihm voll Liebe in das Antlitz.

Wir hatten uns den ganzen Winter hindurch gesehen, fuhr er fort, als wolle er seine und ihre Gedanken durch diesen Rückblick in die Vergangenheit von dem gegenwärtigen Augenblicke abziehen und beruhigen. Ihr Geist, Ihre Herzensgröße, Ihre Richtung auf die höhere Bedeutung des Lebens und der Dinge, hatten mich zu Ihnen gezogen. Ihr Streben nach Erkenntniß, die Menschenliebe, mit welcher Sie die Menschen zu verstehen und ihnen zu nützen wünsch-

ten, hatten mich begierig gemacht, diese Kräfte richtig verwendet zu wissen, ich hatte versucht Sie für meine Ansichten, meine Ueberzeugungen zu gewinnen!

Marcello! rief die Gräfin, müssen Sie mich daran mahnen, was ich Ihnen schulde? Müssen Sie mich erinnern, wie bald ich nicht mehr denken, nicht mehr leben konnte ohne Sie?

Unterbrechen Sie mich nicht! bat er mit der Ueberlegenheit des Mannes, der es als Geistlicher früh gewohnt worden war, Gehorsam zu finden. Ich weiß es, wie schnell wir einander unentbehrlich wurden, aber damals, damals liebten wir uns nicht!

Er hielt inne, dann fuhr er in der frühern erzählenden und tief eindringenden Weise also fort: Der ganze erste Winter ging so hin bis zu dem Karnevale! Es war das eine schöne Zeit, voll bewegter Ruhe, voll idealistischer Erhebung. — Sie hatten meine Begleitung für die Tage des Karnevals angenommen. An meinem Arme betraten Sie im Palaste der Konservatoren den großen Saal, der Sitzung derselben und der alljährigen Huldigung der Juden beizuwohney. Sie sahen es an meiner Seite, wie der greise Rabi sein schneeweißes Haupt herniederneigte, und Duldung für sein Volk auch für dieses Jahr erbat.

Sie hörten das stolze: Gehet! von dem Munde des Senators, das den Abgeordneten die schmachvolle Duldung verkündete! — Und in Ihnen, in der Tochter eines ebenfalls unterjochten Volkes, in der edlen Polin, wallte es heiß auf, vor dieser unwürdigen Scene, das Gefühl des Schmerzes um das eigne Vaterland, und der Zorn gegen seine, gegen jede Unterdrückung, die auch in meinem Herzen brannten, seit ich denken und empfinden konnte. Denn auch Italien liegt in Ketten, auch auf meinem unglücklichen Vaterlande lastet das Joch einer schweren Tyrannei.

Er hatte das Letzte mit hinreißender Wärme gesprochen, der Gedanke an jenen Augenblick und an sein Vaterland hatte die Herrschaft über ihn gewonnen, daß er darüber fast des Ausgangspunktes seiner Rede vergaß. Das währte jedoch nicht lange, und einlenkend sagte er: damals Gräfin! Sie werden der Stunde denken wie ich, damals faßten sich unsere Hände unwillkürlich, wie unsere Gedanken sich wortlos begegneten und verstanden! Damals, von dem Augenblicke ab, habe ich Sie geliebt. Aber diese Liebe war rein und hoch, wie der Zorn, der sie wachgerufen, damals liebte ich in Ihnen das höchste, größte Frauenherz, das sich mir je enthüllt, damals waren wir rein

und schuldlos Hedwig! — Er hielt inne und barg das Gesicht in der Hand.

Das Alles ist lang vorüber! hob er dann mit einem leisen Seufzer wieder an. Eine Leidenschaft, die für mich ein Meineid, ein Verbrechen ist, verwirrt meinen Sinn! In dem Kampfe gegen sie erschöpft sich meine ganze Kraft. Sie und mich habe ich vor größrer Schuld zu wahren! Ich habe vor meinem Gewissen auch für Sie einzustehen — und Sie machen mir das schwer und schwerer!

Er hatte sie beruhigen, trösten wollen, und seine Worte waren nur zu einer neuen Anklage geworden, vor der sie verstummend und machtlos das Haupt neigte, und die Hände niedersinken ließ. Aber auch ihm selber blutete das Herz, und strafte die büßende Energie seiner Worte Lüge.

Die ganze Reihe der Tage, die ganzen beiden Jahre, die er mit kurzen Unterbrechungen an ihrer Seite gelebt, das Glück, das er in ihrer Nähe gefunden, waren ihm nur zu lebendig, und sie saß da in aller ihrer Schönheit, in der bittern, rathlosen Verzweiflung ihres Herzens.

Auch er hatte sie gekannt, diese Verzweiflung der Liebe, die sich nicht zur Entsagung zwingen kann, er

hatte sie gekannt von der Stunde ab, da die Freundschaft, welche er für die Gräfin zu fühlen geglaubt hatte, in ihm zur bewußten Liebesleidenschaft geworden war, und er fühlte auch jetzt noch den Schmerz, nachdem er den Sieg in sich davon getragen. Aber so sehr er danach gestrebt, er hatte es bisher nicht vermocht, der Gräfin diese Kraft der Entsagung, den Muth der Selbstbeherrschung einzuflößen, und sie zu verlassen, ehe sie ihn gefunden, dazu liebte er sie zu sehr. Es war ihm eine ernste Prüfungszeit. Denn immer wieder erwachte vor ihrem Gram der seine, immer wieder marterte ihn die Reue, wenn er sie leiden sah, und wenn er sie, wie jetzt, mit ernstem Worte zu erheben suchte, hätte er sie mit Inbrunst um Verzeihung bitten mögen. Indeß er überwand sich schweigend, und auch die Gräfin schwieg.

Marcello wußte nicht, was das bedeute. Er hatte dies Versinken in sich selbst noch nie an ihr gesehen, und es beunruhigte ihn, wie uns Alles beunruhigt, was unsern Erwartungen und Erfahrungen plötzlich widerspricht. Er wollte auf's Neue zu reden versuchen, um sie nur von dem schweigenden Brüten abzuziehen, da richtete die Gräfin sich aus ihrer Versunkenheit empor, und mit ruhiger, aber klangloser Stimme

sagte sie: es ist furchtbar, größer sein zu müssen als die eigne Liebe, aber ich will's versuchen! Mein Wort darauf Marcello! — Und nun Nichts mehr von Trennung! rief sie mit abwehrender Handbewegung, indem sie sich erhob, kein Wort von Trennung! Wir bleiben bei einander! —

Sie wendete sich bei diesen Worten von ihm ab, und stützte sich, ihr Antlitz mit der Hand verhüllend, auf den Marmorsockel, der eine Kopie der verwundeten Amazone trug. Marcello stand ihr gegenüber, nachdenkend und traurig.

Die Erhebung der Gräfin erfüllte ihn mit bewundernder Liebe. Er hätte ihr zu Füßen sinken und danken, er hätte ihrem Versprechen gern vertrauen, gern in ihrer Nähe bleiben mögen, aber seine Kenntniß des Menschenherzens und sein Verstand hielten ihn davon zurück, und warnten ihn sich selbst und ihr zu trauen.

Wenn das eifersüchtige Verlangen nach ausschließlichem Besitze sich einer Frau bemächtigt hat, kann sie den Geliebten kaum noch mit seinen idealen Zwecken theilen; und wenn zwei Herzen einmal den Weg der Leidenschaft betreten haben, bringt, so lange sie beisammen bleiben, selbst ihr fester Wille sie nicht

wieder dauernd in den ruhigen Hafen zurück, von dem sie ausgegangen waren. Das wußte, das bedachte der Prälat, aber sein Schmerz war deshalb nicht geringer.

Alle Farbe war von seinen Wangen gewichen. Sein Auge hing mit düsterm Ausdruck an der Gräfin. Mehrmals hatte er zu sprechen versucht, und immer wieder war das Wort auf seiner Lippe verstummt. Endlich trat er an sie heran, und mit einer Entschiedenheit, vor welcher die Gräfin zusammenschrak, sagte er: ich werde nie Ihr Freund!

Marcello! rief sie angstvoll, nehmen Sie das Wort zurück!

Ich werde nie Ihr Freund! wiederholte er leidenschaftlich, niemals, so lange meine Augen sehen, meine Sinne empfinden, und mein Blut in meinen Adern rollt wie jetzt!

Er brach plötzlich ab. Ein leiser, kaum hörbarer Ausruf des Entzückens entfloh dem Munde der Gräfin. Sie wollte sich ihm in die Arme werfen, er ergriff ihre Hand, und hielt sie damit ab, jener Aufwallung zu folgen. Verzichten, sagte er, sich zur Ruhe zwingend, verzichten kann ich auf Ihre Nähe, auf Alles, wenn und weil ich's muß! — Neben Dir leben

und Dich nicht begehren, Dich sehen und Dich nicht besitzen wollen, das kann ich nicht! schloß er mit ermattender Stimme.

Es entstand eine lange Pause. Die Gräfin hatte sich wieder auf den Divan niedergelassen, Marcello saß an ihrer Seite. Keiner regte sich, Keiner sprach ein Wort, auf Beiden lastete der Schmerz. Aber der junge Geistliche hatte eine Stütze sich daran zu halten und aufzurichten, welche die Gräfin in der Leidenschaft ihres Herzens verloren: er hatte einen Zweck, eine Ueberzeugung, für die er lebte. Die Liebe opfernd büßte er eine Schuld. Die Gräfin hingegen hatte kein Bedürfniß der Buße, denn die Gewalt ihrer Liebe ließ kein Schuldbewußtsein in ihr entstehen.

Wie lange sie in ihrem Schweigen neben einander gesessen hatten, das bemerkten sie kaum. Sie waren doch immer noch beisammen! Endlich klangen die Schläge der Uhr, welche die dritte Stunde des Morgens verkündeten, mahnend durch die Nacht.

Marcello stand auf. Es ist spät! sagte er, ich muß fort! Er war tief niedergeschlagen.

Die Gräfin reichte ihm sprachlos die Hand. Versuchen Sie zu ruhen! bat er sanft und eindringlich. — Nur ihr melancholisches Lächeln gab ihm darauf Antwort.

Wann verläßt der Nuntius Rom? fragte sie.

Nicht vor dem Neujahr!

So lange also bleiben Sie noch hier?

Ich gehe morgen nach Bologna meinen Oheim zu besuchen.

In die Romagna? jetzt? — rief sie in einem Tone, der eine tiefe Besorgniß verrieth, während Marcello sich unwillkürlich nach allen Seiten umsah, als fürchte er, es könne Jemand ihren Ruf vernommen haben. Die Gräfin bemerkte das.

Wir sind allein! sagte sie beruhigend.

Die Gedanken der Beiden hatten damit aber offenbar eine Richtung genommen, über der sie sich selber für den Augenblick vergaßen.

Hüten Sie sich vor dem Chevalier! warnte Marcello, er hat vielleicht an Ihrer Zurückberufung mehr Antheil, als wir wissen. Ich mißtraue ihm.

Die Gräfin theilte diesen Argwohn, aber sie glaubte den Chevalier mehr dem Prälaten gefährlich, als ihr selbst, der er unverholen und mit sichtlicher Eifersucht auf Marcello huldigte. Dieser jedoch widersprach ihr. Ich halte ihn für einen Abenteurer, sagte er, obschon er mütterlicher Seits aus guter französischer Familie abstammt. Er ist ein Neffe des Cardinals

Derville, sein Vater aber war ein Mann von unbekannter Herkunft, ein übelberüchtigter Charakter, in dessen Heirath mit seiner Mutter man nur nothgedrungen willigte, und — der Chevalier ist seines Vaters Sohn.

Aber er ist päpstlicher Offizier, mit Orden geschmückt, man findet ihn überall in der Gesellschaft! wendete die Gräfin ein.

Das dankt er seinem Oheim!

Und wessen beschuldigt man ihn also? fragte die Gräfin.

Einer Menge von Handlungen, die an sich und einzeln vielleicht nicht zu verdammen wären, die aber, wo sie wie hier zusammentreffen, mit dem Charakter eines Mannes von Ehre unvereinbar sind. Man traut ihm mit einem Worte Alles zu, sobald es seinen Interessen dienen kann. Daneben ist er Einer von den Vielgeschäftigen, von den allgemein Gefälligen!

Das ist kein Verbrechen! sagte die Gräfin, die sich mit angeborener Milde, und weil man ihr selbst oft Unrecht gethan hatte, der Angeschuldigten anzunehmen pflegte.

Doch! versetzte Marcello. Er liebt es in auffallender Weise neue Bekanntschaften anzuknüpfen

und zu vermitteln, er besitzt überall Verbindungen, und Verbindungen, deren er sich nicht immer zu rühmen hat. Solch müßige Gefälligkeit ist an sich bedenklich. Ihn aber halte ich obenein für fähig, von dem, was er erfährt, geeigneten Ortes den freiesten Gebrauch zu machen.

Und doch führten Sie ihn im vorigen Jahre bei mir ein? erinnerte die Gräfin.

Weil ich es bei seiner Zudringlichkeit nicht wohl vermeiden konnte, ohne durch meine Weigerung seinen Argwohn in doppelter Weise zu erregen.

Solche Vorsicht führt zu bedenklicher Toleranz! meinte die Gräfin.

Sie wissen, auf welchem Boden wir leben! entgegnete der Geistliche, und, fügte er hinzu, zufrieden, daß eine so schwere Stunde ruhiger ausklingend zu enden schien, Nachsicht und Duldung bedürfen gar Viele, mit denen wir zu leben haben! —

Kaum aber hatte er diese Worte gesprochen, als die Gräfin ihm zu Füßen sank und in Thränen ausbrechend ihn anflehte: o! so habe auch Nachsicht mit mir! und bleibe!

Die ganze Hoheit ihres Wesens löste sich in dieser Bitte auf, Marcello zuckte zusammen wie in's Herz

getroffen. Er wollte sie aufheben, es drängte ihn sie an seine Brust zu schließen, aber er überwand sich, legte in stillem Schmerze seine Hände segnend auf ihr Haupt, machte das Zeichen des Kreuzes über sich und sie, und verließ lautlos die Gräfin und das Gemach.

Mit einem leisen Schrei sank sie zu Boden, dann sprang sie auf, ihm nach zu eilen, aber es war zu spät. Sie hörte, wie die schwere Thüre des Hauses sich hinter ihm verschloß. Der Gedanke, daß sie ihn zum letzten Male gesehen habe, ergriff sie mit seinem ganzen Schrecken. Ihn noch einmal, nur noch einmal zu erblicken, schien ihr das höchste Glück, die einzige Nothwendigkeit. Schnell, als stehe ihr Leben auf dem Spiele, öffnete sie die Vorhänge der Gartenthür, und eilte auf die Galerie hinaus, welche die Straße beherrschte.

Es war noch tiefe Nacht und Alles still. Mit angestrengtem Auge blickte sie auf den Weg hinab. Niemand war zu sehen. Da kam eine hohe Gestalt, in einen schwarzen Mantel gehüllt, an der Ecke des Hauses hervor. Das war er! Ihr Auge klammerte sich an jeden seiner Schritte. Noch besaß sie ihn, denn sie sah ihn noch. Plötzlich war das Ende des

Gartens erreicht, er bog in die nächste Straße ein — jetzt war er ihr verschwunden.

Langsam ging sie in ihr Gemach zurück, und mit dem Ausruf: es ist zu Ende! — brach sie in ihrer Einsamkeit zusammen.

Zwölftes Kapitel.

Es giebt keine plötzlichen Wandlungen in dem Wesen des Menschen. Alles bereitet sich allmälich in ihm vor, gestaltet und entfaltet sich in ihm allmälich, und selbst dasjenige, was wir plötzliche Entschlüsse und plötzliche Wandlungen nennen, ist meist schon lange in uns bewegt und erwogen worden, wenn unser endlicher Entschluß uns mit der Vollendung unserer innern Arbeit gleichsam überrascht. Wir fühlen uns dann mit einem Male auf einen neuen Standpunkt gestellt, neue Bahnen eröffnen sich vor dem weitersehenden Auge, und mit einer Art von Bangen bleiben wir stehen uns zu fragen: wie bist du dahin gekommen? — Die vielverschlungenen Pfade und Irrgänge, welche man oft wie im Dunkel des Traumes durchwandelt, die Punkte, an denen man in der Aufregung der Leidenschaft vorübergestürmt, sie liegen

dann mit einem Male als geordnetes Ganzes vor dem Blicke offen, aber nur Wenigen mag es vergönnt sein, ohne Wehmuth auf ihre Vergangenheit zurückzuschauen. Denn redliches Wollen und verblendetes Irren, Freuden und Schmerzen, Hoffnung und Täuschung, unnöthiges Verzageu und unerwartetes Mißlingen gränzen auch in dem Leben der Besten und Glücklichsten überall zusammen, und damit verwebt sich das Schicksal derer, die sich uns genähert und verbunden haben, so eng, daß man nicht auf das eigene Dasein zurückblicken kann, ohne zu bedenken, was man den Andern gewesen ist, was man ihnen geleistet oder gegen sie versäumt und verschuldet hat.

Auch Marcello sah trotz seiner jungen Jahre schon auf eine ernste und bewegte Vergangenheit zurück. Sein Vater, ein Romagnole aus edlem Geschlechte, war im Kerker gestorben, das Opfer einer jener Erhebungen, in welchen Italien sich vergebens zu befreien versuchte, und selbst auf seinen kaum dem Knabenalter entwachsenen Sohn, hatte sich der Argwohn der Regierung erstreckt, so daß die Mutter in der Sorge um ihn den Ausweg ergriffen hatte, Marcello dem geistlichen Stande zu widmen, und damit gleichsam eine Bürgschaft für seine Anhänglichkeit an das

römische Kirchenregiment zu geben. Nur widerstrebend war aber der Jüngling dieser Bestimmung gefolgt. Sein stolzer Sinn, sein feuriges Temperament hatten ihn in die Welt und zum Genuß des Lebens gezogen, eine sorgfältige Erziehung seinen Geist gebildet, und die Erinnerung an das Leben und den Tod seines Vaters, ihm mit der Begeisterung für die Größe und die Freiheit seines Vaterlandes, zugleich den Haß gegen dessen Unterdrückung eingeflößt. Je näher der Augenblick gekommen war, in welchem er die Ordination empfangen sollte, um so mehr hatte er vor dem Entschlusse Scheu getragen, indeß Allen unerwartet war er andern Sinnes geworden, und nachdem er früher bemüht gewesen war, die Entscheidung hinauszuschieben, hatte er sie dann zu beschleunigen gesucht, und mit tiefer Hingebung und fester Zuversicht die geistlichen Weihen erbeten und empfangen. Seine Liebe für sein Vaterland und für sein Volk hatten diese Wandlung in ihm bewirkt.

Der Glaube, daß die wahre Gleichheit und Brüderlichkeit aller Völker im Christenthume, und namentlich im Katholicismus, vorbereitet worden, daß die nationale Einheit Italiens nur durch den Papst zu bewirken, die Erhebung und Bildung des Volkes nur

durch die Bildung und das Beispiel eines tadellosen Klerus zu ermöglichen sei, hatte sich Marcello's, wie so vieler Anderer bemächtigt, und die jugendliche Begeisterung, der es eine Lust ist, Opfer zu bringen, hatte ihn beseelt, als er die Entsagung über sich genommen, welche seine Priesterwürde ihm auferlegte.

Sein Leben war tadellos gewesen. Getheilt zwischen dem Bestreben sich selbst zu bilden und Bildung zu verbreiten, hatte er sich mit den Aufgeklärtesten und Besten seiner Landsleute zu verbinden, und sich zugleich dem ununterrichteten und armen Volke in den Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten zu nähern und für dieselben zu wirken gesucht, so weit das möglich gewesen war, unter dem Regimente, dem er diente.

Jahre lang hatte er diesen Bestrebungen in den Provinzen gelebt, bis sein Charakter und seine Beliebtheit die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn zogen, denen damals jede Einwirkung des Einzelnen auf die Menge Mißtrauen einflößte, soweit sie irgend eine Selbstständigkeit verrieth. Theils um seine Fähigkeiten zu benutzen, mehr noch um ihn zu überwachen, hatte man ihn, als einen Mann von acht und zwanzig Jahren, nach Rom berufen, wo seine

ungewöhnlichen Eigenschaften ihm in seinem Amte wie in der Gesellschaft bald eine große Geltung schafften. Nur sein Ziel im Auge hatte er dort gelebt, bis er die Gräfin kennen lernte.

Die beiderseitige Schönheit hatte sie auf einander aufmerksam gemacht, eine gewisse Gleichheit ihrer Schicksale, eine große Uebereinstimmung ihrer Ansichten sie zusammen geführt, und in gänzlicher Sicherheit waren sie, den Augenblick genießend, neben einander hingegangen, bis Marcello's Neigung für die Gräfin zur Leidenschaft emporgelodert war, und ihr das Geheimniß ihres eigenen Herzens verrathen hatte, das sich neben dem ernsten Beichtiger, neben dem strengen Freunde nur zu sicher geglaubt hatte. Das ganze Feuer seiner ungebrochenen Jugend ergoß sich in dieser Leidenschaft, der ganze Ernst seines Willens richtete sich kämpfend dagegen auf. In dem nicht endenden Wechsel von Liebe und Reue, in dem Vorsatz die Gräfin zu fliehen, und der Unfähigkeit ihn auszuführen, waren seine Tage hingegangen. Hundertmal hatte er sich gelobt, die Geliebte nicht wieder zu sehen, um nicht abzufallen von seinem Eide und von seinen Ueberzeugungen, und immer hatte sie im Bunde mit seiner eigenen Leidenschaft den Sieg davon ge-

tragen, immer hatte ein solcher Versuch, sich von ihr zu trennen, ihn nur fester an sie gekettet, ihr größere Zuversicht zu ihrer Kraft und damit größere Herrschaft über ihn gegeben. Je weniger Marcello es ihr verbarg, daß er gegen seine Liebe kämpfe, um so fester und angstvoller hatte sie sich an die Minuten festgeklammert, die ihr noch gehörten, und wie sie sich einst mit ihm zusammen gefunden in seinen Ueberzeugungen, so hatte sie sich jetzt von allen ihren Idealen abgewendet, weil sein Glauben und sein Festhalten an ihnen, ihr den Geliebten zu entziehen drohten. Der Mann entsagt der Liebe und giebt sie meist für seine Ueberzeugung hin, wenn das Leben ihn zu wählen zwingt. Die Frau aber opfert gewöhnlich eher ihre Ueberzeugung als ihre Liebe auf, und auch die Gräfin verwarf und verdammte Alles, was eine Schranke zwischen ihr und Marcello aufbaute. Früher hatte sie wie ihr geistlicher Freund die Neugeburt der socialen Welt aus dem Schooße der katholischen Kirche hervorgehen zu sehen erwartet; jetzt erblickte sie in dem Katholicismus nur noch die feindliche Gewalt, welche Marcello von ihr fern hielt; jetzt galten ihr die Freiheit und das Glück der Nationen Nichts mehr gegen die

Freiheit des Geliebten und gegen die Wünsche ihres eigenen Herzens.

Der Kampf der Herzen war auf diese Weise auch zu einem Kampfe der Meinungen zwischen ihnen geworden, der nur dann schwieg, wenn die Gräfin den Geliebten bei seinem Seelsorgeramte beschwor, sie nicht zu verlassen, damit sie in ihrer Rathlosigkeit nicht abfalle von dem katholischen Glauben, damit sie in ihrer Herzensnoth nicht irre werde an sich selber und an Gott.

Marcello hatte vergebens gehofft, die Trennung, welche eine Reise der Gräfin hervorgerufen, solle für Beide beruhigend wirken, und zu einem Wendepunkte ihres Lebens werden. Gleich das erste Wiedersehen hatte ihm seinen Irrthum dargethan, und in ihm den Entschluß befestigt, von der Gräfin zu scheiden, indem er sich von seiner Heimath schied. Das Anerbieten, welches man ihm gemacht, den päpstlichen Gesandten nach Belgien zu begleiten, hatte ihm die Mittel zur Ausführung dieser Absicht an die Hand gegeben, aber die wachsende politische Aufregung, welche sich im Kirchenstaate zeigte, hatte die Abreise des Gesandten verhindert, und Marcello war zu enge mit jener Bewegung verbunden, um in solchem Augen=

blicke an seine Entfernung zu denken. Er war in Rom geblieben, indeß er hatte die Gräfin seit ihrer Rückkehr nur selten gesehen und ihr nicht verborgen, daß er Rom zu meiden beschlossen habe, um sich von ihr zu trennen. Grade in diesem Zeitpunkte nun, hatte sie plötzlich aus Rußland den Befehl erhalten, in ihre Heimath zurückzukehren, und mit dem blinden Argwohn eifersüchtiger Verzweiflung, hatte sie dem Gedanken Raum gegeben, Marcello habe durch seine Verbindungen diesen Befehl für sie veranlaßt, um sich auf diese Weise von ihr zu scheiden. Freilich war es Marcello gelungen, ihr den Ungrund ihres Verdachtes darzuthun, aber der ganze Vorgang und die ihm folgende Scene hatten ihn und die Gräfin nur auf's Neue erschüttert, und obschon als Selbstbesieger, langte er niedergeschlagen und von Herzen müde in seiner Wohnung an.

Als er seine Schwelle überschreiten wollte, sah er, daß ein Knabe schlafend auf derselben lag. Man konnte nicht hineingehen, ohne ihn zu wecken, und sich zu ihm niederbeugend, erkannte ihn der Prälat.

Antonio! rief er, was thust Du hier auf der Straße?

Ich erwartete Euch vom Abend an, Excellenza!

sagte der Knabe, derselbe, welchem Oskar einige Tage früher das reichliche Almosen gegeben hatte.

Warum gingst Du nicht hinein? fragte Marcello.

Ich war so oft da in der letzten Zeit, ich wagte es nicht, Excellenza!

Du hast Recht! bestätigte Marcello, aber was willst Du? was ist geschehen, daß Du die Nacht hindurch hier wartest?

Ich bringe Euch Etwas Excellenza! Etwas, das Pater Salvatore, der heute heimgekommen ist, mir für Euch gegeben hat! Dabei griff er in die Brust seines Hemdes, aus dem er ein kleines, unscheinbares Blättchen Papier hervorzog, das er dem Prälaten übergab.

Marcello nahm es ihm ab. Und sonst hast Du Nichts? fragte er weiter.

Doch! Excellenza! Pater Salvatore sagte: sage ihm, wohin er auch gehen wolle, er solle es nicht mehr thun, die Zeit sei schlimm, es sei zu spät.

Gut! entgegnete der Prälat, ich danke Dir. Du hast Deine Sache wohl ausgerichtet, und nun gehe heim, und wenn Du morgen etwa den Pater Salvatore siehst, so melde ihm meinen Dank, und sage ihm, eben weil es schlimm stehe, würde ich gehen!

Ich will's mir merken Excellenza! versicherte Antonio und wollte sich entfernen, aber Marcello hielt ihn zurück. Er gab ihm ein reichliches Geldgeschenk, und fügte hinzu, er möge brav bleiben, arbeiten und Gott vor Augen haben.

Der Knabe sah bei dem Scheine der Laterne, die oben am Portale über einem Madonnenbilde brannte, auf das Geldstück, dann sah er den Geber an und sagte: Sie geben mir so viel Geld, Excellenza! und Sie ermahnen mich für die Zukunft, Sie denken also nicht zurückzukehren, wenn Sie fortgegangen sein werden.

Gott allein kennt die Zukunft! antwortete Marcello. Mache, daß ich Dich auf gutem Wege finde, wenn ich wiederkomme! Er reichte dem Buben dabei die Hand zum Kusse, Antonio aber hielt sie fest und bat: Lassen Sie mich mitgehen Excellenza! Sie könnten mich wohl brauchen.

Nein mein Sohn! Du kannst nicht mit mir gehen, ich brauche Dich auch nicht. Aber ich werde erfahren ob Du brav bist, und nun gehe. Geh' mein Sohn!

Antonio küßte ihm die Hand und ging. Als er die ersten Schritte gethan hatte, rief Marcello ihn abermals zurück. Höre! sagte er, wenn Deine Mutter

wieder einmal krank wird, oder sonst eine Noth über Euch kommt, in der Ihr Euch nicht helfen könnt, so gehe zu der Dame auf dem Quirinal, der Du im Frühling täglich Deine Veilchen verkauftest, sage ihr, daß ich Dich sende, und sie wird Dir helfen! Und nun gute Nacht!

Der Knabe that, wie ihm befohlen wurde, aber er konnte nicht danken, nicht sprechen. Er trocknete sich mit dem Aermel die Augen, als der Prälat die Thüre hinter sich zuzog, und ging dann durch die schweigende Nacht von dannen.

Marcello trat in seinem Hause an die Lampe hin, das erhaltene Blatt zu lesen. Es war nur mit Bleistift geschrieben, und enthielt die Worte: Der Vulkan ist dem Ausbruch nahe, seine Feuerströme würden denjenigen nutzlos vernichten, der es versuchen wollte, sie abzudämmen. Bleibe hier!

Marcello zerriß das Billet, welches ihm nichts Neues brachte, und seinen Entschluß nicht änderte. Man wußte seit Wochen, daß die Verzweiflung über die furchtbaren Bestrafungen, welche die Theilnehmer des früheren Aufstandes in der Romagna getroffen hatten, eine neue Erhebung vorbereitete, und Marcello, der diese wiederholten ohnmächtigen und

fruchtlosen Aufstände als ein schweres Unheil ansah, weil sie nur den Druck erhöhten, der auf dem unglücklichen Lande lastete, und weil sie das Volk darin bestärkten, allen Ueberlegungen zum Trotze, seiner Leidenschaft in Scenen der Zerstörung Raum zu geben, hatte seit Monaten seinen ganzen Einfluß angewendet, die ihm verwandten und bekannten Führer der Bewegung zur Geduld und zumAusharren zu bestimmen. Er gehörte jener Partei der Gemäßigten an, welche durch ruhige Haltung das Vertrauen der Regierung gewinnen, und im Schutze dieses Vertrauens durch die Erziehung des Volkes die künftige Entwickelung Italiens dauernd begründen wollten. Indeß seine Ermahnungen waren vergebens gewesen, und es war das Bedürfniß einen letzten besänftigenden Versuch zu machen, welches Marcello antrieb, selbst in die Romagna zu gehen, um dort, wo er Jahre hindurch nützlich und erfolgreich in der Verwaltung thätig gewesen war, die Macht seines früheren Ansehens, das Zutrauen, welches er im Volke gewonnen, und die Achtung, die seine Freunde vor ihm hatten, zur Beruhigung der Gemüther, zur Verhinderung von gewaltthätigen Entschlüssen zu erproben und zu benutzen.

Selbst die päpstliche Regierung wußte, was in der Romagna bevorstand, und war durch ihre zahlreichen Späher genau davon unterrichtet. Aber es schien, als wolle man es nicht hindern, als wolle man nicht demjenigen vorbeugen, was man fürchtete, um mittelst der Erhebung die Freigesinnten entdecken, und auf's Neue strafen zu können. Marcello hatte sich das Schwierige und selbst Gefährliche seines Unternehmens nicht verborgen. Er wußte, daß er damit eben so wohl den Argwohn der Regierung als den Verdacht des Volkes erregen konnte, denn zwischen kämpfenden Parteien vermitteln zu wollen, ist um so bedenklicher, je näher man jeder der Parteien angehört, je mehr man jeder derselben unbestreitbare Rechte zuerkennt. Das aber war Marcello's Fall. Er sah in dem Papstthume eine göttliche Institution, er baute auf die Oberherrschaft desselben seine Hoffnungen von der künftigen Einheit Italiens, von seiner Wiedererhebung zum ersten der Völker, das es einst gewesen war; aber er kannte und sah auch die schreienden Ungerechtigkeiten und die Tyranei, zu welcher die Regierung Leo's des Sechszehnten ihre Macht mißbrauchte, er kannte und fühlte die Noth des Volkes, und daß er dies Beides kannte, hatte oft einen Zwiespalt in sein Leben geworfen,

der nur durch den Glauben an die Vorsehung und an jenen Sieg des Guten zu besänftigen gewesen war, den er durch Selbstvollendung und durch redliches Arbeiten für die Veredlung der Menschen, beschleunigen zu können hoffte.

Er hatte die Krankheit seiner Mutter, die in der Romagna lebte, als Grund für seine Reise angegeben. Früh mit Tagesbeginn wollte er aufbrechen, sein Koffer stand gepackt, Alles war bereit, es blieben ihm noch zwei Stunden bis zur Abreise, indeß er konnte sich nicht entschließen, sich noch niederzulegen. Seine Trennung von der Gräfin, der Gedanke an sie, an ihre Zukunft, an seine eigenen nächsten Tage, selbst der Abschied von dem Knaben, dessen er sich angenommen hatte, und der ihm dafür mit unbedingter Treue ergeben war, bewegten ihn zugleich. Er strebte die Hoffnung für sein Vaterland in sich hervorzurufen, aber die eigne Hoffnungslosigkeit belastete sein Herz. Er wollte in die Ferne, in die Weite blicken, und sein Auge wendete sich immer wieder zurück auf die letztvergangenen Stunden, sein Sinn war daran gebannt, er konnte nicht davon lassen.

In dumpfem Brüten stand er am Fenster. Der Morgen graute, von den Thürmen der Kirchen und

in den Klöstern läutete man die Frühmesse ein. Der Klang erweckte ihn. Er kniete nieder und betete, und wie er seiner Liebe in brünstigem Gelöbniß für immerdar entsagte, so flehte er zu Gott, daß er ihn annehmen möge als einen Streiter für die ewige Ehre seiner Kirche, für die Heiligung der Menschen und für Italiens Größe und Befreiung.

Als er sich erhob, war die Last des eigenen Schmerzes von ihm gewichen, er fühlte sich freier und muthiger. Sein Diener kam ihm meldend, daß der Wagen ihn erwarte. Im Hinabgehen fiel es ihm ein, das Zimmer noch einmal zu betrachten, es war ihm, als solle er es nicht wieder sehen. Er verscheuchte den Gedanken aber, als eine thörichte Ahnung, wie sie leichtbewegliche Menschen vor jedem Scheiden befällt, und stieg die Treppe hinab.

Unten vor der Thüre fand er den Knaben Antonio. Excellenza! sagte er, als ich in der Nacht von Euch ging, hielt ein Fremder mich an, und fragte, woher ich käme? Ich sagte, ich hätte mich verspätet, sei eingeschlafen auf der Straße und gehe nach Hause. Er fragte, ob ich immer vor Ihrer Thüre zu schlafen pflege? Ich sagte: ich schliefe sonst niemals auf der Straße, sondern in meinem Hause. Er wollte

wissen, ob ich Sie kenne? Monsignore Marcello ist mein Wohlthäter! antwortete ich. — So kommst Du wohl oftmals zu ihm, und siehst die Leute, die zu ihm kommen? meinte er. Ich komme nicht zu ihm, sondern er kommt zu uns, und ich kenne seine Freunde nicht! erwiderte ich. Darauf nannte er mich einen Spitzbuben, und ging davon. Ich aber meinte, Excellenza müsse das wissen, und kam deshalb hieher.

Und kanntest Du den Mann? fragte Marcello.

Nein, Excellenza! es war ein Ausländer, obschon er unsre Sprache fast wie ein Italiener redete, ein großer, starker Mann und nicht mehr ganz jung.

Ich danke Dir! sagte Marcello, gab dann mit leichter Handbewegung dem Knaben und seinem Diener den üblichen Segen, stieg in den Wagen, und die raschen Pferde führten ihn davon.

Dreizehntes Kapitel.

Leontinens erstes Konzert war durch mancherlei Hindernisse hinausgeschoben worden. Die Journale hatten ihre Ankunft, die Plakate endlich auch den Tag ihres Auftretens und das Programm des Abends gemeldet, sie hatte alle ihre künstlerischen Verbindungen eingeleitet, eine Menge neuer Bekanntschaften gemacht, und noch hatte der Hauptmann sie nicht wiedergesehen, seit sie in Baveno von einander geschieden waren; ja er hatte sich eigentlich vorgenommen, sie gänzlich zu meiden, weil er mehr Theilnahme für sie fühlte, als er gewillt war, ihr einzuräumen. Die Kränkung, welche ihre Gleichgültigkeit ihm verursacht, die Empfindlichkeit gegen sie, welche er noch immer nicht besiegen konnte, hatte ihn mißtrauisch gegen sich selbst gemacht. Mit aller Kaltblütigkeit seines Alters und seiner Erfahrung, hatte er sich gesagt, daß eine Leiden=

schaft für Leontine eine große Thorheit von seiner Seite sein würde, und er war entschlossen gewesen, sich eine solche Thorheit nicht mehr zu Schulden kommen zu lassen. Es war daher keine galante Berechnung, sondern die Folge ruhiger Ueberlegung gewesen, daß er Leontine bisher gemieden hatte, und er hatte auch das Konzert nicht einmal besuchen wollen.

Indeß als die Stunde desselben herankam, wurde sein Vorsatz schwankend. Er hatte sie niemals spielen hören, er war neugierig, in wie weit ihr Charakter, den er bis in seine letzten Tiefen zu kennen meinte, sich in ihrem Spiele kund gäbe, welchen Zusammenhang das Weib und die Künstlerin in ihr hätten. Er nannte es ein sehr natürliches Verlangen, daß er zu sehen wünschte, wie sie sich vor dem Publikum behauptete, aber nachgeben wollte er dieser Neugier dennoch nicht, als Oskar sich anschickte, in das Konzert zu gehen.

Wohin so eilig? fragte der Hauptmann, obschon er wußte, wohin Jener sich begeben wollte.

Oskar sagte, er gehe in das Konzert.

So früh? wendete der Andere ein. Mich dünkt, es beginnt erst später.

Oskar entgegnete, daß man pünktlich um acht

Uhr den Anfang machen wolle. Der Hauptmann sah nach der Uhr, es fehlte noch über eine halbe Stunde an der Zeit. Er sagte das, steckte die Uhr gelassen wieder ein, und meinte, Oskar brauche sich nicht so zu beeilen, es werde ja so voll nicht sein. Dann stand er auf und ging an das Fenster, obschon es dunkel und die römische Straßenbeleuchtung nicht geeignet war, die Dunkelheit aufzuhellen.

Wollen Sie hingehen, Hauptmann? oder wollen Sie nicht? fragte endlich der Jüngling, dem die Unentschlossenheit Saint Armand's nicht entgangen war.

Ich? ich dachte gar nicht daran! versetzte dieser.

Wissen Sie, daß ich das Unrecht finde? rief der Andere. Wer soll eine solche arme Frau bei ihrem ersten Auftreten unterstützen, wenn nicht ihre Freunde!

Der Hauptmann hatte sich das innerlich schon selbst gesagt, um sich das Verlangen zu rechtfertigen, das ihn zum Besuche des Konzertes drängte, aber er verrieth sich nicht, sondern meinte scherzend: Vortrefflich Oskar! Sie machen große Fortschritte! Einem Kavalier von Ihren Mitteln steht es wohl an, den Beschützer der Kunst und der Künstlerinnen zu machen, nur daß die Savello bei ihrem Rufe des Schutzes nicht mehr nöthig hat.

Kommen Sie also, oder kommen Sie nicht? wiederholte der Jüngling, ungeduldig über die Widersprüche, in welchen Saint Armand sich bewegte.

Des Hauptmanns Neigung hatte inzwischen den Sieg davon getragen. Ich bekomme kein Billet mehr! wendete er ein.

Sie meinten ja, das Konzert werde nicht besucht sein! erinnerte Oskar mit bestimmter Absicht.

Nun, wir wollen sehen! rief der Hauptmann mit angenommener Gleichgültigkeit, kleidete sich eiligst an, und die beiden Männer machten sich auf den Weg.

Der Konzertsaal war schon gedrängt voll Menschen, als sie anlangten. Nur in einer der letzten Reihen fanden sie noch einen Platz. Die erste Ouverture des Orchesters, die das Konzert einleitete, war vorüber. Die Prima Donna der großen Oper hatte demnächst gesungen. Ein stürmischer Applaus hatte sie empfangen, und durch die ganze Arie von Rossini begleitet, in welcher die südliche Lebensluft sich genug that, in dem fröhlichen Auf und Nieder der gaukelnden Töne. Endlich war die letzte ihrer gewagten und glänzenden Coloraturen verklungen, ein vielfacher Beifallsruf hatte ihr Zurücktreten bezeichnet, und man erwartete nun die Erscheinung der deutschen Künstlerin,

welche an diesem ersten Abende sich nur in den Werken ihrer vaterländischen Meister hören lassen wollte.

In lebhafter Spannung saß Saint Armand und schaute nach der Tribüne des Orchesters. Endlich ging die Thüre hinter demselben auf, und an der Hand des Dirigenten stieg Leontine die Stufen hinab, ihren Platz vor dem Flügel einzunehmen.

Sie war überraschend schön in dem Momente. Die weißen luftigen Gewänder die ihren Leib umgaben, waren kaum blendender als die Farbe der Brust und der Schultern, die aus ihnen hervorleuchteten. Unter dem grünen Blätterkranze, der sich durch ihre hellen Locken schlang, zeigte sich die mächtige Stirn in ihrem ganzen Adel, und bei der Blässe, welche die innere Aufregung bei ihr hervorrief, hatte das dunkle Blau ihrer großen, tiefliegenden Augen einen strahlenden Glanz. Trotz der üblichen, bescheidenen Haltung, mit welcher sie die herkömmlichen Verbeugungen machte, sah man den Stolz, mit dem sie das Haupt auf ihrem schlanken Nacken trug, und das leise eigenartige Zucken ihrer Lippen gab ihrem Ausdruck noch einen ganz besondern Reiz, weil es nicht leicht zu bestimmen war, welcher Empfindung es entsprang.

Saint Armand's Augen waren wie an sie gebannt. So schön hatte er sie niemals gesehen, so jugendfrisch war sie ihm nie erschienen. Er sah es mit Stolz, wie ihre Erscheinung überraschte, aber jener enthusiastische Empfang, der die Sängerin begrüßt hatte, blieb für Leontine aus. Nur die Hände ihrer Landsleute, deren Anzahl unglücklicher Weise in diesem ersten Konzerte nicht eben groß war, erhoben sich, sie zu begrüßen, und so gern er es gewollt hätte, es war Saint Armand unmöglich, sich ihnen anzuschließen, er fühlte sich ihr zu nahe angehörend. Er hätte aufstehen mögen, damit sie ihn bemerke, er hätte ihr ein Zeichen geben mögen, sie zu ermuthigen, aber Leontine bedurfte dessen nicht, sie war gefaßter und ruhiger als er.

Ihr Erstaunen über den kühlen Empfang währte nur einen Augenblick. Lächelnd sah sie auf ihr Auditorium herab, ihr Auge überflog noch einmal fest den Saal, und ihrer selbst wie ihres Sieges sicher, ließ sie sich dann vor ihrem Flügel nieder, und die ersten Töne der Beethoven'schen Cis-Moll Sonate erklangen unter ihrer Hand.

Ernst und mächtig reihten sich die Akkorde der Einleitung an einander, als wollten sie auf eine

Feierlichkeit, auf die Enthüllung eines Geheimnisses vorbereiten; und ein feierliches Geheimniß ist das Wesen Beethoven's, das sich in seinen Schöpfungen offenbart. Von der majestätischen Introduktion, durch die Modulationen des ersten Satzes, in denen eine gewaltig ringende Leidenschaft sich zur Klarheit durchkämpft, bis sie müde von dem errungenen Siege in der sanften, klagenden Schwermuth des Adagio ausruht, nach welchem die befreite Kraft sich jauchzend in dem Allegro des Finale zur harmonischen Freude erhebt, ist Alles so bedeutungsvoll und groß, so einheitlich und klar trotz seiner Tiefe und seines reichen, wechselvollen Lebens, daß es einen Wiederklang in der Seele des Hörers erweckt, und ihn erhebt, indem es ihn zwingt, das Großgedachte mit zu empfinden. Aber der Komponist ist wie der dramatische Dichter dem Schicksal unterworfen, im Momente über diejenigen vergessen zu werden, welche sein Werk zur Darstellung bringen. Man denkt des Dichters, des Komponisten kaum, während der Stunde, in welcher der ausübende Künstler das Werk vor dem Publikum in's Leben ruft. Es ist dies eine Ausgleichung für den Schauspieler wie für den Musiker, deren Schöpfungen so vergänglich sind, daß ihnen im Augenblick ihres Schaffens

der Beifall und der Dank der Hörer in einer Weise entgegen kommen, wie sie keinem andern Künstler je geboten werden. Ihre Wirksamkeit ist an den Augenblick geknüpft, aber der Augenblick giebt ihnen mehr, als Künstler sonst empfangen, er giebt ihnen die frische, ermuthigende, unmittelbare Berührung mit den Menschen, den rückwirkenden Genuß des Entzückens, das sie selbst in Andern hervorrufen.

Leontine spielte unter der Wirkung dieses doppelten Einflusses. Sie war seit lange so vollkommen Eins geworden mit dem Meister, an dem sie sich gebildet hatte, daß sie selbst sich auch als Schöpferin fühlte, wenn sie seine Werke vortrug. Ihr ganzes Wesen hob und verklärte sich, wenn sein Geist sie berührte, und während sie ihr Auditorium ihr zu folgen zwang, steigerte die Erregung desselben ihre eigene Kraft und ihre eigene Begeisterung. Ein ausübender Künstler hat in der Stunde seines Gelingens einen Genuß, dem kein anderer zu vergleichen ist, den er auch niemals entbehren oder verschmerzen lernt, und in den Momenten der tiefsten Niedergeschlagenheit fand Leontine neuen Muth durch die Erinnerung an ihre künstlerischen Erfolge. Die tiefe Stille, aus welcher sich nur hie und da ein kaum

hörbarer Laut der Bewunderung vernehmen ließ, steigerte sich zum lautesten Beifall, als die Sonate beendet war, und wuchs mit jedem neuen Musikstücke, das sie vortrug, bis die Weber'sche Aufforderung zum Tanze, mit welcher sie das Konzert beschloß, einen wahren Fanatismus in dem Saale hervorrief.

Strahlend in ihrer Siegesfreude, mit gerötheten Wangen, mit leuchtendem Blicke stand sie vom Flügel auf. Die Damen warfen ihr die Sträuße zu, welche sie in den Händen trugen, die Männer beeiferten sich in ihre Nähe zu kommen und ihr vorgestellt zu werden. Ihr Erfolg war vollständig und auch hier für immer gesichert. Alle ihre Bekannten drängten sich herzu, ihr Glück zu wünschen, nur Anna stand schweigend neben ihr, und drückte ihr wortlos die Hand. Sie hatte vor und während dem Konzerte die ganze Spannung und jetzt die leidenschaftliche Erregung der Freundin mitempfunden, und sie sah es ein, wie sehr diese Zustände demjenigen zum Bedürfniß werden müssen, der sich gewöhnt hat in ihnen zu leben, wie neidenswerth das Gefühl froher Befreiung, das Bewußtsein der geistigen Herrschaft sein müsse, mit welchen Leontine jetzt umherschaute.

Mitten in dieser Bewegung, und während das Publikum schon anfing den Saal zu verlassen, gewahrte Leontine den Hauptmann in ihrer Nähe, und mit rascher Entschiedenheit an ihn herantretend sagte sie: Nun Herr von Saint Armand, jetzt werde ich doch endlich das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen; mein Erfolg ist ja gesichert.

Der Hauptmann schreckte unwillkührlich zusammen, ihre Worte trafen ihn wie ein Schlag, aber er faßte sich und antwortete: Wie käme ein Fremder dazu, sich in dem Glanze Ihres Ruhmes sonnen, oder Sie in der Freude Ihres Triumphes stören zu wollen, gnädige Frau. Ich habe an solche Vermessenheit niemals gedacht! — Damit verneigte und entfernte er sich, und Leontine blieb wie vernichtet stehen.

Der Doktor, Flora, Oskar und Anna, welche Zeuge der peinlichen Scene gewesen waren, wollten sie mit Schweigen übergehen, indeß sie war zu auffallend gewesen, und Leontine hatte alle Selbstbeherrschung verloren. Sie versuchte zwar zu lachen, verlangte aber doch nach ihrem Wagen, und der Direktor, welcher den Vorgang mit angesehen hatte, ohne ihn zu verstehen, beeilte sich, sie und Anna zu dem Wa-

gen zu geleiten, und fast ohne Abschied von den Freunden, verließ sie den Konzertsaal.

Kaum allein mit Anna in dem Wagen, brach sie in Thränen des Zornes aus. Das ist das Leben! rief sie, so habe ich es kennen lernen seit ich denken kann. Auf jede Freude gleich der Schmerz, und ein Schmerz, eine Kränkung, vor denen das Tröpfchen Freude gleich in ein Nichts zerrinnt. Denn was ist mir der Beifall dieser Menge, die sich enthusiasmirt um nicht zu fühlen, wie stumpf sie ist, und wie sie sich langweilt! Was ist mir ihr Beifall, wenn diejenigen mir nicht zuhören, mit dem Herzen zuhören, deren Herzen ich rühren, bewegen, erheben will, diejenigen, für die ich spiele, weil ich sie liebe —

Leontine! rief Anna, was sagen Sie!

Ach! fuhr Jene fort, ohne Anna's Ausruf zu beachten, wenn Sie eine Ahnung davon hätten, wie selten es mir kommt, daß ich nicht davon leide, wenn ich die Menschen amüsiren muß mit dem Besten und Heiligsten, was in mir lebt! und heute hatte ich solch einen Augenblick. Ich war froh, ich lebte in einer wundervollen Täuschung, ich hatte mir auch selbst einmal genügt — und das mußte Er mir verbittern,

grade Er — für den ich gespielt, um dessen Willen der Beifall mich so glücklich machte!

Aber Ihre Anrede forderte seine Antwort heraus! wendete Anna ihr ein.

Und was sollte ich ihm denn sonst sagen? rief Leontine. Konnte ich ihm leichter forthelfen über das Unrecht, das er mir gethan, über die Vernachlässigung, welche er mir gezeigt hat? Sah er denn nicht, empfand er denn nicht, wie ich ihm entgegenkam, wie ich ihm Alles verzieh, und froh war, daß ich ihm Ehre gemacht? — Sie schwieg einen Augenblick stille, dann fuhr sie fort: Lernen Sie es nie erfahren, wie bitter es ist, Güte und Großmuth bereuen zu müssen!

Sie lehnte sich in die Ecke des Wagens zurück, und was die Freundin auch versuchte, sie zu beruhigen, es blieb vergebens. Immer nur mit sich selbst beschäftigt, hatte sie kein Verständniß für Andere, und sah also stets nur das Unrecht, welches ihr geschah, nicht das Unrecht, welches sie gegen Andere hatte.

Leidenschaftliche Vorsätze wechselten mit abenteuerlichen Einfällen ab. Sie wollte Rom verlassen, um dem Hauptmanne nicht mehr zu begegnen. Dann wieder wollte sie ihm schreiben, ihn fragen, womit sie

seinen Spott verdient, und gleich darauf fand sie, daß er die Ehre einer solchen Frage nicht würdig, daß überhaupt der Antheil thöricht sei, welchen sie an ihm nehme. Ihre Stimmungen und Aeußerungen änderten sich, je nachdem sie sich oder Anna täuschen wollte. Plötzlich aber schien ihr der Gedanke wieder eine Kränkung erfahren zu haben, das Unerträglichste, und diesem Eindrucke zu entgehen, fing sie an, sich selber anzuklagen. Von dieser Wendung bis zu dem Entschlusse den Hauptmann um Vergebung zu bitten, war für Leontine nur ein Schritt. Noch ehe Anna sich in dem Wechsel dieser Gefühle zurecht finden konnte, saß Jene schon am Schreibtisch.

Es läßt mir keine Ruhe, schrieb sie, das Bewußtsein Sie gekränkt zu haben. Schon in Baveno that ich Ihnen Wehe, und Sie vergalten es mir mit einem freundlichen Rathe, den ich auch Ihnen gegenüber hätte befolgen sollen. Ich war nicht vorsichtig, als ich Sie, den ich so lange nicht gesehen, mit einem unbedachten und leicht mißzuverstehenden Scherze empfing. Aber das Bewußtsein einen Wohlmeinenden gekränkt zu haben, wird mich mehr als Ihre frühere Ermahnung Vorsicht lehren. Kommen Sie sich davon zu überzeugen, und sagen Sie mir, daß

mein Spiel Ihnen Freude gemacht hat. Der Beifall der Menge ist für den Künstler werthlos, wenn ihm die Zustimmung seiner Freunde fehlt.

In wenig Augenblicken war das Billet gesiegelt und abgesendet, und fest überzeugt, daß der Hauptmann noch kommen, daß sie ihn noch am Abende sehen werde, ging sie unruhig in ihrem Zimmer umher, nachdem Anna sie schon verlassen. Sie hatte sich auch nicht getäuscht.

Es war sehr spät, als der ausgeschickte Diener mit der Botschaft wiederkehrte, er habe den Baron in seiner Wohnung gefunden und das Billet überliefert.

Und Sie bringen keine Antwort? rief Leontine.

Ich hatte nicht den Befehl erhalten, sie zu erwarten! wendete er ein.

Aber was sagte der Herr? was that er, als Sie ihm den Brief aushändigten? fragte sie noch lebhafter.

Der Diener lächelte mit der Feinheit eines Mannes, dem es nichts Seltenes war, dergleichen Kommissionen auszurichten.

Nichts, antwortete er langsam, als müsse er sich des Vorganges erst erinnern, er sagte Nichts, der Herr

wie ich denke, aber er nahm den Mantel und es war mir, als wäre er hinter mir hergegangen auf dem ganzen Wege. Ich glaube — er schwieg eine Sekunde, dann wendete er sich, und im Hinausgehen sagte er: da kommt Jemand nach Ihrem Zimmer gnädige Signora!

Noch ehe der Hauptmann eintreten konnte, hatte der Bote sich entfernt, und Leontine und Saint Armand standen sich im nächsten Momente gegenüber, beide erfreut und doch nicht ohne Verwirrung. Sie war befangen durch das Bewußtsein, dem Hauptmann mit dem Briefe ein Recht an sich gegeben zu haben, und obschon sie ihn erwartet hatte, machte es sie jetzt verlegen, daß er dies Recht so schnell gebrauchte. Er seiner Seits wußte nicht, ob er danach verlange, ihr seinen beleidigten Stolz oder seine Liebe auszusprechen, und in dem Widerstreite seiner Gefühle bezauberte ihre Verlegenheit, in der sie jung und mädchenhaft erschien, ihn vollends so, daß er alles Andere vergaß, und ihr voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit die Hände küßte.

Darauf trat plötzlich in Beiden die vollständigste Ruhe ein. Sie waren keine Neulinge in der Liebe, Beiden bot der Augenblick, nun sie sich zusammenge-

funden hatten, keine Ueberraschung, sondern nur jenes wohlthuende Behagen, mit dem wir in die Ferne sehen, wenn ein angenehmer, bekannter Weg sich vor uns eröffnet. Sie hatten sich auch keine besonderen Geständnisse zu machen, sie sprachen nicht einmal von Liebe.

Leichtsinnige Verschwenderin! sagte der Hauptmann, wie konnten Sie mich so quälen! Sie haben mich um die ersten Tage in Rom, Sie haben uns Beide um eine lange Reihe guter gemeinsamer Stunden gebracht!

Schelten Sie mich nicht, und ermahnen Sie mich nicht! rief sie lachend. Wäre ich durch gute Lehren und üble Erfahrungen zu erziehen, ich müßte ein Muster von Weisheit sein!

Aber was soll man denn mit Ihnen beginnen? fragte Saint Armand, immer mehr hingerissen von ihrer Anmuth.

Sehen, wie man mit mir fertig wird, so gut es geht, und — fügte sie mit höchster Lieblichkeit hinzu — und mir gut sein, wenn man kann.

Und liebe ich Sie denn nicht? rief er, indem er seinen Arm um sie legte; sie wehrte es ihm aber. Liebe ist Gehorsam! sagte sie —

Ja, anfangs! unterbrach er sie mit spielendem Tone.

Sie meinen das für die Frau!

Nein, für den Mann! entgegnete er, wir gehorchen bis wir herrschen, denn unsere Liebe ist befriedigte Herrschsucht. Ich habe das oft von Ihnen gehört, und es ist auch eine Thatsache!

Er sprach das gleichfalls scherzend, sie nahm es ebenso. Da wir aber erst am Anfang unserer Liebe sind, sagte sie, so gehorchen Sie mir, und gehen Sie!

Er erhob sich von dem Divan, auf dem er neben ihr gesessen hatte, sich zu entfernen. Sie ging mit ihm bis zur Thür. Als er scheiden mußte, sagte er: Ich hatte die Zeit her mehr als Sie wissen mit mir gekämpft, um Sie zu meiden.

Wie thöricht! rief Leontine. Weshalb thaten Sie das?

Ein plötzlicher Ernst bemächtigte sich seiner. Wir sind am Anfang unserer Liebe, sagte er, wie von einer Ahnung ergriffen, lassen Sie uns nicht an ein Ende denken. Gute Nacht! — Ich freue mich auf Morgen. Wann darf ich kommen, Leontine? —

O! nicht zu früh. Ich werde gute Träume von Ihnen haben, lassen Sie mich schlafen. Solch ein Konzert macht müde!

Und wie haben Sie gespielt! rief er in begeistertem Rückerinnern.

Wie eine Frau, die ein hochmüthiges Männerherz besiegen will! antwortete sie, gab ihm ihre Hände zum Kusse, und entließ den Entzückten.

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Tage begann für Leontine wieder ein Lebensabschnitt. Ihr Ehrgeiz war durch ihren Erfolg im Konzerte auf's Neue gestillt, die Aussicht auf einen Winter voll Bewunderung und Anregung, die Gewißheit eines reichen Erwerbes lagen vor ihr, und weil sie und Saint Armand in angenehmer Weise mit einander beschäftigt waren, weil sie sah, daß er sie liebte, weil sie sich seiner sicher fühlte in dem Augenblicke, war ihr das genug, an die Dauer dieses neuen Glückes für sie Beide zu glauben.

Anna erfuhr am Tage nach dem Konzerte, daß Leontine, unzufrieden mit sich und mit dem Hauptmanne, ihm noch an dem Abende geschrieben, ihn wiedergesehen und sich mit ihm verständigt habe, und ihr Verkehr mit ihm hatte durch das Gefühl der gewonnenen Sicherheit eine so ruhige Gestalt angenommen,

daß Anna und die Uebrigen sich dadurch erleichtert und behaglicher in ihrer Nähe fühlten. Denn nur die Jugend, ganz von der Liebe hingenommen, wird ausschließlich und für die Gesellschaft ungenießbar, ältere, mit der Liebe vertraute Personen macht in der Regel eine neue Liebe aufgeschlossen, mittheilsam und liebenswürdiger.

Saint Armand, der des Verkehrs mit Menschen jeder Art gewohnt, und in allen Bereichen des praktischen Lebens wohl erfahren war, nahm Leontinen, so weit er es konnte, bald die Besorgungen und Mühen ab, welche sich auf ihre Konzerte bezogen. Aber ehe noch die Anstalten für ihr zweites Auftreten recht im Gange waren, brach plötzlich die Nachricht in die römische Gesellschaft hinein, daß in der Romagna, in Rimini, ein neuer Revolutionsversuch gewagt und gescheitert sei. Auf die Fremden machte das einen Eindruck, je nachdem sie mehr oder weniger Antheil nahmen an der Noth und an dem Geiste, aus welchen jene Erhebung entsprungen war, aber die Wirkung auf die Römer war eine viel stärkere. Das ganze gesellige Leben stand still. Es gab fast Niemand, außer den Machthabern, der nicht im Innern mit den sogenannten Rebellen sympathisirte, Wenige, welche nicht

auf eine oder die andere Weise mit ihnen verknüpft, an ihrem Schicksal betheiligt, oder doch mindestens durch den geistigen Antheil an ihnen aufgeregt und niedergeschlagen wurden. Man wäre geneigt gewesen, den ganzen geselligen Verkehr einzustellen, und sich in das engste Familienleben zurückzuziehen, hätte man nicht gefürchtet, sich durch solche Kundgebung der Theilnahme an der Verschwörung verdächtig zu machen, und doch scheute man es noch mehr, unter Leute zu gehen, aus Furcht, seinen Empfindungen Worte zu leihen, und von Spähern dabei belauscht zu werden, von denen man sich überall umgeben wußte. Diejenigen vornehmen Römer, welche es konnten, zogen sich für den Augenblick aus der Stadt zurück. Die Theater standen leer, in den Kaffeehäusern herrschte ein dumpfes Schweigen, und der Direktor der Konzerte, für welche Leontine engagirt war, fand es angemessen, das zweite derselben unter diesen Verhältnissen weiter hinauszusetzen, als es Anfangs seine Absicht gewesen war.

Das gab ihr eine noch größere Muße, und da sie den Musikunterricht, zu welchem sich ihr schnell die Gelegenheit bot, auf die ersten Morgenstunden verlegte, so blieb ihr volle Zeit für Saint Armand, und

Zeit mit ihren Freunden sich in Rom einzuleben und es zu genießen. Bald durchwanderte man die Ruinen der vorchristlichen Zeit, bald besah man die Kirchen und Museen, oder besuchte die Werkstätten der Künstler, und Anna war dabei fast immer von Oskar und Flora begleitet, welche Letztere der Vater ihr bereitwillig überließ, da er die Morgenzeit für seine Studien, und hie und da auch zu ärztlichen Consultationen benutzte, zu denen er vielfach aufgefordert wurde.

Eines Tages aber hatte der Doktor sich ihnen angeschlossen zu einer Wanderung durch die Stadt. Man war viel umhergegangen und bereits wieder auf dem Heimwege begriffen, als jener den Vorschlag machte, noch in ein Atelier zu gehen, vor dem man sich eben befand. Ich habe grade als ich das Haus verließ, sagte er, einige Zeilen von einem langjährigen Freunde, einem Bildhauer, erhalten, der mir meldet, daß er vor ein Paar Tagen hier eingetroffen sei und mich heute am Abende besuchen wolle, wenn er sich wieder in seinem Atelier heimisch gemacht haben werde. Da wir aber vor seiner Thüre sind, möchte ich ihm zuvorkommen, und sie könnten mit ihm und mit seinen Arbeiten zugleich Bekanntschaft machen. Sie sind Beide gleich bedeutend, er und seine Arbeiten.

Er führte damit Leontine, die an seinem Arme ging, in den Hof hinein, Flora und der Hauptmann schlossen sich ihnen an, und der Letztere gab Oskar ein Zeichen ihnen zu folgen, der aufgehalten durch Wagen, welche ihnen den Weg versperrten, mit Anna ein Wenig zurückgeblieben war.

Ueber einen weiten Hof, in welchem Kinder zwischen zwei großen Marmorblöcken saßen, um in dem Geröll, das aus dem Atelier hieher geworfen war, nach Stücken für ihre Spiele zu suchen, traten sie in die Werkstatt ein, die aus zwei großen Räumen bestand. Ein Block, in der Mitte des ersten Raumes, der bereits von einem Marmorarbeiter aus dem Groben herausgearbeitet und punktirt war, so daß man die werdende Gestalt schon vollkommen daraus erkennen konnte, verdeckte die Thüre zu dem zweiten Gemache. Ein Schüler des Meisters war dabei, das Bildwerk nach dem Gipsmodelle klarer aus dem Steine herauszuhauen. Daneben standen auf Modellirschemeln theils Marmorarbeiten der Schüler, theils feuchtverhüllte Thonmodelle des Meisters, und endlich ein eisernes Gestelle für eine neue Figur, welches in seiner räthselhaft gespenstischen Nacktheit noch einer lebengebenden Bekleidung wartete.

Anna hatte noch niemals die Werkstatt eines Bildhauers besucht, und es wurde ihr feierlich zu Muthe unter den werdenden Gestalten, die von der Hand des Künstlers Form und Geist erwarten. Das ruhige Licht des Raumes, das gleichmäßige Tönen der Meißelschläge hatten etwas Feierliches, Geheimnißvolles für sie, daß sie antheilvoll auf die jungen Männer blickte, welche in ihre schöpferische Arbeit versenkt und der Besuche von Fremden nur zu gewohnt, sich nach flüchtigem Gruße gegen die Eintretenden, gleich wieder zu ihren Werken zurückwendeten.

Sie stand noch vor dem Blocke, aus welchem die Gestalten eines ruhenden, liebenden Paares schon deutlich hervortraten, als aus dem zweiten Zimmer der Doktor mit dem Meister erschien, den zu besuchen man gekommen war, und den der Erstere herbeigeholt hatte, um ihn Anna vorzustellen.

Kaum aber hatten die Beiden einander erblickt, als sie sich auch erkannten. Welch unerwartetes Begegnen! rief der Künstler mit einem Ton der höchsten Ueberraschung aus, sein Sie bestens willkommen in Rom! — Er bot ihr dabei die Hand mit sichtlicher Bewegung zum Gruße dar, aber Anna schien so bestürzt, ja so erschrocken von dem Zusammentreffen,

daß sie nur zögernd seine Hand nahm, und daß ihre Verwirrung sich auch dem Bildhauer mittheilte. Sie wechselte die Farbe, und erwiderte mit stockendem Tone: ich glaubte Sie in Paris! ich wußte nicht, daß wir in Ihre Werkstatt gingen!

Ich bin auch erst seit wenigen Tagen wieder in Rom, erklärte Walther; ich war in der That fast ein Jahr in Paris. Und Sie, mein Fräulein? ich hoffe Sie bleiben jetzt in Rom? fragte er, sich allmälig wieder fassend.

Ich wollte hier bleiben, — das heißt, Anfangs wollte ich hier bleiben! sagte sie noch verwirrter; so daß der Doktor, der mit sicherm Takte hier sogleich den richtigen Zusammenhang errieth, ihr zu Hilfe kam, indem er die Frage dazwischen warf, wo Anna und der Bildhauer sich kennen lernen.

Ich brachte einmal Jahr und Tag in der Vaterstadt des Fräuleins zu, antwortete Walther, kurz nachdem ich das erste Mal von Italien zurückgekommen war. Es sind freilich nahe an zehn Jahre her. Ich war damals von dem regierenden Fürsten berufen worden, ein Monument für seine verstorbene Gemahlin auszuführen. Damals — er hielt plötzlich den Gedanken, den er aussprechen wollen, zurück, und

sagte, da ihm kein Ersatz für denselben einzufallen schien: damals waren wir Beide jünger!

Dieser Gemeinplatz und diese Ungeschicktheit waren an dem ernsten und gebildeten Manne von so komischer Wirkung, daß der Doktor unwillkührlich in Lachen ausbrach, und selbst Anna und Walther darin einstimmten. Dadurch aber fühlte dieser sich gleich viel freier. Er fragte Anna, ob sie mit ihren Eltern in Italien sei? Die Nachricht von dem Tode derselben gab ihm Anlaß, sich nach den übrigen Personen zu erkundigen, welche er in ihrer Vaterstadt gekannt hatte, und da der Doktor und die Uebrigen daran keinen Antheil nehmen konnten, sondern Walther's Arbeiten betrachteten, und dahin gehörende Fragen an ihn richteten, fand er sich bald wieder von dem besondern Gespräche mit Anna abgezogen, und ihr war es offenbar willkommen, sich von dem Künstler zu seinen Werken wenden zu können.

Allein es fehlte ihr an jeder Ruhe, sie zu genießen. Es waren nicht die Gebilde, welche sie beschäftigten, sondern die Vorstellung, daß Walther sie geschaffen habe. Wenn sie dadurch in ihren Augen auch an Werth gewannen, wie ihre Bewunderung für Walther sich durch den Hinblick auf seine Werke

steigerte, so waren das Alles doch eigentlich nur unbestimmte Empfindungen, welche alle untergingen in dem einen Gedanken, daß sie Walther wiedergesehen habe. Aber so treu das Gedächtniß ihres Herzens gewesen, das Bild, daß sie von ihm bewahrt hatte, war ihm nicht mehr ähnlich, denn er war ein Anderer geworden in Gestalt und Wesen. Sein helles Haar hatte gedunkelt, die fröhlichen Augen, in denen einst die ganze übermüthige Laune des jungen Künstlers geleuchtet, sahen ruhig betrachtend umher, den ernst geschlossenen Mund umgab ein kräftig voller Bart, Walthers Gestalt erschien noch größer als in seiner Jugend, weil sie mit der erlangten Fülle an Haltung gewonnen hatte, und namentlich seine Sprechweise berührte sie vollkommen fremd, nachdem die erste Bewegung vorübergegangen war, in welche ihr Zusammentreffen ihn versetzt hatte.

Bald nach ihnen waren noch ein paar andere Fremde als Besucher in das Atelier gekommen, und die Verehrung, mit welcher dieselben, die tiefe Unterordnung, mit der seine Schüler dem Bildhauer begegneten, entrückten ihn Anna vollends. Selbstbewußt ging er wie ein Herrschender zwischen seinen Arbeiten umher, und war dabei doch so einfach in

seinen Reden, so einfach in seinem Denken. Keine Spur jener springenden Lebendigkeit war mehr an ihm zu merken, keiner jener sonderbaren und oft paradoxen Einfälle, welche Anna, in der Unkenntniß ihrer Jugend einst als genial und liebenswerth an dem Künstler erschienen waren, kam mehr zum Vorscheine.

Als er eine Weile mit dem Doktor verkehrt, die Fragen der Fremden beantwortet, und Leontinen und dem Hauptmann genuggethan hatte, kehrte er wieder zu Anna zurück, und auch die allgemeine Unterhaltung richtete er hauptsächlich an sie. Aber das Alles geschah so einfach, er benahm sich so natürlich, daß es Anna vorkam, sie befinde sich in einem jener Träume, welche das Entlegenste zusammenrücken, und welche darum so bezaubernd sind, weil das Unerwarteste, das Ersehnteste uns in denselben weder überrascht noch durch die Fülle seines Glückes ängstigt. Sie blieb auch in diesem Zustande, als man das Atelier verließ.

Walther hatte sich nach ihrer Wohnung erkundigt, es war von seinem nahen Besuche bei ihr die Rede gewesen, als könne und müsse das eben nur so sein, und wenn in ihr dazwischen der Gedanke auftauchte: hat er denn Alles vergessen? so war es ihr doch

selbst, als läge die Vergangenheit so fern hinter ihr, daß sie sie kaum noch deutlich sehen konnte. Ueber der still verschleiernden Zwischenzeit aber stieg jetzt mit einemmale der gegenwärtige Augenblick als ein neues Ereigniß auf, wie Etwas, das gar keinen Zusammenhang mit ihrem früheren Leben hatte, während es doch nur als eine Folge desselben von so großer Bedeutung für sie war. In Fällen, in denen wir uns unser eigenes Empfinden und Wesen nicht klar machen können, führt uns das Gedächtniß häufig mit ungewohnter Thätigkeit Erinnerungen vor, die anscheinend ohne Verbindung mit dem Momente sind, in dem wir uns befinden. Meist aber sind es Gleichnisse für den gegenwärtigen Zustand, welche uns im Bilde die Stimmung wiedergeben, die uns gerade beherrscht. Und so schwebte Anna'n, ohne daß sie wußte, weshalb es ihr einfiel, unablässig ein Herbstnachmittag vor der Seele, den sie in Vevay einsam auf der Terrasse ihrer Wohnung mit höchstem Wohlgefühl genossen hatte, weil er bei der milden Wärme des Frühlings und der Blumenpracht des Sommers, die helle Klarheit des Herbstes besessen, und so alles Schönste der Jahreszeiten in sich vereinigt hatte.

Der Doktor trennte sich von ihnen, der Haupt-

mann ging mit Leontine, und obschon Oskar und Flora sich zu Anna hielten, und das junge Mädchen mit Wärme von den gesehenen Kunstwerken sprach, wollte doch keine rechte Unterhaltung zu Stande kommen. Anna hörte nicht recht zu, Oskar noch weniger, und als Jene durch ein zufälliges Ereigniß von ihren jungen Begleitern ein Wenig getrennt wurden, fragte er Flora leise: Was ist unserer Freundin geschehen? Sie achtet nicht auf uns; nicht auf Sie, nicht auf mich!

Würden Sie auf mich und Anna achten, meinte Flora, wenn Sie plötzlich einem Jugendfreunde begegneten?

Auf Anna gewiß! rief Oskar, und ohne seiner Gefährtin Zeit zu einer Antwort zu lassen, fügte er hinzu, aber Walther ist nicht ihr Jugendfreund. Jugendfreunde erschrecken nicht, wenn sie einander wiederfinden, und sie waren Beide erschrocken, nicht erfreut.

Sie beobachten sehr scharf! sagte Flora mit spottender Empfindlichkeit, aber da Sie an die Kunstwerke gar nicht denken, so haben Sie freilich dazu Zeit.

Wenn ich Jemand, den ich liebe, beunruhigt sehe, kann ich nur an ihn und nicht an die todten Steine denken, versetzte er lebhaft.

Wer weiß, ob es Ihren Freunden nicht manchmal lieber wäre, Sie beschäftigten sich mit den todten Steinen, besonders da Sie sich Ihre Beobachtungen doch nicht zu deuten wissen! warf Flora hin, von jenem Uebermuthe der Jugend angetrieben, der seine Lust daran findet, Andere zu verwunden. Dann eilte sie Anna nach, an deren Arm sie sich hing.

Oskar ging schweigend an ihrer Seite. Nur von Zeit zu Zeit blickte er auf Anna, und wenn sein Auge dabei Flora streifte, wendete er sich mit zorniger Schnelle von ihr ab. Anfangs hielt sie das mit überlegenem Lächeln aus, dann aber fiel es ihr plötzlich unerträglich, und als treibe die eigene Neugier sie dazu an, fragte sie Anna: Wann haben Sie den Professor Walther eigentlich kennen lernen?

Sie hörten es ja, entgegnete Anna, vor vielen Jahren sah ich ihn in meiner Vaterstadt.

Und seitdem sind Sie ihm gar nicht wieder begegnet?

Nein, niemals! darum überraschte es mich so. Sie können es noch nicht wissen, wie ergreifend es ist, wenn man durch ein solches Begegnen plötzlich zum Rückblick auf einen langen Zeitraum veranlaßt wird. Man fühlt das vorgeschrittene Alter und den Verlust

so mancher geliebter Menschen nur um so deutlicher, wenn man so plötzlich und unerwartet durch einen noch lebenden Bekannten sich in die Jugend zurückversetzt findet.

Hatte denn Walther schon damals einen großen Ruf? fragte Flora.

Wenigstens hatte er sich, antwortete Jene, schon einen Namen gemacht, und man erwartete damals von ihm, was er jetzt geleistet hat.

Aber war er denn liebenswürdig? rief Oskar, oder war er schon damals so — so — unnahbar? sagte er nach einigem Suchen, und sich selbst erklärend setzte er hinzu: ich meine, er sieht aus, als wolle er gar Nichts von Andern, nicht einmal ihr Lob. Er verzog keine Miene, als Leontine und der Hauptmann und die Fremden ihn lobten. Er hat mir sehr mißfallen, und Sie erschraken wohl auch, liebe Anna! weil Sie ihn so verändert fanden. Er hat Ihnen auch mißfallen?

Anna verneinte das Letztere, und Flora entschuldigte die anscheinende Kälte des Bildhauers, mit der großen Anzahl der neugierigen, oft so gedankenlosen Fremden, welche während des Winters die Ateliers der römischen Künstler heimsuchen. Dann erzählte

sie, daß sie Walther seit ihrer Kindheit kenne, daß sie ihn auch im vorigen Jahre in Paris gesehen habe. Es hieß damals, sagte sie, er sei wieder verlobt, aber es muß nur ein Gerücht gewesen sein, da er sich doch bis jetzt noch nicht verheirathet hat.

Verlobt? Er ist ja lange verheirathet? sagte Anna befremdet.

Wissen Sie denn nicht, daß seine Frau schon seit mehreren Jahren todt ist? entgegnete Flora. Ich erinnere mich ihrer indessen sehr wohl. Sie war groß und schön und immer sehr prächtig, so daß dies mir eigentlich den entschiedensten Eindruck von ihr hinterlassen hat.

Anna erwiderte darauf Nichts, und es war auch von dem Augenblicke ab nicht weiter die Rede von Walther zwischen den Dreien. Sie blieb still für sich, Oskar fühlte sich mit Flora ausgesöhnt, weil sie ihm zu Hilfe gekommen war, und so erreichten sie Anna's Behausung. Vor der Thüre warteten sie auf Leontine, und nach dieser hinaussehend fragte Anna mit anscheinendem Gleichmuth: Wer war denn die Dame, welche Professor Walther heirathen sollte?

Eine Gräfin Daschkow! eine sehr schöne Frau, für welche die Künstler alle schwärmen.

Ist sie hier in Rom?

Ja freilich, rief Oskar, der Hauptmann und ich sind ihr neulich vorgestellt worden und werden heute Abend zum erstenmale in einer ihrer Soireen sein. Es ist ihr fester Empfangtag.

Flora freute sich darüber, da auch sie und der Vater die Gesellschaft besuchen sollten, und als dann die beiden Andern dazu gekommen waren und man von einander ging, sagte Flora: morgen liebe Anna werden wir Ihnen dann auch erzählen können, ob der Professor da war, und ob er der Bräutigam der Gräfin ist.

Das hat keine Eile! bedeutete Jene.

O! für einen alten Freund interessirt man sich doch immer; denke ich mir!

Ich habe Professor Walther seit so vielen Jahren nicht gesehen, und gar keinen Zusammenhang mit ihm gehabt. Ich habe kein Recht ihn als meinen Freund zu betrachten, sagte Anna gelassen, er ist mir ganz fremd geworden! —

Sehen Sie! rief Oskar gegen Flora gewendet, mit rechthaberischer Freude, ich wußte es ja, Anna kann einen solchen Freund nicht haben.

Funfzehntes Kapitel.

Gegen Ave Maria des nämlichen Abends hielt auf dem römischen Forum am Fuße des Kapitols eine stattliche Equipage. Der Kutscher hatte die Zügel lässig in der Hand, der Diener saß auf dem Geländer, welches die bloßgelegte Stelle des alten Pflasters rings um die Phokassäule umgiebt, und Beide sahen plaudernd den Weg hinab, der an den Ruinen der Kaiserpaläste vorüber, nach dem Kolosseum führt. Der Abend war kalt, die Wagen, welche die Fremden nach dem Campo Vaccino geführt, waren schon rückkehrend in die Stadt gekommen, als die jetzt wartende Equipage ihre Herrschaft hinausgefahren hatte. Nur einzelne ausländische Fußgänger schritten an den wartenden vorüber, und fest in ihre weiten Mäntel gewickelt, eilten hie und da ein Paar Römer ihren Wohnungen zu.

Das dauert lange! meinte der Diener, der in seinem Livreefrack die Italiener um ihre weiten Mäntel beneiden mochte.

Unser Einer hält das noch aus! wendete der Kutscher ein, aber die armen Thiere! Erst hieß es: schnell! schnell! als ob hier Einer am Tode läge, und nun stehen die Thiere hier und frieren. Sind sie nachher steif, so hat's der Kutscher verschuldet. Wo kein Mann im Hause ist, da gedeiht kein Pferd. Die Frauen müßten keine Pferde haben!

Oder keinen Cicisbeo! meinte lachend der Diener. Der Kutscher verstand ihn nicht. Warum keinen Cicisbeo? fragte er.

Weil bei uns Alles auf dem Kopfe steht, seit Monsignore Marcello Rom verlassen hat! sagte er mit der Gewichtigkeit eines Eingeweihten. Die Signora ist nicht umsonst hier draußen.

Wohin ist sie denn gegangen? fragte der Kutscher. — Wer weiß es? entgegnete der Diener in der gewohnten, volksthümlichen Weise die Achseln zuckend.

Nun Ihr wißt es! oder Ihr gebt Euch das Ansehen als wüßtet Ihr es. —

Wissen! Wissen! wiederholte Jener. Man hat es mir nicht gesagt, aber ein rechtschaffener Diener

muß Alles wissen, nicht nur dasjenige, was man ihm sagen, sondern auch Alles, was man ihm verschweigen will, und ich denke ein rechtschaffener Diener zu sein!

Der Kutscher, der die spitzfindige Eitelkeit seines Kollegen kannte und schonte, weil er durch denselben meist die Befehle der Herrin erhielt, ließ ihn in seiner Selbstgefälligkeit gewähren. Er verlangte nur zu erfahren, wo die Signora sei?

Wo sie ist? sagte Jakob, sie ist, wo sie gestern schon gewesen. Sie wird im Kolosseum sein, und dort den Pater Salvatore treffen, den Lehrer von Monsignore Marcello.

Monsignore Marcello war ein rechter Galantuomo! äußerte der Kutscher bedauernd. Er wußte zu leben und gab zu leben!

Indirekter Weise! murmelte Jakob.

Wo er nur sein mag? fragte der Kutscher, dessen Gedanken sich selten so weit und so lange von seinen und seiner Pferde Angelegenheiten entfernten.

Wo er jetzt ist? Wer weiß das! meinte Jener. Er war bei den Uebelthätern in der Romagna — und was aus ihm werden wird, ist eben so gewiß.

Er sah sich dabei vorsichtig um, und machte mit schneller Pantomime die Bewegung des Hängens.

Ein Priester, ein Edelmann! rief mit ungläubigem Schrecken der Kutscher.

Was Priester! was Edelmann! entgegnete der Andere in wegwerfendem Tone. Wer wider die Regierung ist, der ist ein Missethäter, ist wider Gott und unsern Heiland, und muß seine Strafe haben. Aber ein Priester, das kommt nicht ins Volk, das macht man im Stillen ab.

Der ehrliche Kutscher schauderte, sein Gefährte wurde ihm unheimlich. Indeß er war zu fromm und zu vorsichtig, Jemanden zu vertheidigen, der sich gegen die Regierung des heiligen Vaters, und also gegen Gott versündigt hatte, obschon er nicht recht einsah, wie ein Vornehmer, ein Geistlicher dazu kommen konnte, und so schwieg er, und auch der Andere schwieg. Es mochte ihm bange sein, daß er bereits zu viel gesagt habe.

Während dessen brach die Dunkelheit herein, und die Gräfin stand noch vor einem der Stationsbilder im Kolosseum. Neben ihr befand sich ein greiser Mönch, tief in seine Kapuzze gehüllt, der bei ihrem Eintritt vor dem Kreuze in der Mitte gekniet, und

sich dann erhoben und zur Gräfin hinbegeben hatte. Ihr Gespräch war lang und ernst gewesen. Jetzt endlich wollten sie sich trennen, es war Alles gesagt, Alles durchdacht, sie hatten Furcht und Hoffnung mit einander ausgetauscht. Die Hoffnung der Gräfin war von der Sorge des Andern niedergeschlagen worden, ihrer verzweifelnden Angst war höchstens ein trauriges Trösten begegnet, und muthlos und verzagten Herzens, wie die Gräfin es war, konnte sie doch dem Gedanken an Hülfe und Rettung nicht entsagen, so wenig Aussicht sich zu beidem zeigte.

Marcello war in Rimini gefangen genommen worden. Dort angekommen in dem Augenblicke, in welchem die lange niedergehaltene Empörung der Geister sich Luft zu machen begann, war er mit seinen vermittelnden Bestrebungen beiden Parteien verdächtig geworden, und ward von beiden preisgegeben, als der Aufstand mißlungen und der Sieg der Regierung entschieden war. Diejenigen, welche er seine Freunde nannte, klagten ihn nicht weniger heftig an, als seine Gegner; und während die Regierung in ihm einen ihrer gefährlichsten Feinde erblickte, hielten die Unterliegenden ihn für einen Spion der Regierung, und sahen in verblendetem Hasse seine Gefangenneh-

mung nur als ein Spiel an, das aufgeführt worden sei, ihn von dem Verdachte der Spionerie zu befreien.

Man hatte am vorigen Tage einige Gefangene in festverschlossenen Wagen nach Rom in die Engelsburg gebracht, und Hedwig und der Pater vermochten sich des Gedankens nicht zu erwehren, daß Marcello sich unter ihnen befunden habe. Aber es war sehr schwer, sich darüber irgend welche Gewißheit zu verschaffen. Die Nachrichten aus Rimini waren unzuverlässig, weil die Briefe von jenem Orte vor Eröffnung nicht sicher waren, und in Rom etwas zu ermitteln war noch weniger Aussicht vorhanden.

Bekümmert und schweigend schritten die Beiden dem Ausgange des Kolosseum zu. Alle andern Besucher desselben hatten sich schon entfernt. Unten in der Arena herrschte schon tiefe Dämmerung, während oben auf dem Gemäuer und auf den Pfeilern man noch die Büsche und Blumen, die aus dem Geröll emporgewachsen sind, im Zuge des kalten Abendwindes schwanken sah. Der Kustode zündete am Kreuze, in der Mitte der Arena die Lampe an, und die ungeheure Runde machte in dem grauen Dämmerlichte einen tief melancholischen Eindruck, der die Gräfin

nur noch mehr in Schwermuth versenkte. Als sie schon unter den äußern Arkaden waren, stand der Pater stille. — Man sprach von einem zweiten Transporte von Gefangenen, sagte er, der heute am Nachmittage hier eintreffen sollte, aber auch dieser wird wie immer, verschlossen den Hof der Engelsburg erreichen, und von dorther dringt nicht leicht ein Zeichen in die Welt, wenn man's verhindern will. Hätte er meiner Warnung gefolgt! setzte er seufzend hinzu.

Und Sie haben Niemand, ehrwürdiger Vater! fragte die Gräfin, Niemand unter den Beamten der Engelsburg, Niemand in der Umgebung, in der Dienerschaft des Papstes, von dem man nur erfahren könnte, ob Marcello lebt? was über ihn beschlossen ist? wo er sich befindet?

Der Greis schüttelte verneinend das Haupt. Ich bin immer nur wenig im Menschenverkehr gewesen, sagte er, ich habe viele Jahre unter meinen Büchern gelebt, bis die Sorge um meinen Marcello, um den Sohn meines Herzens, mich wieder in die Welt gezogen hat. Und ich wollte, er hätte von dieser Welt und ihren Händeln auch nicht mehr gesehen als ich.

Aber Sie müssen doch noch andere Schüler, Sie

müssen doch Beichtkinder haben! wendete die Gräfin dringend ein.

Wenige Schüler, denn ich lebte immer nur in der Familie meines Marcello, dessen Vater ich schon erzog, bis ich wieder in mein Kloster ging. Und Beichtkinder habe ich keine unter denen, welche die Säle der hohen Beamten und die Gemächer des Vatikans betreten. Es ist auch für den armen Marcello Nichts zu machen, als auf Gott zu bauen. Sie kennen diejenigen nicht, die Macht haben über ihn.

Die Entsagung und Ruhe des Paters brachten die Gräfin fast außer sich. O! rief sie, ich wollte, Sie wären in Gefahr und Marcello frei! Sein Kopf, sein Herz, sein Eifer würden hundert Mittel finden, Ihr Schicksal zu erspähen und zu ändern; und Sie, sein Freund, sein Lehrer, sein zweiter Vater, Sie geben ihn auf in der Gefahr, in welche —

Signora! fiel ihr der Mönch in die Rede, ich bin ein Greis! und Marcello hat viel Buße nöthig. Gott wird ihm geben, was ihm frommt.

Es lag so viel schmerzliche Entsagung in den ersten Worten des Mönchs, welche das Bewußtsein seiner Ohnmacht aussprachen, so viel Glaube in den andern, die zugleich eine Anklage gegen die Gräfin ent-

hielten, daß sie beschämt und gedemüthigt davor verstummte. Aber selbst dieser Empfindung nachzugeben fehlte ihr die Ruhe, Sie begriff, daß sie vom Pater Salvatore keine Hülfe zu erwarten habe, und plötzlich schien ein neuer Plan in ihr zu erwachsen. Sie neigte sich vor dem Greise, daß er sie segnete, dann wollte sie gehen.

Der Greis bemerkte diese Wendung ihres Sinnes. Was beabsichtigen Sie zu thun, Frau Gräfin? fragte er.

Alles an Alles zu setzen und zu wagen! sagte sie.

Der Pater sah sie an, er verstand sie nicht, aber er mußte irgend eine leidenschaftliche Handlung der Gräfin befürchten, denn er sprach warnend: die Männer, in deren Händen Marcello's Schicksal ruht, Signora, verdammen die Freundschaft, welche Sie für ihn hegen. Ihre Fürbitte, Signora! öffnet seinen Kerker nicht, wenn er gefangen ist!

Und doch muß er geöffnet werden! sagte sie fest, und ich werde das Mittel dazu finden!

Möge es das rechte sein! versetzte der Pater seufzend, und während er dann langsam den Weg nach seinem Kloster einschlug, eilte die Gräfin zu ihrem Wagen, eine schnelle Fahrt befehlend.

Als sie ihre Wohnung erreichte, ging sie zu ihrem Schreibtisch. Einer unter ihren Bekannten mußte nothwendig wissen, was aus Marcello geworden war, und auf diesen Einen hatte sie ihre Hoffnung und ihren Plan gebaut. Es war der Chevalier Andraja, der Neffe und Günstling des Kardinals, des allmächtigen Rathgebers des Papstes. Von ihm mußte sie Nachricht erhalten können, denn Marcello hatte ihn seinen Gegner genannt, und der Haß ist ein sorgsamer Beobachter wie die Liebe. Sie schrieb mit fliegender Hand, indeß die ganze Bitterkeit ihrer Empfindung drängte sich in ihre Feder, und als sie den Brief vollendet hatte, vernichtete sie ihn. Sie konnte dem Chevalier nicht schreiben. Prüfend und wählend suchte sie einen andern Ausweg. Die Angst ist erfinderisch, aber phantastisch. Eine offene Anfrage, eine Fürbitte bei dem Kardinal Staatssekretair, dem sie in der Gesellschaft oft begegnet war, schienen ihr eine Weile das natürlichste. Doch als sie dieses zweite Schreiben beendet, fühlte sie auch dessen Unzulässigkeit, und muthlos die Hände sinken lassend, klagte sie: Selbst die Nachfrage und Fürbitte sind mir versagt! — Pläne machend und sie verwerfend, saß sie da, bis das Rollen eines Wagens in ihrem Hofe sie emporschreckte.

Es war ihr Empfangtag. Schon zweimal hatte ihre Kammerjungfer sie an die Toilette gemahnt, jetzt schellte sie nach derselben, sich ankleiden zu lassen, während dem ersten Wagen schon die andern folgten. Aber trotz der Eile, zu welcher sie ihre Dienerin antrieb, fiel es dem achtsamen Mädchen auf, daß die Gräfin mehr Sorgfalt, mehr Antheil für die Wahl ihres Putzes verrieth, als seit der Entfernung Marcello's geschehen war. Mit einem letzten prüfenden Blick auf den Spiegel verließ sie das Gemach, und aufgeregt von den wechselnden Empfindungen der letzten Stunden, trat sie mit leuchtenden Augen und strahlender Schönheit in ihren Saal, sich über ihr Ausbleiben mit gewinnender Freundlichkeit zu entschuldigen.

Die sichere Gewandtheit weltgewohnter Selbstbeherrschung kam ihr zu Hülfe. Sie schien nur mit den Anwesenden, nur mit der augenblicklichen Unterhaltung beschäftigt, aber der lächelnde Blick, der die theilnehmenden Worte für ihre Gäste begleitete, schweifte trotzdem unabläßig nach dem Eingange hinüber, als erwarte sie Jemand, den sie ersehnte. So oft ein neuer Gast angekündigt wurde, steigerte sich diese Unruhe. Einer nach dem Andern traf ein, die Säle füllten sich, immer war es der Erwartete nicht,

immer ließ ihre Spannung nach, wenn ein neuer Name genannt worden war, um bald darauf in verstärktem Grade zu erwachen.

Endlich wurden die Flügelthüren abermals geöffnet. Der Chevalier Andraja! rief der Diener, und mit diesem Rufe zugleich trat der Gemeldete in das Zimmer. Er trug die rothe päpstliche Uniform, eine Reihe von Orden, zum Theil in glänzender Fassung, bedeckten seine Brust. Alles an ihm strahlte und prunkte. Die reiche Goldstickerei an seiner Uniform schien heute besonders zu leuchten, die schwarzen, wohl gekräuselten Locken wölbten sich mit gebieterischem Schwunge über seiner breiten Stirne, selbst die vollen weißen Federn seines Hutes prahlten in ihrer schneeigen Fülle, und mit dem Stolze eines Triumphators, schritt er vorwärts, die Gräfin suchend, und rechts und links mit flüchtiger Bewegung die bekannten Personen grüßend.

Er hatte in den letzten Wochen die Soireen der Gräfin nicht besucht, sein heutiges Erscheinen, so sehr sie es gewünscht, war ihr ein böses Zeichen. Sie hatte ihn sehen wollen, hatte ihn dann mit böser Ahnung fest erwartet, und doch verlor sie einen Augenblick die Fassung, als sie ihn gewahrte. Indeß sie

nahm sich zusammen, und versenkte sich anscheinend nur tiefer in die Unterhaltung mit dem Doktor, der unter ihren ersten Gästen gewesen war. Erst als Andraja vor ihr stand und ihr den guten Abend bot, schien sie ihn zu sehen, und sie begrüßte ihn so ruhig, als hätte sie nicht aus seinem Munde das Einzige zu hören, was heute für sie von Bedeutung war.

Welch seltener Gast! sagte sie verbindlich, aber Sie kommen spät wie immer! Und doch wäre es diesen Abend sehr gut von Ihnen gewesen, sich zeitig einzustellen, da man Sie heute doppelt lebhaft erwartete.

Der Chevalier lächelte, aber in seinem dunkeln Auge brannte das Feuer innerer Genugthuung, und kaum fähig, sie zu verbergen, entgegnete er: Von Ihnen vermißt und erwartet zu werden, Frau Gräfin, ist so schmeichelhaft, daß ich Nichts bereue, als die Eile, mit der ich stets hieher gekommen bin. Aber hüten Sie sich, Ihr gütiger Empfang wird mich saumselig und stolz machen.

Fürchten Sie Nichts, lenkte die Gräfin ein, die Ungeduld galt nicht Ihnen allein, und war nicht ohne Interesse.

Auch war es im Hinblick auf dies Interesse, sagte der Chevalier, daß ich zu kommen zögerte, bis ich die

letzten Neuigkeiten bringen konnte, freilich nur, so weit ich von denselben weiß, und ohne für ihre Richtigkeit bürgen zu können.

Die Ausländer unter den Gästen der Gräfin, welche diese Worte hörten, traten näher hinzu, während die Einheimischen sich entfernten, und dem Antheil der Gräfin zuvorkommend, fragte der Doktor, wie es in den insurgirten Orten stehe?

Ich kann Sie Alle darüber vollständig beruhigen! entgegnete Andraja. Die Freuden dieses Winters werden von der Unbesonnenheit der Empörer nicht zu leiden haben. Die wenigen Exaltirten, welche die Rädelsführer machten, hat man verhaftet, ein Paar unglückliche Verführte aus dem niedern Volke sind in dem Aufstande gefallen, und die tiefste Reue herrscht jetzt in der Provinz. Es sollen übrigens auch alle Vorsichtsmaßregeln für die Zukunft genommen, und Seine Heiligkeit am Abende sehr befriedigt und ohne weitere Sorge gewesen sein.

Also die römischen Truppen rücken nicht aus? fragte eine der Damen, der man ein Herzensverhältniß zu einem Offizier nachsagte.

Nicht ein Mann, Gnädigste! versicherte tröstend der Chevalier, während sein Auge die Gräfin nicht verließ.

Sie sah, daß sie beobachtet wurde, und diesem Zwange zu entgehen, fragte sie schnell entschlossen: Haben Sie von Monsignore Marcello Nichts gehört?

Nein! entgegnete der Chevalier, als hätte er diese Frage nicht erwartet, nicht das Geringste. Es ist mir nur aufgefallen, daß ich ihn seit längerer Zeit nirgend mehr gesehen habe.

Er ist nach Rimini gegangen! sagte die Gräfin, während keine ihrer Mienen die Angst ihres Herzens verrieth.

Ich glaube seine Mutter war krank! bemerkte der Doktor, der die Verhältnisse aller hier Betheiligten genugsam kannte, um zu wissen, welche Erleichterung er der Gräfin gewährte, wenn er diese Unterhaltung vermittelnd und ablenkend unterbrach.

Das ist ein unglückliches Zusammentreffen für den armen Marcello, versetzte der Chevalier mit gelassenem Bedauern. Da er in manchen Kreisen für einen Unzufriedenen angesehen wird, kann diese zufällige und nothwendige Reise ihm mißdeutet werden; aber bis jetzt war keine Rede von ihm. Ich wenigstens habe bei meinem Onkel, bei dem Kardinale, Nichts, nicht das Geringste von ihm sprechen hören.

Die Gräfin, die bisher ihre ganze Fassung behal-

ten hatte, wurde plötzlich blaß. Ihre Hand griff nach einem Sessel, der in ihrer Nähe stand, sich daran zu halten. Der Blick des Chevaliers drückte sie fast zu Boden, und sich abwendend sagte sie zum Doktor: Er ist verloren — sie verleugnen ihn! —

Sie wollte sich für einen Augenblick von den Sprechenden zurückziehen, aber der Chevalier hinderte sie daran. Er begleitete sie, von den Ereignissen in der Gesellschaft sprechend, durch das ganze Zimmer, so daß es ihr eine Wohlthat war, als man den Hauptmann Saint Armand und Oskar meldete, die sie begrüßen und mit denen sie sich beschäftigen konnte. Als dann der Erstere sich in eine Unterhaltung mit Andraja verwickelte, trat die Gräfin an einen Kreis von älteren Personen heran, die sich in der Nähe des Kamines zusammen gefunden hatten, und nahm zwischen ihnen Platz. Das benutzte Oskar.

Gnädige Gräfin! sagte er leise, ich bitte Sie einen Augenblick allein sprechen zu dürfen.

Die Forderung des jungen Mannes kam ihr unerwartet. Sie hatte Oskar nur einmal gesehen, als Marcello ihn und den Hauptmann bei ihr eingeführt, und seine Befangenheit war ihr damals aufgefallen. Aber plötzlich traf sie der Gedanke, daß er

ihr Botschaft von dem Geliebten bringen könne, obschon sie selber nicht wußte, wie dies möglich sein sollte. Sie erhob sich und ging mit ihm in das Nebenzimmer, in welchem verschiedene Antiquitäten und andere sehenswerthe Dinge an Kupferwerken und Gemälden die Wände und Tische füllten. Und während sie eine Mappe mit Kupferstichen öffnete, sagte sie: Was wünschen und was bringen Sie mir, Herr Baron?

Ich traf hier vor Ihrer Thüre, sagte er, einen Knaben, dem ich einmal ein Almosen gegeben habe. Er schien schon eine Weile gestanden zu haben, und ich meinte es geschähe um von der Mildthätigkeit Ihrer ankommenden Gäste zu profitiren. Als er mich sah, erkannte und begrüßte er mich, indem er mich zugleich um eine Gabe bat. Ich blieb stehen, mein Freund Saint Armand ging mir voran, und als der Knabe dies bemerkte, sagte er rasch und leise: ich verlange kein Almosen Signor! aber sagen Sie um der barmherzigen Mutter Gottes willen, der Dame, zu welcher Sie gehen, daß ich sie sprechen müsse, denn ich habe ihr ein Geheimniß zu vertrauen.

Die Wangen der Gräfin färbten sich so schnell, als sie vorhin erblichen. Und fragten Sie ihn, was es sei? forschte sie dringend.

Gnädige Gräfin! entgegnete Oskar, er sagte mir ja, daß es sich um ein Geheimniß handle.

Trotz ihrer Aufregung machte diese Aeußerung des Jünglings ihn der Gräfin lieb, daß sie ein schnelles Vertrauen zu ihm faßte.

Ich danke Ihnen, sagte sie, und ich möchte noch einen Dienst von Ihnen fordern. Sie blickte sich rasch nach allen Seiten um, ob Jemand in der Nähe sei, und fuhr dann lebhaft, aber mit halblauter Stimme fort: Hier aus diesem Zimmer führt eine Treppe an den Domestikenstuben vorüber in den Hof. Die Dienerschaft ist jetzt beschäftigt, Sie werden kaum Jemand auf dieser Seite begegnen. Gehen Sie hier herunter, holen Sie den Knaben, und führen Sie ihn über den Hof durch den Garten, die Taxuswand entlang, bis Sie an ein Gitter kommen. Hier ist der Schlüssel zu demselben, öffnen Sie es, und heißen Sie ihn an der nächsten Thüre warten, bis er eingelassen wird. Sobald Sie wieder hier sind, will ich zu ihm gehen. Und nun eilen Sie, und tausend Dank zum Voraus!

Sie händigte ihm dabei den Schlüssel ein, der die Thüre zu dem kleinen Treibhause neben ihrem Arbeitszimmer verschloß, und kehrte dann in ihren

Salon zurück, rücksichtsvoll und verbindlich für Jeden, der sich ihr näherte, bis sie nach wenig Minuten Oskar aus dem Nebenzimmer in den Saal zurückkehren sah. 'Sobald sie es möglich machen konnte, verfügte sie sich in ihr Kabinet, das den Fremden nicht mehr geöffnet wurde, seit dem Abende, an welchem sie sich in demselben von Marcello getrennt hatte. Der Ort, der die bittersten Schmerzen ihres Lebens gesehen, war ihr durch dieselben geheiligt, und es dünkte sie unerträglich, die gleichgültigen Phrasen geselliger Unterhaltung da aussprechen zu hören, wo sie das Scheidewort des Geliebten vernommen hatte.

Das Zimmer war nur matt von einer einsam brennenden Lampe erhellt. Mit rascher Hand schlug sie die Vorhänge der Thüre zurück, die nach dem Treibhause führte, und ließ den wartenden Knaben herein.

Mit scharfem Auge überschaute dieser den Raum, aber die fremde prächtige Umgebung fesselte ihn weiter nicht, und auf die schnelle kurze Frage der Gräfin: Wer bist Du? und was hast Du mir zu sagen? antwortete er eben so schnell und kurz: ich bin der Antonio Vitellio, dem Sie im Frühjahre immer die Veilchen haben abkaufen lassen, und ich komme Ihnen

sagen, daß sie Monsignore Marcello heute Nachmittag hier als Gefangenen in die Engelsburg gebracht haben.

Die Gräfin zuckte zusammen vor den Worten, ließ aber keine Aeußerung vernehmen. Antonio hielt sich ruhig vor ihr, seine Mütze in der Hand, mit klugem Sinne ihren Zustand errathend, und einer neuen Frage entgegensehend. Diese ließ auch nicht lange auf sich warten.

Woher kennst Du Monsignore Marcello? redete sie ihn an.

Er ist mein Wohlthäter Signora! Das Fieber hatte meine arme Mutter und mich fast aufgezehrt, wir hungerten und waren obdachlos, als er sich unserer erbarmte und —

Woher weißt Du, unterbrach ihn die Gräfin, der jetzt Nichts am Herzen lag, als das Schicksal des Geliebten, woher weißt Du, daß Monsignore Marcello gefangen ist?

Ich habe ihn selbst gesehen.

Wo und wie? fragte die Gräfin.

Ich war am Nachmittage zum Padre Salvatore in das Kloster gegangen, der mich zweimal in der Woche bei sich lesen und schreiben läßt, weil Monsignore Marcello ihn darum gebeten hat. Der Padre

war abwesend. Ich wartete also, weil er sonst die Stunde einhält! sagte der Knabe, der ohne auf die leidenschaftliche Unruhe der Gräfin zu achten, sich der bequemen, weitläufigen Erzählungsweise des Volkes überließ, und die Gräfin unterbrach ihn nicht, um ihn nicht noch länger dadurch aufzuhalten. Aber sie zählte in ihrem Herzen die Minuten, während er also fortfuhr: Da Ave Maria nahe war, ohne daß der Pater kam, und ich nun wußte, daß es keine Lection mehr geben würde, wollte ich nach meiner Wohnung zurückkehren, und nahm den Weg außerhalb der Mauern, wo meine Mutter bei einem Gärtner Arbeit hat. Als ich die Landstraße kreuzte, hielt ein verschlossener Wagen auf derselben, von Karabinieren umgeben. Man hatte Jemand aus demselben aussteigen lassen, die Karabiniere achteten auf ihn und sahen zu, daß Niemand sich dem Wagen nähere. Der Ausgestiegene trug Ketten an Händen und an Füßen. Neugierig blickte ich nach ihm und nach dem Wagen hin, und in dem Momente schaute ein Kopf durch den geöffneten Schlag hinaus — das war Monsignore Marcello.

Und war auch er in Ketten! rief die Gräfin voll Entsetzen.

Ich sah nur seinen Kopf, denn man befahl ihm, sich zurückzuziehen! Er schien aber krank und blaß.

Weiter! weiter! trieb ihn die Gräfin fragend an.

Weiter Signora? Ja, weiter weiß ich Nichts. Ich lief so schnell ich konnte dem Wagen nach, bis er hinter dem Thore der Engelsburg verschwand, dann kam ich hierher. Denn zu Padre Salvatore zu gehen, der wie ich Ihnen sagte, ein Freund meines Wohlthäters ist, war es zu spät, und ich bat Ihre Leute um Einlaß zu Ihnen. Sie wiesen mich aber ab, weil es keine Zeit dazu wäre. Da habe ich gewartet, und als der junge Fremde, den ich kannte, aus seinem Wagen ausstieg, habe ich mich an ihn gewendet, und der hat mir geholfen.

Die Gräfin hatte ihm lautlos zugehört. Was sie und Salvatore gefürchtet, was Andraja's heutiger Besuch ihr schon zur Gewißheit erhoben hatte, das war also geschehen. Marcello war gefangen, war in Rom, und Andraja, der dies wissen mußte, hatte Gründe es zu verheimlichen. Welcher Art diese Gründe waren, fiel der Gräfin zu errathen nicht schwer. Sie hatte keine Wahl. War Marcello zu retten, so konnte es durch Niemand als durch den Chevalier geschehen, aber auch zum Ueberlegen blieb ihr jetzt nicht Zeit, sollte

ihre Abwesenheit der Gesellschaft nicht bemerkbar werden.

In Lebenslagen gleich der, in welcher die Gräfin sich jetzt befand, wie in allen Gefahren hält man sich an die Thatsachen, und nimmt auch das Auffallendste als eine solche hin, ohne über die Ursachen desselben zu grübeln. Darauf beruht ein Theil der Kraft, welche dem Menschen in schweren Stunden oft unerwartet zu Gebote steht. Ohne zu forschen, woher der arme Knabe Etwas von ihrem Zusammenhange mit dem gefangenen Prälaten wisse, baute sie auf seine Dienste und auf seinen Eifer.

Ich muß fort, sagte sie zu ihm, aber ich entlasse Dich nur für heute. Komme morgen um die Mittagsstunde wieder, ich werde befehlen, Dich zu mir zu führen, und kannst Du in der Frühe Dir irgend ein Gewerbe machen in der Engelsburg, bei den Soldaten, bei den Aufsehern, in den Küchen, so thue es. Hier hast Du Geld, kaufe dafür, was Dich gut dünkt, versuche es dort feil zu bieten, wäre es auch nur in der Wache der Soldaten. — Sie gab ihm ein Silberstück, Antonio nahm es. — Ich danke Ihnen für ihr Vertrauen! sprach er, indem er sich verneigte. Sein guter Wille ihr und seinem Wohlthäter zu

dienen, war ihr über allen Zweifel sicher, und nachdem er sich auf demselben Wege entfernt hatte, auf dem er gekommen war, begab sie sich zu ihrer Gesellschaft zurück.

An der Thüre ihres Kabinettes fand sie den Chevalier. Er betrachtete anscheinend die Cisilirung eines alten Dolches, legte ihn aber sogleich zur Seite, und redete die Gräfin mit der Frage an, ob irgend ein Unwohlsein sie genöthigt habe, sich zu entfernen. Sie wollte eine Ausflucht benutzen, plötzlich aber besann sie sich eines Andern, und mit Gewalt ihr Gefühl und ihre gewohnte Zurückhaltung besiegend, sagte sie: Es würde mir Nichts helfen, wollte ich Sie täuschen Chevalier! Sie müssen so gut als ich das Gerücht von der Gefangennehmung Monsignore Marcello's vernommen haben, und daß Sie dennoch von derselben Nichts zu wissen behaupten, das —

Das sollte Ihnen ein Beweis sein von dem Ungrund des Gerüchtes! unterbrach sie der Chevalier.

Nein! versetzte sie, grade im Gegentheil! Es bestärkt mich in dem Glauben, daß man sich scheut, ihn, den Geistlichen, den Prälaten, den Gerichten zu übergeben, daß man ihn hier im Gefängniß vielleicht für ewig verborgen halten will. Und obschon Sie

wissen werden, daß Marcello und ich uns für immer getrennt haben, so müssen Sie es doch begreiflich finden, daß es mich zur Verzweiflung bringt, ihn gefangen und in Gefahr zu wissen.

Die Gräfin spielte ein großes Spiel und hatte einen gefährlichen Gegner. Beide waren in einer Gesellschaft erwachsen, in welcher man die meiste Wahrscheinlichkeit hat, eine Wahrheit zu verbergen, sobald man sie offen ausspricht. Auch in diesem Falle glaubte der Chevalier nicht an die thatsächliche Richtigkeit ihrer Worte, aber es überraschte ihn dennoch, als sie von einem Bruche zwischen sich und dem Prälaten in so rückhaltsloser Weise redete. Die Vorgabe war für eine bloße List zu plump, das Geständniß aber doch zu auffallend, um nicht einen Zweck zu haben; und Andraja war nicht der Mann, sich für fremde Zwecke brauchen zu lassen, so fern sie nicht auch seinem Vortheil dienten. Er nahm also die Weisung der Gräfin an, und ihr mit der gleichen verhüllenden Wahrheit begegnend, sagte er: Ihr Vertrauen fordert meine Offenheit heraus. Gestatten Sie mir also die eine Frage: was hat Monsignore Marcello um die unschätzbare Gunst Ihrer Freundschaft gebracht!

Meiner Freundschaft? wiederholte sie, und ihm fest in das Auge blickend, fügte sie hinzu: Warum weichen Sie mir mit dieser unwahren Wendung aus, da Sie sehen, daß ich einen Dienst von Ihnen fordre? Ich habe Marcello geliebt, und liebe ihn noch — aber er hat mich verlassen.

Unmöglich! rief der Chevalier, Signora! man verläßt keine so schöne Frau!

Hedwig war äußerlich ganz gelassen geblieben bei dem Geständniß ihrer Liebe und ihrer Trennung von Marcello, so schwer es ihr vor dem Manne geworden war, dessen Charakter ihr stets verdächtig, dessen unverholene Bewerbung um ihre Hand und ihre Gunst ihr immer beschwerlich gewesen war; aber ihre Haltung wurde ihr schwer, vor dem plumpen Ausruf und dem leidenschaftlichen Blicke Andraja's. Indeß sie war zu weit gegangen, um nicht bis an das Ende gehen zu müssen.

Was ist einem Manne wie Marcello die Liebe neben seinen Idealen! sagte sie mit einer Bitterkeit, die sie nicht zu erheucheln brauchte. Er gab mich auf, um fortan nur der Sache zu leben, der er dient!

Andraja lächelte spöttisch. Jetzt fing er an, der Gräfin Glauben zu schenken. Das sieht ihm

ähnlich! rief er verächtlich lachend. Ein Thor, wer eine Sache, er betonte das Wort mit scharfem Hohne, ein Thor wer irgend eine Sache höher stellt als seine eigne. Wie können Sie noch denken an einen Mann, der eine Sache höher stellt als Sie! Das fordert Rache schöne Gräfin!

Und wenn ich mich rächen wollte? entgegnete die gequälte Frau, indem sie sich stolz empor richtete, als müsse sie sich erheben über die Art von Huldigung, welche Andraja ihr darbrachte, und die sie sich gezwungen sah, ihm zu gestatten. Wenn ich Ihnen sagte: ich will mich rächen, aber auf meine Weise, und dazu sollen Sie mir helfen, Chevalier?

Andraja war geblendet von ihrer Schönheit, überrascht von ihrem Betragen. Sich für verschmähte Liebe zu rächen, schien ihm für die Gräfin eben so natürlich, als er es in der Ordnung fand, sich den Dienst bezahlen zu lassen, den er ihr leistete. Er lebte ohnehin des Glaubens, daß Frauen nur von Denjenigen Dienste begehren, denen sie dieselben zu vergelten wünschen; und daß die Gräfin sich über den Verlust des treulosen Marcello durch neue Eroberungen und Huldigungen zu trösten und zu entschädigen suchen müsse, dünkte ihn sehr begreiflich. Was er

bis dahin mit leidenschaftlichem Eifer erstrebt hatte, das bot sich ihm also nun plötzlich von selbst dar, und berauscht von der Gunst des Zufalls, rief er: Befehlen Sie über mich, was soll geschehen?

Marcello muß frei werden, und wissen, daß er mir es dankt! sagte die Gräfin mit zögernder Hast, und mit dem Bewußtsein des Wagnisses, das sie unternommen hatte.

Der Chevalier trat ernüchtert einen Schritt zurück. Gnädige Frau! was denken Sie von mir? meinte er. Ich, ich soll — aber sie ließ ihn nicht beenden. Er muß frei werden und es wissen, daß er es mir und Ihnen dankt! wiederholte sie ängstlich dringend. Indeß Andraja schüttelte verneinend das Haupt. Er brauchte ihr keine Zugeständnisse mehr zu machen. Ist er gefangen, was ich nicht weiß, bedeutete er sie, so ist seine Freilassung unmöglich. Ich wenigstens, so glücklich ich wäre, Ihnen endlich einmal dienen zu dürfen, ich kann dafür nicht das Geringste thun!

Die Gräfin sah umher, sie waren allein. Die Gesellschaft hatte sich, den Inhalt der Unterredung theilweise ahnend, fern gehalten. Ein Gefangener, den man nicht scharf bewacht, kann fliehen! sagte sie leise.

Gewiß! entgegnete Andraja, und — fügte er mit

falschem, listigem Tone hinzu, und einem entflohenen Gefangenen kann man folgen in's Exil!

Die Gräfin verstummte, sie hatte die Partie verloren, denn sie hatte nicht bedacht, daß Menschen wie Andraja nur auf kurze Augenblicke ihre Selbstbeherrschung verlieren, und daß sie an den Idealismus ihrer Gegner um so fester glauben, je weniger sie sich selbst eines solchen fähig wissen. In den Stunden ihrer einsamen Angst, in der Noth und Großmuth ihres Herzens hatte die Gräfin es sich wohl gelegentlich zugetraut, daß Nichts ihr zu schwer sein solle für die Rettung des Geliebten. Jetzt, da der Chevalier vor ihr stand, da sie sah und fühlte, was er begehren, um welchen Preis er ihr seine Dienste zusagen dürfte, erschrak sie vor der Verwegenheit ihrer eigenen Gedanken, während Andraja sich triumphirend des Vortheils bewußt war, den er über sie gewonnen hatte. Ihr Schrecken entging ihm nicht, aber er war ihm nicht unwillkommen, weil er ihm ihre Schwäche zeigte; und Ton und Miene ändernd, sagte er mit schmeichelnder Freundlichkeit: Fürchten Sie Nichts, schöne Gräfin! Ihr Geheimniß, wie ihre kleinen staatsverbrecherischen Plane sind bei mir in guten Händen. Zählen Sie auf mich. Morgen werde ich wissen, ob Monsignore

Marcello sich wirklich in Gefangenschaft befindet, und es macht mich zu stolz, Ihnen nützlich sein zu können, als daß mein freilich sehr geringer Einfluß nicht ganz zu Ihrem Befehle stände. — Er verneigte sich hierbei, küßte ihr die Hand und empfahl sich, nachdem er die Erlaubniß erbeten hatte, ihr früh am andern Tage seine Aufwartung machen zu dürfen.

Mit dem niederschlagenden Gefühle, sich selbst zu nahe getreten zu sein und Marcello's Lage verschlimmert zu haben, kehrte die Gräfin in ihren Salon und zu ihren Gästen zurück, die sich früher als sonst entfernten, weil sie nicht fähig war, die Sorge zu verbergen, die auf ihr lastete.

Sechszehntes Kapitel.

Leontine schritt im Laufe des Herbstes von Triumph zu Triumph. Sie war die gefeierteste Künstlerin der Saison; sie erwarb als Virtuosin und Lehrerin bedeutende Summen, man bemühte sich von allen Seiten sie in die Privatgesellschaft zu ziehen, und ihre Tage waren so vielfältig in Anspruch genommen, daß sie sich die Zeit mühsam erobern mußte, in welcher sie sich selbst, das heißt dem Hauptmann leben konnte. Indeß der Liebe ist nichts förderlicher als die Arbeit, welche das Beieinandersein zur Erholung, zum Genusse macht, und es sind vornehmlich die nichtarbeitenden Stände, in denen man über unbefriedigte Liebe und unbefriedigende Ehen klagen hört. Leontinen's vielseitige Thätigkeit kam dem Hauptmanne wesentlich zu statten. Nach seiner ersten feurigen Bewerbung hätte sie einen leidenschaftlich Verliebten in ihm

erwarten dürfen. Ein solcher war er nicht mehr, konnte er in seinem Alter und nach seinen Erfahrungen nicht mehr sein. Sich mit stürmischer Hast um eine Frau zu bemühen, war bei ihm Sache früherer Gewohnheit, aber es wäre ihm trotz der Neigung, welche er für Leontine fühlte, nicht möglich gewesen, sich dauernd in den Formen dieser konventionellen Leidenschaftlichkeit zu erhalten und zu bewegen, denn was er für sie fühlte, war mehr und zugleich weniger als sie wußte. Seine Erfahrung hatte ihm bewiesen, wie schwer es sei, die Irrthümer der Jugend zu sühnen und auszugleichen, und da das reife Mannesalter die Neigung zum Beschützen, Erziehen und Lehren mit sich bringt, wurde seine Anhänglichkeit an Leontine ernster, je mehr er glaubte ihr nützen, und sie vor den Fehlern bewahren zu können, welche er begangen hatte. Er war verschwenderisch gewesen, Leontine war es auch. Er sah sie das Geld, daß sie in diesem Augenblick ohne zu große Mühe gewann, bald mit der schwachen Gutmüthigkeit, bald mit dem tollen Uebermuthe eines verwöhnten Kindes verschlendern. Sie verstand nicht zu rechnen, nicht zu kaufen; er nahm es ihr ab und dies erschien ihr zu Anfang als eine Wohlthat. Der Un-

vorsichtigkeit, mit welcher sie Bekanntschaften schloß und sich zu fremden Zwecken brauchen ließ, kam nur der Leichtsinn gleich, mit dem sie auf einen bloßen Verdacht hin, wohlanständige Verbindungen löste, und die Bitterkeit, mit der sie gelegentlich sich über unbillige Zumuthungen beschwerte. Was Anna ihr vergebens zu werden und zu leisten gewünscht hatte, das wurde ihr jetzt Seint Armand, denn er besaß die Kenntniß der großen Welt, welche Anna gefehlt hatte, und — er war ein Mann. Die Mehrzahl der Frauen, so hoch sie mitunter von ihrem Geschlechte und von der Nothwendigkeit der Emancipation auch denken, beugt sich bewußt und unbewußt dem Recht des Stärkern. Sie weigern sich den Gründen der vernünftigsten Frau, aber sie geben sich gefangen an das Urtheil eines viel geringern Mannes, und es ist das eine Bedingung ihrer Natur, ihres eigensten Wesens, über welche sich nur sehr Wenige erheben. Saint Armand aber war Leontinen gegenüber ganz in seinem Rechte, und ihm zu folgen dünkte ihr eben so vortheilhaft als wohlthuend.

Es freute sie, wenn er ihren Vormund, ihren Kassirer machte. Sie ließ es sich gern erzählen, wie er selbst sich nothgedrungen zur Sparsamkeit gewöhnt

habe, und fähig sich in jede Lage mit Vorliebe hineinzudenken, kannte sie in dem Augenblicke nichts Anziehenderes als die Erzählungen des Mißgeschickes, das er erduldet, als die Bilder weiser Mäßigung und verständiger Beschränkung, die er ihr vorzuhalten nicht ermüdete, und die doch im grellen Widerspruche standen mit dem Leben, das sie führte. Während einer reich besetzten Tafel mundet der Becher kalten Wassers am herrlichsten. Es war Leontinen neu, sich aus der glänzenden Gesellschaft fortzusehnen in die Stille ihres Zimmers, Schmuck und reiche Kleidung anzulegen in dem Gedanken, daß dies eine ihr auferlegte, aber lästige Nothwendigkeit sei, und das ihr zusagende Leben des Genusses zu führen, indem sie es als eine schwere Plage schilderte. Es war eine neue Täuschung, die sie sich bereitete, und über deren Bedeutung der Hauptmann sich betrog.

Die nächste Folge ihrer Neigung für ihn war eine Trennung von Anna. Gleich nach ihrer Ankunft in Rom hatte diese die Bemerkung gemacht, daß ihre Stellung neben Leontine eine unhaltbare und ihr selbst nachtheilige sei, denn sie fand sich in die Rolle einer Gesellschafterin hineingedrängt, und diese einzunehmen konnte ihr trotz ihrer Bescheidenheit eben so wenig

passen, als in dem Beisammensein von Leontine mit dem Hauptmanne den überlästigen Dritten zu spielen. Nöthig oder nützlich konnte sie der Künstlerin nicht mehr sein, und die Erfahrung hatte sie belehrt, daß ein wahres Verständniß zwischen ihnen überhaupt nicht möglich war. Es fügte sich also ganz von selbst, daß die Frauen sich weniger und weniger sahen, und ohne daß es zu einem besondern Zwiespalt oder gar zu einem Bruche zwischen ihnen gekommen wäre, hatte Anna erklärt, daß es ihr bequemer sei, eine Wohnung im Hause des Doktors zu beziehen. Leontine fand das auch sehr natürlich. Sie beklagte dabei nur, daß ihre Zeit ihr nicht verstatte, ebenfalls die Gesellschaft des Doktors mehr zu nützen, und sich wie die Freundin dem Genusse Rom's zu überlassen. Sie beschwerte sich über die Mühseligkeit ihres Daseins, über ihre unnöthigen Ausgaben, über die geringe Freude, die das Alles ihr bereite. Und ich darf, sagte sie, wie meine Lage nun einmal ist, freilich nicht so egoistisch sein, von Ihnen eine Hingebung zu fordern, wie Saint Armand sie mir weiht, der gleich mir vom Leben nichts mehr erwartet, als Zurückgezogenheit mit einem verständnißvollen Menschen. Sie versicherte Anna im guten Glauben, daß sie sich ein

Gewissen daraus machen würde, sie zwischen zwei so lebensmüden Menschen festzuhalten. Sie nannte es eine Nothwendigkeit, daß Jene sich in der Welt versuche, sie schien es ganz vergessen zu haben, welche Stütze ihr die Freundin noch vor kurzer Zeit gewesen war, und es lag weder in Anna's Charakter noch in ihrer Absicht, Leontine jetzt daran zu erinnern. Des Hauptmannes, seiner Neigung für sie, ihrer Pläne für die Zukunft wurde dabei gar nicht erwähnt, und Leontine für ihr Theil dachte wie immer, so auch jetzt, nicht an die Zukunft. Freilich hatte sie das Gefühl, als müsse sie Anna Etwas sagen, sich vor ihr zu rechtfertigen. Indeß einer Seits folgte sie doch jetzt den Ermahnungen, welche die Freundin ihr gemacht; denn sie war sparsamer, vorsichtiger und ruhiger als sonst, und andrer Seits war sie so ausschließlich mit Saint Armand beschäftigt, daß seine Zufriedenheit allein Werth für sie hatte. Die Billigung oder Mißbilligung der Andren ließ sie gleichgültig, und Alles, was diese ihr einst geleistet, schien ihr keiner Beachtung werth neben dem Guten, dessen sie jetzt durch den Hauptmann theilhaft zu werden meinte. Dennoch waren beide Frauen gerührt, als es zu der Trennung kam. Anna durch die nicht zu bannende Sorge um

Leontine, diese durch ein unklares Gefühl von Scham und Schuld, das sie nicht in sich aufkommen lassen wollte, und das sich nur in der Wehmuth kund gab, mit der sie den Zurüstungen des Wohnungswechsels beiwohnte. Endlich jedoch waren diese beendet, und die Frauen trennten sich mit einer gewissen kühlen Zärtlichkeit, die Beiden wehe that, während die Trennung selbst Beide erleichterte.

Man muß aber durch den Zufall oder durch eigene falsche Wahl eine Zeit hindurch an eine uns nicht zupassende Person geknüpft gewesen sein, um zu wissen, wie viel man von seinen besten Eigenschaften dabei unnöthig einzubüßen Gefahr läuft, und wie wohlthuend die Befreiung aus solcher Verbindung ist. Wenn man ein Spiel treiben sieht mit großen Empfindungen und Gedanken, kommt man in dem Widerwillen, den uns dasselbe einflößt, oft dahin, an sich und an der eigenen Wahrhaftigkeit zu zweifeln; und wie Anna neben der Künstlerin oft in der Gefahr geschwebt hatte, in ihrem einfachen Selbstvertrauen irre zu werden, so hatte sie zuletzt auch die Neigung verloren, nach Ruhe und Ordnung für sich zu streben, weil es ihr unmöglich war, sie sich in dem Treiben ihrer Gefährtin zu erhalten.

Mit einem Behagen, als habe sie noch nie ein eigenes Zimmer besessen, ging sie in den beiden Stuben umher, welche ihre neue Wohnung ausmachten. Der schöne, freie Blick, den sie ihr boten, die erquickende Stille waren ihr höchst genußreich nach dem Lärm des Corso, wo sie bisher gewohnt, und nach den ermüdenden musikalischen Studien, welche Leontine und ihre Schüler viele Stunden des Tages hindurch gemacht hatten. Zum ersten Male wieder ordnete sie mit Vergnügen ihre Bücher, ihre Geräthschaften und die kleinen neugekauften Kunstgegenstände, weil sie sicher war, daß jetzt keine fremde Achtlosigkeit die getroffene Einrichtung stören würde.

Flora, die durch Anna's Uebersiedlung einen lang gehegten Wunsch erfüllt sah, hatte für dieselbe Alles auf das Beste vorbereitet, und eilte doch immer wieder die Treppe von ihren Gemächern zu denen der Freundin hinauf, um noch irgend Etwas herbeizubringen, das dieser angenehm oder nützlich sein konnte. Und als dann der Abend herankam, und Flora mit ihrem Vater zu einer Gesellschaft ausging, saß Anna in dem stillen Zimmer seit längerer Zeit zum ersten Male wieder sich selber überlassen allein.

Und sie hatte diese Ruhe nöthig, denn der innere

Friede, den sie bereits als ein fest gesichertes Gut betrachtet hatten, war von ihr gewichen. Entsagung ist meist nur die Folge der Hoffnungslosigkeit; sie verschwindet vor der Möglichkeit des Hoffens, Anna aber vermochte sich des Hoffens nicht zu erwehren, seit sie Walther, den Geliebten ihrer Jugend, wiedergesehen hatte.

Sie war achtzehn Jahre alt gewesen, als Walther, selbst noch ein sehr junger Mann und in jedem Betrachte ein Werdender, nach ihrer Vaterstadt berufen worden war, das Grabdenkmal für die verstorbene Fürstin auszuführen. Sie waren sich vielfach begegnet, Anna's regelmäßige Schönheit war dem jungen Künstler augenblicklich aufgefallen, und er hatte endlich den Wunsch ausgesprochen, ihren Kopf als Modell zu der Statue der Charitas zu benutzen, die er unter den Tugenden an dem Monumente anzubringen dachte. Anna's Eltern jedoch hatten, befangen von den Vorurtheilen eines kleinen Ortes, darin etwas Unpassendes für ihre Tochter gesehen, und der Vater hatte ihm sein Verlangen abgeschlagen. Indeß als ein vorsichtiger Mann und ergebener Diener seines Fürsten hatte er Sorge getragen, diese abschlägige Antwort in schonendster Weise

zu geben, indem er Walther, den vom Hofe Begünstigten, freundlich zur Wiederholung seines Besuches aufforderte, und dieser hätte kein Künstler sein müssen, hätte er einem gefundenen Vorbilde zu entsagen vermocht, kein Jüngling, hätte ihn die Weigerung nicht antreiben sollen, ihr zum Trotze seinen Willen durchzusetzen.

Anna selbst war überrascht, und ohne daß sie es sich gestehen wollte, geschmeichelt gewesen, von der Auszeichnung des jungen Künstlers indeß das Interesse für ihn, für die Kunst überhaupt, die ihr bis dahin fern gestanden hatte, gewann schnell die Oberhand, und sie vergaß ihrer selbst, um nur an ihn zu denken. Sie war ihm ein willkommenes Motiv, er wurde ihr ein Ideal.

Der Herbst und der Winter gingen darüber so hin. Walther modellirte an seiner Gruppe, war von der Geselligkeit sehr in Anspruch genommen, kam dazwischen fast täglich in Anna's Vaterhaus, an welches die Krankheit ihrer Mutter sie mehr und mehr gefesselt hielt, und Anna lebte in ihrer häuslichen Stille ruhig fort, ihre wachsende Liebe im Herzen. Diese häusliche Stille aber war es, die den jungen Künstler mehr und mehr gefangen nahm. Während er die

Statue der Charitas formte und Anna's schöne Züge ihm immer deutlicher aus dem weichen Thone entgegentraten, bemächtigte sich die Liebe seines Herzens, und noch war das Frühjahr nicht gekommen, als eine heimliche Verlobung zwischen dem jungen Paare stattgefunden hatte, von welcher nach Walthers ausdrücklichem Wunsche die Eltern erst an dem Tage unterrichtet werden sollten, an welchem er das Denkmal der Fürstin vollendet den Blicken des Publikums übergeben würde.

Darüber konnte mehr als ein Jahr vergehen, Walther mußte inzwischen den Ort für längere Zeit verlassen, indeß die Verlobten fühlten sich einer des andern sicher, und ohne zu ahnen, weshalb Walther auf jenen festgesetzten Zeitpunkt halte, fügte Anna sich seinem Willen mit völligem Vertrauen. Die unschuldige Liebe der Jugend meint mit gläubigem Gerechtigkeitsgefühl, treue Liebe erheische und verdiene treue Gegenliebe, ja sie habe sie zu fordern, sie müsse ihr zu Theil werden; und es ist eine schwere Erfahrung, wenn sie vom Gegentheile sich überzeugen muß.

Mehrere Monate, der Frühling und der größte Theil des Sommers verstrichen den Verlobten in stillem Frieden. Die ganze Stadt sah die lebhafte

Bewerbung Walthers, die Eltern erwarteten seinen Antrag, man neidete Anna den schönen, begabten Mann und dieser selbst ließ sich in träumendem Behagen gehen, bis ein zufälliges Ereigniß ihn plötzlich daran erinnerte, wie lässig er in der Arbeit geworden war. Diese Einsicht gewinnen, und sich mit raschem Entschlusse emporraffen, war Eins in ihm. Wozu er sich noch vor wenig Tagen eine lange Frist gesetzt, das beschloß er in wenig Wochen zu Ende zu führen. Die Jahreszeit war ihm günstig, die Tage hell und lang, und erst wenn die Sonne unterging, verließ er sein Atelier, um Anna noch flüchtig zu sehen, welche die letzten Abendstunden mit der kranken Mutter zuzubringen hatte. Noch ehe der Herbst zu Ende war, hatte er auch sein Modell beendet, und während die Marmorarbeiter es aus dem Block heraushauen sollten, wollte er selbst nach seiner Vaterstadt zurückgehen, um erst zur Ausarbeitung des Monumentes in die fürstliche Residenz wiederzukehren.

Mit festem Glauben hatte Anna den Abschied und die Trennung, die versteckten Mißbilligungen der Eltern gegen Walthers Verhalten, die zweifelnden und andeutenden Fragen ihrer Bekannten ertragen, und fast ein Jahr war ihr in diesem Glauben und

Hoffen entschwunden, als er endlich zurückgekommen war, seine Arbeit weiter fortzuführen.

Er hatte Anna wiedergefunden, wie er sie verlassen hatte. Sie liebte ihn wie je zuvor, sie saß noch wie früher an demselben Arbeitstischchen in der Mutter Krankenzimmer, deren Uebel sich verschlimmert hatte. Es war traurig in dem Hause geworden, Anna hatte viel von der Reizbarkeit der Leidenden zu dulden. Walther beklagte das, aber jung und lebenslustig, ward er es bald müde, die Pflichttreue und Kindesliebe Anna's zu bewundern, die ihr keine Zeit für den Geliebten ließen, und ihr kaum verstatteten ihn hie und da zu sehen. Die Atmosphäre voll Elend und voll Kummer, in welcher sie sich zu bewegen hatte, verdüsterte Walthers Sinn. Er fing an das Haus zu scheuen, er fing endlich an es zu meiden, sich damit vertröstend, daß er Anna dennoch liebe, daß er es sich aber schuldig sei, sich das Herz für seine Arbeit frei und froh zu erhalten. Er sehnte sich aus der Enge ihres Kreises in die Gesellschaft zurück, und grade in dem Augenblicke befand sich in den Zirkeln des Hofes eine Fremde, welche ihn bald mehr und mehr an dieselben kettete.

Eine Schwester des regierenden Fürsten, an einen

englischen Prinzen verheirathet, war eben zum Besuche in ihrer Familie anwesend. Sie hatte als eine ihrer Hofdamen die schöne Tochter eines englischen Edelmannes mit sich gebracht. Arabella war früh verwaist, und als einzige Erbin ihres Vaters, Besitzerin eines großen Vermögens und damit zugleich unumschränkte Herrin über sich selbst geworden. Von ihrer ersten Jugend an hatte sie kaum ein anderes Gesetz gekannt, als ihren Willen, und keine Schranke für ihre Wünsche, als die Unmöglichkeit, sie auszuführen. Sie war schwärmerisch gegenüber ihren Idealen, kalt gegenüber der Wirklichkeit; voll leidenschaftlichen Eifers, so lange ein zu erreichendes Ziel sie in Spannung erhielt, und träge bis zur Erschlaffung, wenn sie es erreicht hatte. Nichts von Allem, was sie besaß, befriedigte sie oder genügte ihr, aber sie war weit davon entfernt zu wissen, was sie überhaupt befriedigen könne, und so übersättigt, daß es ihr eigentlich als das einzige Glück erschien, noch auf ein Etwas zu hoffen, das sie einst befriedigen solle. Die Einen nannten sie gefühlvoll, die Andern kalt und kokett, Der hielt sie für sinnlich, Jener für prüde, und die Fürstin hatte sie gern in ihrer Nähe, weil sie in Arabella's Wesen eine Aehnlichkeit mit ihrem

eigenen zu finden meinte, und weil es sie unterhielt, an ihrer Hofdame die Uebertreibungen und Ueberspannungen zu beobachten, die selbst zu durchleben der Zwang ihres Standes die Fürstentochter und Fürstin gehindert hatte. Ein Roman, der unter ihren Augen gespielt und durchlebt wurde, reizte die Prinzessin mehr als die erhabenste Dichtung, und Arabella war dazu geschaffen, Romane zu durchleben.

Die Prinzessin und ihre Hofdame waren schon mehrmals in der Residenz gewesen, das erhöhte für sie die Einförmigkeit des Lebens in derselben. Sie kannten dort Alles und Jedermann, und waren auf Walther als auf die einzige neue Bekanntschaft in dem Kreise des Hofes aufmerksam geworden. Seine jugendliche Wohlgestalt, seine Liebenswürdigkeit, sein künstlerischer Ruf, hatten für ihn eingenommen, sein fast vollendetes Werk, das er den Damen auf den Wunsch des Fürsten zeigen mußte, hatte ihren Beifall gewonnen, vor Allem der schöne Kopf der Charitas; und angeregt durch das Lob der Prinzessin hatte der Künstler es bekannt, daß er denselben dem Leben abgelauscht, daß er ihn ohne das Wissen, ja wohl selbst gegen den Willen des Originales ausgeführt habe. Ohne große Mühe hatte die kluge Arabella den An=

theil errathen, welchen Walther an seinem Vorbilde nahm, und sich in müßiger Laune zu seiner Vertrauten gemacht. Weil sie nichts Besseres zu thun hatte, hielt sie ihn neben sich fest, bis er sich mehr und mehr von Anna entwöhnte, und immer tiefer sich in das Netz verstrickte, mit welchem Arabella's Gefallsucht ihn umspann, so daß er Anna schon seit Wochen nicht mehr gesehen hatte, als endlich an dem festgesetzten Tage der Gedächtnißfeier, das Denkmal der verstorbenen Fürstin enthüllt werden sollte.

Unter der Menge der Theilnehmenden und Neugierigen, welche an jenem Morgen die Kirche füllten, befand sich auch Anna, das Herz voll Niedergeschlagenheit und voll banger Spannung. Denn das war der Tag, den Walther für die Werbung bei den Eltern festgesetzt, und grade jetzt hatte sie ihn so lange nicht mehr gesehen. Wie alle Anderen hatte sie ihr Auge auf das noch verborgene Monument gerichtet, aber kaum wurde der Vorhang von demselben fortgezogen, als die Blicke der Betrachtenden sich bald darauf von der Gruppe zu Anna, und von dieser wieder zu dem Bildwerke wendeten, während um sie her ein Lächeln und ein Flüstern bemerkbar wurde, deren Bedeutung ihr nicht entgehen konnte.

Erschreckt, gerührt, und in ihrer Bescheidenheit gedemüthigt, hatte ihr Auge sich scheu zu der Loge des Hofstaates erhoben, in welcher Walther seinen Platz genommen, und sie hatte ihn dort nicht vergeblich gesucht. Er stand an der Seite Arabella's, nur mit ihr beschäftigt, fast achtlos für die Bewunderung, welche man seinem Werke zollte, achtloser noch für das arme Mädchen, das in diesem Augenblicke für Alle, die es kannten, der Gegenstand einer ihm unerwünschten Beurtheilung geworden war.

Im tiefsten Herzen verletzt, in ihren heiligsten Empfindungen irre gemacht, gepeinigt von einer schnell erwachten Eifersucht, ohne einen Menschen, dem sie ihr Herzleid klagen konnte, und bange vor dem Augenblicke, in welchem ihre Eltern es erfahren würden, daß der Tochter Ebenbild dennoch auf dem Denkmale angebracht worden, war sie in ihre Wohnung zurückgekehrt, und diese gefürchtete Mittheilung hatte nicht lange auf sich warten lassen. Noch an demselben Nachmittage waren Besuche gekommen, den Eltern Glück zu wünschen, zu der Ehre, welche ihrer Tochter widerfahren war, und zu der Verlobung derselben, die jetzt wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen könne.

Nur wer sich ganz die Ansichten zu vergegenwärtigen weiß, welche in kleinen Städten bei den sogenannten guten bürgerlichen Familien über die engen Gränzen herrschen, in denen ihre Töchter sich zu bewegen haben, nur der kann sich eine richtige Vorstellung machen, von dem Kummer und von dem Zorne, in welche die Eltern sich durch jene Nachricht versetzt gefunden hatten. Vergebens betheuerten sie zur Wahrung ihrer selbst, und zur Ehrenrettung ihrer Tochter, daß es ihnen nicht eingefallen sei, ihr Kind zum Modell herabgewürdigt zu finden, vergebens versicherten sie, daß von einer Liebe des Bildhauers für ihre Tochter nicht die Rede, daß er vielmehr seit seiner Rückkehr nur wenig in ihrem Hause gewesen sei; Niemand glaubte daran, und um dem beleidigenden Verdachte auf sicherster und schnellster Weise zu begegnen, entschloß sich Anna's Vater noch an dem nämlichen Abende Walthern den Besuch seines Hauses förmlich und für immer zu verbieten.

In trauriger Versunkenheit hatte Anna den Brief ihres Vaters gelesen. Was sie dabei empfunden, hatte man nicht gefragt, denn Theil zu nehmen oder sich auch nur zu kümmern um ein stilles Liebesleid der Tochter, hätte die Eltern eine Versündigung gegen

ihre eigene Würde, gegen die Machtvollkommenheit gedünkt, die sie über ihr Kind zu haben glaubten. Der Brief aber hatte Walther aufgeschreckt aus seinem Rausche, er hatte sich besonnen, hatte einlenken, sich rechtfertigen, Vergebung fordern wollen, indeß das Schreiben, in welchem er dies Alles ausgesprochen, war ihm uneröffnet zurückgesendet worden, und sein Besuch, wie ein anderer Brief an Anna waren in gleicher Weise erfolglos geblieben.

Gereizt durch das, was er die eigensinnige Beschränktheit der Eltern und die Herzenskälte des Mädchens nannte, hatte der junge Mann sich plötzlich frei gefühlt von jeder Schuld, aber auch von der Liebe für Anna, die bis dahin in ihm nicht erloschen gewesen war. Mit dem Selbstbewußtsein des Künstlers, der seiner Bedeutung in der Zukunft sicher ist, sagte er sich, daß Anna stolz darauf sein dürfe, von seiner Kunst verklärt für ferne Zeiten zu leben, und daß ein Mädchen, welches von einer vorübergehenden Untreue des Geliebten beleidigt, sich ohne Widerstreben in die Trennung füge, die der Unverstand der Eltern ausgesprochen habe, seiner Liebe nicht werth gewesen sei. Er wußte nicht, was der Gehorsam, zu dem man sie erzogen hatte, die arme Anna kostete, er wußte

nicht, wie sehr er selbst seit lange ihr Selbstgefühl verwundet, ihr Herz zerrissen hatte, wie vernichtet sie sich fühlte von dem Gedanken, daß er Arabella liebe, daß sie selbst ihm Nichts gewesen sei, als eben ein Modell, als ein flüchtiger Zeitvertreib in der Einsamkeit der kleinen Stadt.

Anna verließ damals in ihrer Gedrücktheit kaum ihr Haus, Walther, dem der Aufenthalt in der Residenz nun verleidet war, wollte den Ort verlassen. Auch er war im Gemüthe mehr erschüttert, als er sich eingestehen mochte, und halb im Zorne gegen Anna, halb in dem Bestreben sich zu zerstreuen, hatte er den Entschluß gefaßt, nach Italien zu gehen, wohin auch die fürstliche Herrin Arabella's eine Reise antreten wollte.

Mit lebhaftem Triumphe hatte diese Letztere die Nachricht von dem Plane Walthers aufgenommen. Was ihr Anfangs nur ein Spiel gewesen war, das hatte allmälig Herrschaft über sie gewonnen, und Walther hatte lange schon aufgehört ihr gleichgültig zu sein. An der Freude, welche sie über sein Mitgehen äußerte, an ihrer Liebe, welche sie ihn jetzt mehr und mehr errathen ließ, hatte seine Leidenschaft sich schnell entzündet, und fortgerissen Einer von dem

Andern, hatte Walther wenig Monde später die Hand Arabella's gefordert, war die reiche, phantastische Hofdame der Prinzessin, die Frau des damals noch mittellosen jungen Künstlers geworden. Indeß diese Heirath hatte ihm kein Glück gebracht.

Arabella war nicht geschaffen für die Ehe, deren eigenstes Wesen in der Ruhe und Dauer der Empfindung besteht. Sie war, so sehr es ihrer Phantasie geschmeichelt hatte, den Vorurtheilen ihres Standes trotzend, die Gattin eines Künstlers zu werden, noch weniger für die Ehe mit einem solchen gemacht, der Ruhe doppelt nöthig hat, als die Grundlage, von welcher aus die Seele sich mit freier Sicherheit schaffend erhebt. Jemehr Walthers Leidenschaft sich in dem Besitze Arabella's gesättigt hatte, je lebendiger war der Künstler in ihm erwacht, und mit dem nothwendigen Egoismus des Genies hatte er von seiner Gattin Unterordnung unter seine Zwecke gefordert. Sie ihrer Seits hatte in dem Gatten, dem sie sich, ihre Freiheit, ihren Namen und ihren Reichthum hingegeben, einen willfährigen Genossen ihrer rastlosen Lebenslust und einen unermüdlichen Diener ihrer Launen zu finden gehofft. Er besaß den Stolz und die Selbstsucht des Künstlers, Arabella den Stolz

und die Selbstsucht der Aristokratin, und schon nach kurzer Zeit hatten Beide es eingesehen, welch ein Unheil ihre Verbindung für sie gewesen war. Beide aber hielten mit der Kraft ihrer Charaktere den äußeren Anschein eines Glückes aufrecht, von dem sie Nichts empfanden, Beide hatten es der Welt fast gänzlich zu verbergen gewußt, wie sehr sie die getroffene Wahl bereuten, als der Tod Arabella's unerwartet dazwischen getreten war.

Sechs Jahre hatte Walthers Ehe gedauert, als er seine Freiheit wiedergewann, aber wer auf schwere Irrthümer, auf eine frühe Schuld, auf eine lange Leidenszeit zurückzusehen hat, der verliert meist die Schnellkraft, mit welcher die Jugend jede Lücke durch neue Plane auszufüllen weiß; und auch Walther hatte, als er Anna wiederfand, kein andres Ziel im Auge, als ausschließlich seinem künstlerischen Berufe zu leben. Der Gedanke an eine neue Ehe war nicht aufgekommen in dem Manne, welchem seine erste Heirath so wenig Befriedigung gebracht hatte. Er mied die Erinnerung an Arabella, und die Erinnerung an Anna war fast in ihm erloschen. Wie sie in ihrer Zurückgezogenheit Nichts erfahren von dem Tode seiner Gattin und von seinem neuen Aufenthalt

in Rom, so war ihr Leben und ihr Schicksal ihm natürlich noch viel fremder geworden, und Beide hatten sich gleichmäßig überrascht, Beide sich tief ergriffen gefühlt, als sie einander in der Werkstatt Walthers so unerwartet gegenüber gestanden hatten.

In der Aufregung der ersten Tage hatte Anna den Vorsatz gehegt, Rom zu verlassen. Sie mochte dem Manne nicht wiederbegegnen, den sie nie vergessen, dessen Untreue sie nie verschmerzt, um den sie ihre Jugend verloren hatte. Indeß äußere Rücksichten hatten sie in dem Augenblicke gehindert ihre Absicht auszuführen, und in dem Ueberlegen und Zaudern war ein zweites zufälliges Zusammentreffen mit Walther ihrer heimlichen Neigung in seiner Nähe zu verweilen förderlich entgegengekommen. Ohne der Vergangenheit irgend wie zu erwähnen, hatte er ihr eine Rücksicht bewiesen, die ihr sagen mußte, daß er des Geschehenen gedenke. Wie sie daher Anfangs nur das Bedürfniß gefühlt hatte, ihm zu entfliehen, so war in dem zweiten Wiedersehen die Hoffnung in ihr rege geworden, ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart friedlich und schön miteinander verbinden, und jetzt Walthers Freundschaft statt der Liebe gewinnen zu können, die er ihr in ihrer Jugend entzogen hatte.

In der Stille ihrer neuen Wohnung hing sie auch grade wieder träumerisch diesem Wunsche nach, als man ihr Oskar meldete. Er war erfreut sie schon so vollständig eingerichtet zu finden. Und nun, sagte er, nun Sie endlich nicht mehr neben Ihrer Freundin leben, nun werde ich erst recht oft kommen, denn jetzt werde ich doch endlich allein mit Ihnen sein!

Der Ausruf, mehr noch der Ton, in welchem er geschah, fielen Anna auf. Was haben Sie mir denn noch jetzt so Besonderes zu sagen, fragte sie, daß die Anwesenheit eines Dritten Sie stört?

Ich kann Ihnen Nichts sagen, gar nicht zu Ihnen reden, wenn ein Dritter mir zuhört. Ich wollte, es wäre anders! entgegnete er schnell. Es wird aber immer schlimmer.

Was wird schlimmer? fragte Anna.

Es wird immer schlimmer mit mir, fuhr er eifrig fort. Früher hatte ich gar nicht darüber nachgedacht. Ich hatte mich nie gefragt, was ich sein müßte, was ich in der Welt zu leisten hätte, und was ich wäre und könnte? Ich dachte überhaupt gar nicht nach. Wozu sollte ich es auch, es kümmerte sich ja Niemand um mich, und es war mir auch Alles gleichgültig.

Er brach ab und sah düster und nachdenklich vor sich nieder, so daß Anna Mitleid mit ihm fühlte.

Sein Sie für's Erste damit zufrieden lieber Oskar! tröstete sie, daß Ihnen jetzt die richtige Einsicht gekommen ist, daß Sie wissen was Ihnen mangelt, und daß Sie es also, jung wie Sie sind, nachholen und sich aneignen können.

Nachholen, aneignen! wiederholte er kopfschüttelnd — als ob mir nur die Kenntniß einer Sprache, einer Wissenschaft fehlte! Mir fehlt ja Alles, ich bin Nichts, gar Nichts, und alle die Andern sind so viel. —

Anna wollte ihm zusprechen, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen. Ich bitte Sie, sagte er, machen Sie mich nicht noch unglücklicher durch Ihren Trost. Jeder, der zu Ihnen kommt, alle Männer, denen wir irgendwie begegnen, wissen mit Ihnen von Dingen zu sprechen, die Sie interessiren, wissen sich Ihnen angenehm zu machen, und ich sehe es, wie Sie sich mit den Andern unterhalten. Ich — ich weiß oft nicht einmal wovon die Rede ist, ich habe Nichts gelernt, mich um Nichts gekümmert. Wenn Sie ahnten, wie mich das drückt, wenn Sie wüßten, was ich davon leide!

Anna hatte immer dahin gearbeitet ihm diese

Einsicht zu geben, es dünkte sie also nur natürlich und war ihr willkommen, daß er dieselbe gewonnen hatte und aussprach. Aber da es bei Oskar darauf ankam, seine lebhaften Empfindungen zu Thaten werden zu lassen, und seine Weichheit zu vermindern, sagte sie heiter: Sie kommen mir vor, wie Jemand, der sich beklagt, daß er Hunger leidet, und mit einer Tasche voll Geld bei einer reichbesetzten Wirthshaustafel sitzet. Sie haben Zeit, Sie haben die Mittel sich jeden möglichen Unterricht zu schaffen, setzen Sie es in sich fest, daß der kommende Tag nicht vergehen dürfe, ohne daß Sie Ihre Selbsterziehung beginnen, und —

Aber womit anfangen? wer soll mir rathen? unterbrach er sie.

Wenden Sie sich an den Doktor! sagte sie. Er wird wissen, worauf es für Sie ankommt; er kennt sicherlich Männer, die sich zu Lehrern für Sie eignen.

Oskar schwieg. Anna fürchtete, es reue ihn sein Geständniß bereits, er scheue eine Verpflichtung einzugehen, die ihn zu ungewohnter Anstrengung nöthigen würde. Sie überlegte aber noch, was sie dagegen thun könne, als er mit den Worten herausfuhr: vor Flora bekennen, wie unwissend ich bin, ihr eingestehen,

wie sie mir überlegen ist! — das thue ich nicht! das kann ich nicht!

Anna sah ihn lächelnd an. Glauben Sie denn, daß Flora dies nicht weiß? nicht von Anfang an gewußt hat? fragte sie, und als hätte ihn ein schwerer Schlag getroffen, so zuckte Oskar zusammen. Er wechselte die Farbe und vermochte kein Wort zu sprechen, indeß trotz ihres Mitleids mit ihm, kam Anna ihm absichtlich nicht zu Hilfe. Er raffte sich auch bald zusammen, und mit einem Ausdruck von Stolz, den sie noch niemals an ihm wahrgenommen hatte, sprach er: Mag Flora denken, was ihr ansteht, mir selbst wollt' ich genügen lernen und nicht ihr! Das ist aber eine Sache für sich, fuhr er dann ablenkend fort, und ich kam natürlich nicht hierher, um Ihnen mit meiner Reue und mit meinen Vorsätzen zur Last zu fallen, sondern um Ihnen Etwas zu erzählen.

Und was denn? fragte Anna.

Walther war nicht bei der Gräfin, gab er zur Antwort, und ich glaube, nein ich bin gewiß, daß sie mit andern Dingen beschäftigt ist, als mit ihm. —

Die plötzliche Erwähnung des Bildhauers, Oskar's Voraussetzung, daß Anna viel daran gelegen sei, Kunde

von demselben zu erhalten, überraschten sie und waren ihr unwillkommen. Dennoch konnte sie die Frage nicht zurückhalten, was ihn zu jener Behauptung berechtige?

Ein Erlebniß, das ich Ihnen nicht mittheilen darf, entgegnete er, weil es mit den Verhältnissen der Gräfin zusammenhängt, die — Er unterbrach sich selbst bei dem Worte, und sprach dann sehr bestimmt: ich wurde so zufällig mit dieser Angelegenheit der Gräfin bekannt, daß es mich eine Ehrensache dünkt, darüber nicht zu sprechen.

So schweigen Sie lieber, Oskar! versetzte Anna. Indeß sie hätte doch mehr erfahren mögen, und der junge Mann, der das bemerkte, befand sich dadurch ihr gegenüber in dem Vortheil, den Jeder über uns gewinnt, welcher uns einen Wunsch gewähren oder verweigern kann. Ohne daß er daran gedacht hätte dies zu benutzen, fühlte er sich der Freundin dennoch plötzlich nicht mehr so untergeordnet, als zu Anfang ihrer Unterredung, aber auch dieser Empfindung war er sich nicht klar bewußt. Es war ihm nur leichter zu Muthe, es schien ihm nicht mehr so schwer, Etwas aus sich zu machen, seit er sich daran erinnerte, in welcher Weise er der Vertraute der gefeierten Gräfin geworden

war, mit welcher Auszeichnung sie ihn behandelt hatte, und seit er in der Lage gewesen war, Anna die Erfüllung eines Wunsches abschlagen zu können. Kaum aber hatte er diese Selbstbefriedigung genossen, als er auch schon wieder das Bedürfniß fühlte, ihr angenehm zu sein, und als er aufstand, um sich zu entfernen, sagte er, indem er ihr die Hand reichte: Wenn ich morgen zu Ihnen komme, liebe Anna, so werde ich Ihnen melden können, welche Rathschläge der Doktor mir gegeben hat, und vielleicht habe ich dann meine Arbeit schon begonnen.

Diese Selbstüberwindung und dieser Entschluß hoben ihn aber in seinen eigenen Augen nur noch mehr, er richtete sich anders auf, er hielt sich anders als sonst, so daß es Anna, da er scheidend neben ihr stand, auffiel, wie groß er sei, und daß er kräftiger und männlicher geworden, seit den wenigen Monaten ihrer Bekanntschaft.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Herbst war fast zu Ende, die Weihnachtszeit nahe, als ein älterer Mann in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung in dem Vorzimmer des Chevalier Andraja das Erwachen desselben erwartete. Der Diener des Letztern beobachtete den Sitzenden mit einer gewissen Besorgniß, als fürchte er, das Warten könne ihm zu lange währen, und wirklich hatte derselbe schon mehrmals die Uhr herausgezogen und nach der Zeit gesehen, als der Diener das eben angekommene Journal von Rom auf den Tisch legte, dem Andern damit einen beruhigenden Zeitvertreib darzubieten. Der aber schob es bei Seite und sagte: der Herr Chevalier schläft lange. Er ist wohl gestern spät nach Hause gekommen?

Es war allerdings Etwas später als sonst! antwortete der Diener mit entschuldigendem Tone.

Also sehr spät! meinte der Fremde, wie Einer, dem das Recht des Tadels zusteht.

Nein, Herr Gaetano! Nein, Herr Intendant! versicherte der Diener, der Herr Chevalier sind jetzt immer bei guter Zeit zurückgekehrt, seit —

Seit er die Gräfin frequentirt? fiel ihm der Andre in die Rede.

Der Diener nickte bejahend. Also er besucht sie täglich? fragte der Intendant, er ist alle Abende dort?

Dort in ihrem Hause oder doch in ihrer Gesellschaft, wenn sie nicht zu Hause ist, Herr Intendant! Die Auskunft schien demselben nicht unlieb zu sein, und plötzlich aus seinem gehaltenen Tone zu einer herablassenden Vertraulichkeit übergehend, fragte er und was denken Sie davon Francesko?

Francesko zuckte die Schultern. Der Herr Chevalier waren sonst nicht besonderer Laune, wenn sie von der Frau Gräfin heimkehrten, jetzt ist das anders. Und neulich, als hier einmal die Rede davon war, daß der kleine Palazzo unter den Quatro Fontana zu verkaufen sei, da —

Da? wiederholte der Fremde. Da sprachen der Herr Chevalier davon, daß sie daran dächten, ihn zu kaufen und einzurichten.

Herr Gaetano nickte abermals, aber es wäre nicht leicht zu sagen gewesen, was dies Nicken zu bedeuten habe, wie denn Gaetano überhaupt nicht zu den Menschen gehörte, denen man es ansehen konnte, was sie denken und meinen. Es hätte das dem Haushofmeister und Vertrauten des mächtigen Kardinals auch übel angestanden.

Francesko überlegte noch, was es mit jenem Nicken des Haushofmeisters auf sich gehabt haben könne, als der Chevalier die Glocke zog. Der Diener eilte davon. Melden Sie mich und sagen Sie, daß ich gewartet habe! rief Gaetano ihm befehlend nach, als Jener in der Thüre des Schlafzimmers verschwand. Wenige Minuten später kehrte er mit der Antwort zurück, daß sein Herr den Herrn Intendanten ersuchen lasse, bei ihm einzutreten.

Die Wohnung des Chevaliers befand sich in einem jener Paläste, die seit vielen Jahren von ihren Besitzern verlassen, in ihrer verfallenen Herrlichkeit bald einen wehmüthigen, bald einen widerwärtigen Eindruck auf den Betrachter hervorrufen, je nach den Bewohnern, welche sie inne haben. Durch einen großen Saal, der das Wohnzimmer bildete, und in welchem moderne Möbel in geschmackloser Pracht und Anhäu-

fung mit dem alten gewaltigen Kamine, mit den verblichenen Tapeten und mit der immer noch werthvollen Malerei des Plafonds in grellem Widerspruche standen, schritt Gaetano in die Schlafstube des Besitzers. Das Zimmer war kaum weniger groß als das erste und ebenfalls mit Luxus eingerichtet. Ein türkischer Teppich bedeckte den ganzen Boden, Vorhänge von einem breitstreifigen Stoffe hingen vor den Fenstern, vor den Thüren und um das breite und niedrige Lager am obern Ende des Zimmers, vor welchem mehrere Pantherfelle ausgebreitet lagen. Divans umgaben die übrigen Wände, die mit alten und neuen Bildern geziert waren. Sie stellten großen Theils in freiester Weise schöne Frauengestalten und erotische Scenen dar, zwischen denen dann wieder geschmacklos genug die Originalporträts oder die lithographirten Bilder der berühmtesten Tänzerinnen hingen. Ein türkischer Morgenanzug lag vor dem Bette, in welchem Andraja, eben erst von kurzem, unruhigem Schlafe erwacht, den Boten seines Onkels erwartete.

Es war fast Tag gewesen, als er sich niedergelegt. Er hatte die ganze Nacht hindurch gespielt und verloren. Die Summe von zehntausend Franken mußte gezahlt werden, und noch ehe diese neue Schuldenlast

ihm erwachsen war, hatte er sich schon wieder in einer der Krisen befunden, in welchen sein Onkel ihm bereits vielfach zu Hilfe gekommen war, und in der er sich auch diesmal, obschon ohne große Hoffnung, an die Güte seines Verwandten gewendet hatte.

Den Kopf auf den Arm gestützt, die herkulische Brust halb entblößt, das dicke, krause Haar wirr in die Höhe gestrichen, saß er auf seinem Lager, und den Hochmuth, die Sorgen, die übernächtige Ermüdung hinter einer heitern Sicherheit verbergend, rief er dem Eintretenden zutraulich einen guten Morgen entgegen. Ihr Alten habt es gut, sagte er, daß Ihr so wenig Schlaf bedürft, während unser Einer grade am Uebelsten daran ist. Zu alt um wie die Jugend von ihren Thorheiten keine Ermüdung zu fühlen, und zu jung, um den angenehmen Thorheiten zu entsagen. — Er lachte, reckte sich in die Höhe, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, und fragte dann, wie viel Uhr es wäre?

Gegen eilf Uhr! sagte der Alte nachdrücklich, Seine Eminenz hatten mich zeitig abgesendet, und werden meine Rückkehr schon erwartet haben. Aber Andraja gab auf die Bemerkung keine Acht. Er schien gar nicht mehr daran zu denken, daß er eine

Bitte an seinen Onkel gestellt, daß er eine Antwort von ihm zu erhalten habe. Eilf Uhr! wiederholte er, das ist verteufelt spät. Das ist das Junggesellenleben! Das wird anders werden.

Der Haushofmeister schwieg und lächelte. Meine schöne Frau, fuhr Andraja fort, wird mich sehnsüchtig machen am Abende, die Ruhe bei ihr zu suchen, und begierig sie früh am Morgen wiederzusehen. Ich sage Ihnen Gaetano! wenn Sie auch lachen, ich freue mich auf die Ehe und auf die Häuslichkeit!

Gaetano nahm langsam eine Prise aus der Dose, die er selten aus der Hand legte, wenn er nicht vor seinem Herrn erschien, und sagte mit zustimmender Freundlichkeit: Herr Chevalier wissen, wie sehr seine Eminenz diese Wünsche und diese Freude theilen.

Er wird also, fuhr Andraja lebhaft dazwischen, mir geben, was ich für meine Einrichtung bedarf?

Der Haushofmeister verneigte sich. Das Geld steht zu Diensten!

Bravo Gaetano! rief der Chevalier sichtlich befriedigt, Sie wissen, daß mir daran gelegen ist das Geld zu haben, und ich meiner Seits kenne meinen Onkel genugsam, um Ihnen den Antheil nicht zu ver-

gessen, den Sie an seiner Willfährigkeit haben. Wann kann ich das Geld erheben?

Am Hochzeitstage steht es zur Verfügung! antwortete Gaetano mit derselben gehaltenen Höflichkeit, während seine grauen Augen trotz ihrer Freundlichkeit, lauernd den Chevalier bewachten.

Andraja fuhr empor. Am Hochzeitstage? rief er, was soll das heißen? — Meinen Sie, ich lasse mit mir spielen? — Glaubt der Alte, ich könne nicht Geld erhalten, auch ohne — — Er unterbrach sich jedoch plötzlich selbst, als bereue er seine Heftigkeit, und sprach gelassen, indem er wenigstens äußerlich sich in seine frühere Stimmung zurück zu versetzen strebte: mein Onkel, dünkt mich, hat nicht Grund an meinem Erfolg bei den Frauen zu zweifeln.

Nicht an Ihrem Erfolge, Signor! entgegnete der Haushofmeister ebenfalls im leichtern Tone, aber Eminenz waren auch jung in ihrer Zeit und haben vielleicht Gelegenheit gehabt, die Launen der Schönen kennen zu lernen. — Er sprach das mit großer Feinheit, der Chevalier gab ein beifällig zustimmendes Zeichen, dann entstand eine kleine Pause. Der Intendant erhob sich, als habe er nichts weiter auszurichten, der Andre überlegte mit schnellem Nach-

denken, was für ihn zu thun sei. Er hatte wie gesagt kaum noch darauf gerechnet, wieder eine Unterstützung und eine abermalige Tilgung seiner Schulden von dem Kardinale zu erlangen; es wäre also thöricht gewesen, auf die augenblickliche Hülfe zu bestehen, und durch Heftigkeit und Trotz die günstige Gesinnung seines Onkels zu verscherzen. Den feinen Gaetano merken zu lassen, daß neue Verpflichtungen seine beständige Geldverlegenheit gesteigert hatten, fiel dem Chevalier aber um so weniger ein, als er es längst gewohnt war, sich in üblen Lagen zu bewegen und sich zuletzt auf eine oder die andre Weise aus der Verlegenheit zu ziehen. Er blieb also in der Rolle der Heiterkeit, und sich auf seinem Lager zurecht setzend, als denke er sich zu erheben, sagte er: Drücken Sie meinem Onkel meine ganze Dankbarkeit für seine Großmuth aus, Gaetano! und sagen Sie ihm, wenn sein Neffe auf die Beständigkeit einer Frau rechne, so geschehe das nur, weil er die Mittel in Händen habe, sie ihre Unbeständigkeit bereuen zu lassen. Aber Scherz bei Seite! halten Sie das Geld parat! ich werde in kürzester Zeit mich in der glücklichen Lage befinden, es von Ihnen zu verlangen! — Er grüßte den Alten dabei verabschiedend, der mit

höflicher Empfehlung nach der Thüre schritt, als der Chevalier ihn zurückhielt.

Beiläufig, rief er ihn an, wie steht es in der Engelsburg? haben Sie von dem Prälaten, von Marcello Etwas gehört?

Nicht das Geringste! Wie käme ich dazu? Eminenz sind nicht von denen, die zu ihren Untergebenen sprechen! antwortete der Alte mit demüthiger Abwehr.

Sprechen! sprechen! wiederholte der Chevalier ungeduldig, als ob Signor Gaetano nur wüßte und erführe, was seine Eminenz ihm sagt! Als ob Signor Gaetano ein Provinzale wäre, der nicht Bescheid weiß auf dem Boden, auf welchem er sich befindet! Als ob Sie nicht zuerst Kunde gehabt hätten, sagte er noch verdrießlicher, weshalb ich mich überhaupt um den aufsässigen Phantasten kümmre, den meinethalben der Teufel holen könnte je eher je lieber!

Aber doch nicht vor Ihrer Hochzeit, Herr Chevalier? meinte der Alte mit einem Tone, in welchem die versteckte Bosheit den Sieg über den scherzhaften Antheil davontrug, welchen er darthun sollte.

Andraja hatte Veranlassung genug gehabt, sich beherrschen zu lernen, und wußte sich auch zusammen-

zunehmen, nur eine Schwäche war sein Meister geblieben, er war wie ein Neuling eitel und stolz auf sein gutes Glück bei den Frauen. Auch jetzt ließ er sich von dieser Eitelkeit verführen, und mit Wangen, welche der aufwallende Zorn geröthet hatte, wiederholte er hochmüthig: je eher je lieber!

Der Intendant verneigte sich in seiner gewohnten Weise, die ein für allemal, sein Uebereinstimmen mit den Worten dessen ausdrückte, der zu ihm redete, aber diese Zustimmung war in der Regel nur die süße Schaale, in welcher sich der Kern irgend einer bittern Antwort, einer unangenehmen Nachricht verbarg, besonders wenn er sich dem Chevalier gegenüber befand. Denn der geizige Verwalter des sparsamen Kardinals haßte in dem Chevalier nicht nur den hochmüthigen und leichtsinnigen Verschwender im Allgemeinen, sondern auch den einzigen Verwandten und Erben seines Herrn, über welchen einen unbeschränkten Einfluß zu gewinnen, Gaetano nur durch die Liebe des Kardinals für seinen Neffen verhindert wurde. Er hatte schon den Drücker des Thürschlosses in der Hand gehabt, als Jener sein wiederholtes: je eher je lieber! ausgesprochen, und in derselben Stellung verharrend, sagte er: Dazu kann Rath werden, Herr

Chevalier! Der Kommissarius, der gestern seiner Eminenz Bericht erstattete, als ich mich zufällig in dem Zimmer befand, um die Befehle seiner Eminenz zu erwarten, wollte wissen, daß das Fieber Monsignor Marcello's nicht gewichen sei, sondern vielmehr eine bedrohliche Wendung genommen habe, und daß man fürchte, es werde nicht mehr möglich sein, ihn vor die Kommission zu stellen! —

Und was sagte mein Onkel? rief Andraja, um seine Bestürzung über diese Nachricht zu verbergen.

Seine Eminenz hielten sich nicht dabei auf, sondern forderten die Fortsetzung des Berichtes! antwortete der Haushofmeister, und da Andraja ebenfalls wie sein Onkel bei der Nachricht schwieg, so empfahl sich Jener, und ging mit einer letzten Verbeugung von dannen.

In dem nämlichen Augenblicke sprang Andraja aber von seinem Lager auf, warf die Morgenkleidung über, ging in das Nebenzimmer und setzte sich nieder ein Billet zu schreiben. Er kam jedoch offenbar damit nicht wie er wollte zu Stande, denn nachdem er es zweimal neu begonnen hatte, zerriß er die Anfänge sämmtlich, und schellte seinem Diener, um sich ankleiden zu lassen. Die Toilette war für den Cheva-

lier sonst immer eine zeitraubende Handlung, und zugleich die Stunde, in welcher er mit seinem Kammerdiener die vorliegenden Angelegenheiten zu ordnen und ihm die nöthigen Befehle zu ertheilen pflegte. Heute aber schwieg er, außer daß er hie und da mit einem ungeduldigen Worte den gewandten Francesko zur Eile antrieb. Selbst auf dessen Frage, welche Weste, welche Kravatte sein Herr anzulegen wünsche, welchen Anzug er bringen solle? antwortete Andraja nur: den ersten besten Morgenanzug, aber schnell!

Das machte dem Diener ernste Bedenken. Ein Kavalier auf Freiersfüßen, der seine Erscheinung mit Gleichgültigkeit behandelte, mußte sich in schweren Verlegenheiten befinden, und Francesko kannte seinen Herrn und dessen Verhältnisse genugsam, um zu wissen, daß Nichts als Geldnoth ihn in so üble Stimmung bringen könne. Geldnoth war aber auch die einzige Sorge seines Herren, an welcher der Diener ehrlichen Antheil nahm, weil sie mehr oder weniger, in näherer oder fernerer Zeit ihren rückwirkenden Einfluß auf sein eigenes Schicksal haben konnte. Daß in Andraja's Kasse grade jetzt wieder Ebbe herrsche, hatte er gewußt. Er hatte ihn gestern am Abende die Börse füllen und in der Kassette untersuchen

sehen, ob vielleicht noch irgend in einem Behälter Geld oder Papiere zurückgeblieben wären. Bei seiner Heimkehr in der Nacht war bis auf einige kleine Silberstücke die Börse des Chevaliers leer gewesen, und der Intendant des Kardinals mußte keine neuen Hilfsmittel gebracht haben, denn noch lag die leere Börse auf demselben Flecke, kein Geld, keine Banknoten befanden sich auf dem Tische, und die Kassette stand offen da, wie der Chevalier sie am verwichenen Abende in seinem Schranke hatte stehen lassen. Es ist Zeit, daß es Ernst wird mit der Heirath! dachte Francesko, und eben darum erschrack er, wenn er sah, mit welcher Achtlosigkeit der Chevalier sich angekleidet hatte. Wenn die Gräfin ihn so sieht, mit dem matten Auge, mit den schlecht gepflegten Händen, sagte er sich, wie kann er ihr gefallen? Wie kann ihr ein Mann gefallen, der das Halstuch wie einen Strick um den Hals gebunden, und das Haar wie ein Karabinier in die Höhe gekämmt hat, statt es wie ein Kavalier in regelrechter Scheitelung von der Stirn hinunter nach dem Nacken theilen, und kunstgerecht nach beiden Seiten in feinem Striche bürsten zu lassen! Der Vortheil seines Herrn, seine eigene Ehre standen auf dem Spiele, und unfähig, seine Ansicht

zurückzurhalten, sagte Francesko: ich hoffe Excellenza gehen heute nicht — Er sprach den Satz indessen nicht zu Ende, denn Andraja fuhr ihm mit der kurzen und barschen Frage dazwischen, was er wolle? Vor diesem Tone wagte der Diener seine Bemerkung nicht zu wiederholen, und schnell auf einen Ausweg bedacht, meinte er: Excellenza greifen schon nach Ihrem Hute, ich hoffe Sie werden nicht ohne Frühstück ausgehen!

Der Chevalier hatte wirklich nicht daran gedacht, denn nur die Bezahlung seiner Spielschuld lag ihm am Herzen, und die Sorge, wo er die Mittel dazu finden solle. Indeß einem Untergebenen durch ängstliche Aufregung die Noth verrathen, in welcher man sich befindet, heißt ihm Gewalt geben über sich, und Andraja war kein Schwächling, der dies freiwillig über sich kommen läßt. Ich habe Kopfweh! entgegnete er, und wollte es mit Fasten zu kuriren suchen, indeß Ihr habt Recht! es ist besser zu essen. Gebt her!

Der Diener trug das Frühstück auf, der Chevalier setzte sich in gewohnter Weise vor demselben nieder, aber er trank nur wenig von der Chokolade, genoß ein Wenig von dem Brode, erhob sich dann

schnell, steckte die leere Börse und das eben so leere Portefeuille in die Tasche, empfing aus den Händen des Dieners Hut, Stock und Handschuhe, parfümirte dann noch schnell sein Taschentuch, und ging mit den Worten von dannen: ich komme erst am Nachmittage wieder! um sich auf gradem Wege zur Gräfin zu begeben.

Achtzehntes Kapitel.

In lastender Langsamkeit waren die Tage und Wochen für die Gräfin dahingegangen. An jedem Tage hatte sie gehofft, an jedem war ihre Hoffnung unerfüllt geblieben, und nur das Eine hatte jeder neue Morgen ihr gebracht, das unerwünschte Wiedersehen des Chevaliers, und das drückende Unglücksgefühl über die Herrschaft, welche ihre eigene Veranlassung ihm über sie gegeben hatte.

In den meisten Menschen und namentlich in den Frauen spuken oft, ohne daß sie es wissen, noch die Resultate und Erinnerungen an die Märchen ihrer Kindheit, neben dem sentimalen Aberglauben einer trügerischen Romantik fort; und wie in düstern Häusern sich immer wieder Raum findet für täuschende Einbildungen, so bleibt in Gemüthern, die nicht vollkommen durchdrungen sind von dem klaren Lichte der Vernunft, immer ein unheimlicher Fleck, in welchem

bei vorkommender Gelegenheit die Verblendung und der Selbstbetrug ihr Wesen treiben können, bis man es oft zu spät gewahr wird, welchen Mächten man Raum gegeben hat und wohin sie uns führen. Kleine Mädchen werden gerührt durch das Märchen von der Schönen, welche mit ihrem selbstverleugnenden Kusse das garstige Ungeheuer vom Zauberbanne erlöst, Jungfrauen lassen sich begeistern von Romanen, in denen ein Weib sich dem ungeliebten Manne ergiebt, um damit das Leben des Geliebten zu erkaufen, und Beide, Kinder und Mädchen, verbinden eigentlich keinen recht deutlichen Begriff mit der Sache, welche ihr Gemüth bewegt. Dennoch bleibt die freiwillige Selbstaufopferung, die übrigens auch mit dem Christenthume einen tiefen Zusammenhang hat, eine der Lieblingsvorstellungen des weiblichen Geschlechtes; und je leidensfähiger die Frauen sind, um so mehr verlangt es sie wenn nicht glücklich, so doch mindestens heroisch zu sein durch Selbstentäußerung.

Von der Stunde ab, in welcher die Gräfin den Chevalier zum Vertrauten Ihrer Liebe und Ihrer Wünsche für die Befreiung Marcello's gemacht, hatte sie das Bewußtsein nicht mehr verlassen, was sie damit gethan habe, und Andraja war dazu gemacht, sie ihre

Unklugheit bereuen zu lassen. Schon am folgenden Tage war er wiedergekehrt, und unter dem Vorwande ihr Auskunft über den Prälaten zu bringen, hatte er sie daran erinnert, wie sehr sie sich in seine Hände gegeben habe, wie es ihn nur eine Indiskretion, nur ein Wort koste, die Gefangenschaft Marcello's, welche er nicht mehr in Abrede stellte, zu schärfen, und die Gräfin selbst in eine Untersuchung und in deren üble Folgen zu verwickeln. Er hatte das nur erwähnt, um ihr zu sagen, wie glücklich ihn ihr Vertrauen mache, wie sehr er dasselbe verdiene, aber in allen seinen Betheuerungen hatte eine versteckte Drohung gelegen, aus den Worten seiner Ergebenheit hatte sie die Herrschaft hervorbrechen hören, die er sich schon jetzt über sie anmaßte, und die mehr und mehr zu gewinnen er entschlossen war. Unter dem natürlichen Vorwande, der Gräfin Nachricht von dem Gefangenen zu geben, sie im Zusammenhange mit dem Laufe der Angelegenheiten und der Untersuchung zu erhalten, hatte er täglich, und zwar immer in den Stunden, in denen sie sonst Niemandem Zutritt zu sich gestattete, den Eingang zu ihr zu erlangen gewußt. Früh am Morgen und spät am Abende war er gekommen, bis die ängstliche Will-

ährigkeit der Herrin die Dienerschaft daran gewöhnt hatte, Andraja als einen Berechtigten anzusehen, ohne daß Jene gewagt hätte, irgend einen Befehl zu geben, seiner Anmaßung eine Schranke zu setzen. Wer aber in seinem eigenen Hause nicht mehr rückhaltslos zu gebieten wagt, wer sich nicht vollkommen sicher fühlt, seinen Untergebenen gegenüber, der verliert mit wachsender Schnelle den Boden unter seinen Füßen, und wird abhängig von denen, deren Herr er sein sollte.

Die gänzliche Unmöglichkeit, anders als durch den Chevalier eine Kunde von Marcello zu erlangen, fesselte die Gräfin an ihn, und er war klug genug sie in einer Spannung zu erhalten, in welcher sie von einer Empfindung zur andern schwankend, zuletzt keines ruhig prüfenden Urtheils, keiner besonnenen Ueberlegung mehr fähig blieb. Bald nachdem er ihr die Anwesenheit des Prälaten in den römischen Gefängnissen eingestanden, hatte er ihr gesagt, daß derselbe krank geworden sei. Anfangs hatte die Gräfin dabei an die Möglichkeit einer List, einer Täuschung geglaubt. Der Argwohn hatte sich ihr aufgedrängt, daß man eine Krankheit des Gefangenen vorgebe, um später den Tod desselben ohne Aufsehen melden zu können; aber einige Tage darauf war Andraja

mit der Kunde von Marcello's besserem Befinden zu ihr gekommen, und auf Grund desselben hatte er sogar, freilich in kaum andeutender Weise, die Möglichkeit erwähnt, dem Genesenen zur Flucht die Hand zu bieten. Dann hatten die Mittheilungen wieder einen anderen Charakter erhalten. Der Chevalier hatte von Verhören, von strengerer Bewachung, von härterem Gefängniß, von den Mitteln geredet, durch die man äußersten Falles die Geständnisse der Rädelsführer zu erlangen wissen werde, bis er endlich der Gräfin die Nachricht brachte, daß Marcello von neuer, schwerer Krankheit befallen sei, ja daß er sich in Lebensgefahr befinde.

Die Lage der Gräfin war bei diesen wechselnden Berichten eine beklagenswerthe. Bei der ersten Kunde von der Gefangenschaft und von dem leidenden Zustande des Geliebten, hatte sie die scheue Frage gewagt, ob es möglich sei, Etwas zu seiner Erleichterung zu thun, ob Geld seine Aufseher zur Rücksicht für ihn bewegen könne? Der Chevalier hatte das erst vollständig in Abrede gestellt, dann hatten die Angst und die Thränen der Gräfin ihn zu der Aeußerung bewogen, daß Bestechung vielleicht nicht ohne Wirkung bleiben würde, daß es für ihn, für den

Neffen eines hochgestellten Mannes aber nicht thunlich sei, eine solche zu versuchen. Wolle die Gräfin ihn indessen zu seinem Onkel, dem Kardinale begleiten, so werde er seinerseits sich später auf ihre Bekanntschaft mit seinem Onkel berufen können, und dann wolle er sehen, ob er den Kommandanten der Engelsburg überreden könne, gegen eine Entschädigung dem kranken Gefangenen bessere Pflege und bevorzugende Sorgfalt zu gewähren. Zu diesem Zwecke hatte er die Summe angenommen, welche die Gräfin ihm dargeboten, und sie war nicht die letzte geblieben.

Von Tag zu Tage fortspinnend an dem Gewebe, mit dem er sie zu umgarnen suchte, hatte er sie allmälig zu allen Personen von Einfluß zu führen gewußt, mit denen er bekannt war, um die Gesellschaft zu der Annahme zu berechtigen, daß eine enge Verbindung zwischen ihm und der Gräfin bestehe; und mit gleicher Schlauheit hatte er es verhindert, daß sie selbst irgend wie ihre Fürsprache für Marcello anbrachte. Er hatte ihr bewiesen, daß sie ihm mit derselben Schaden bringen würde, daß es gerathener sei, er trete für den Prälaten auf, indem er ihn als seinen und als einen Freund der Gräfin schildre, und da sie Rede und Antwort auf solche Weise nur aus

dem Munde des Chevaliers vernahm, war es ihm leicht genug gewesen, sie in einer vollständigen Täuschung zu erhalten, selbst wenn die Umstände ihm weniger Hilfe geleistet hätten.

Anfangs nämlich, als die Gräfin die Krankheit des Prälaten noch für ein Vorgeben angesehen, obschon die Aussage des Knaben Antonio ihn leidend geschildert, hatte sie ihre Bedenken dem alten Lehrer Marcello's, dem Pater Salvatore anvertraut, aber grade dieser hatte ihr die Thatsache bestätigt. Ein ihm befreundeter Mönch, der die Apotheke des Hospitals besorgte, aus welcher auch die Arzneien für die Kranken in den Gefängnissen geliefert wurden, hatte es von dem Boten aus der Engelsburg erfahren, daß der im Volke wohlbekannte Prälat sich in derselben und zwar krank befinde. Es hatte der Gräfin also kein Zweifel mehr darüber bleiben können, und Andraja hatte seitdem den wesentlichsten Vorschub für die Erreichung seines Zweckes gewonnen.

In nicht zu fernen Zwischenräumen hatte er kleinere oder größere Summen von der Gräfin für die Erleichterung des Gefangenen gefordert, und sie waren ihm mit offenen Händen gegeben worden. Ohne bestimmte Versprechungen zu leisten, hatte er sie in die

Lage versetzt, viel, ja Alles von seinem Beistande zu erwarten, und obgleich er zuerst keinen andern Lohn begehrte, als das Vorrecht, sie zu sehen und sie zu begleiten, hatte er doch allmälig das Vertrauen, das sie ihm bezeigte, in eine Vertraulichkeit, die Vorrechte in Rechte zu verwandeln gewußt, ohne daß die Gräfin begriff, wie das geschehen war, ohne daß sie absah, wie sie sich dieser Zudringlichkeit entziehen könne, wollte sie Marcello's und ihre eigene Sicherheit nicht gefährden. Einem Ehrenmanne gegenüber sind Frauen, selbst wenn die Leidenschaft ihn beherrscht, nie in Gefahr, sich selber zu verlieren, neben einem Manne von dem Charakter des Chevalier, fand die Gräfin sich hilflos. Je mehr sie ihn fürchtete, je weniger wagte sie ihn zu erzürnen. Je angstvoller sie ihre letzte Hoffnung auf ihn baute, um so mehr fühlte er sich in der Lage, sie zu beherrschen, und wenn sie diese Knechtschaft unter dem Willen eines solchen Herrn auch als das größte Unglück empfand, so machte die Vorstellung, daß Marcello's Rettung, vielleicht sein Leben auf dem Spiele stehe, sie das Unerträgliche ertragen, sie das unverbrüchliche Schweigen bewahren, das der Chevalier ihr zu seiner Sicherung anempfohlen hatte.

Es war Mittag, als er die Wohnung der Gräfin erreichte. Ohne Anfrage, als sei er der Herr des Hauses, schritt er an dem Portier vorüber, die breite Stiege hinauf in den Vorsaal, in welchem die Besucher die Anmeldung zu erwarten pflegten. Aber trotz dem Zeichen, welches der Portier mit der Glocke gegeben hatte, war oben kein Diener anwesend, und nur ein junger, hübscher Bursche, der die Livree der Herrin trug, erschien in dem Entree. Andraja, der die ganze Dienerschaft der Gräfin kannte, und sie gewissermaßen schon als seine eigne betrachtete, hatte ihn nie zuvor gesehen. Mit schnellem Blicke maß er ihn von Kopf bis Fuß. Wer bist Du und wie kommst Du hierher? fragte er ihn herrisch.

Der junge Diener betrachtete ihn, als verstehe er nicht, was er wolle, aber er seines Theils wußte recht gut, wen er in dem Chevalier vor sich hatte. Seit derselbe den jungen Antonio einst in der Nacht über Monsignore Marcello ausgefragt, hatte der achtsame Bursche ihn im Auge behalten, und weder die Neigung der Gräfin für seinen Beschützer, noch das Gerücht von ihrer bevorstehenden Verheirathung mit dem Chevalier waren Antonio fremd geblieben, seit er als Bote und Schützling der Gräfin in dem Hause

aus und einging, in dessen Dienerschaft er seit ein Paar Tagen aufgenommen worden war.

Mit der Klugheit, welche ein angebornes Erbtheil der Kinder des italienischen Volkes ist, wich er der Frage durch die Gegenfrage aus, was zu des Herrn Diensten stehe?

Es steht zu meinen Diensten, daß Du Antwort giebst, wenn ich Dich frage! entgegnete der Chevalier, dessen Mißmuth endlich einen Gegenstand fand, auf dem er sich entladen konnte. Wie kommst Du hieher?

Die Frau Gräfin hat mich in ihre Dienste genommen, ihre Kommissionen in der Stadt zu machen und im Hause zu helfen! sagte Antonio. Seit wann? fragte der Chevalier. — Seit gestern Signor! antwortete der Knabe, es weislich vermeidend, der ganzen Zeit zu gedenken, seit welcher er von der Gräfin beschäftigt worden war.

Als der Knabe zu sprechen angefangen, war es dem Chevalier gewesen, als habe er diese Stimme einmal gehört, indeß er hatte Nöthigeres im Sinne, als darauf zu achten, und der Thüre zuschreitend, sagte er: melde der Frau Gräfin, daß der Chevalier Andraja sie zu sprechen wünsche.

Die Frau Gräfin ist für Niemand sichtbar! wendete der Knabe ein, dem die stattliche Livree, welche er zum erstenmale trug, das Selbstbewußtsein stärkte.

Sage, daß ich es sei, und daß ich die Gräfin sprechen wolle! wiederholte der Chevalier so laut und barsch, daß der Knabe es nöthig fand ihm Folge zu leisten auch gegen die gegebene Anordnung seiner Herrin. Indeß so schnell er in das Zimmer ging, und nach so kurzer Zeit er wiederkehrte, mußte sie den Chevalier doch zu lange gedünkt haben. Er hatte die Uhr herausgezogen, hatte sie mit der Pendüle verglichen, die sich auf dem Kamine des Vorzimmers befand, und trat Antonio mit einem ungeduldigen: Nun? — entgegen, als dieser in der Thüre erschien, sie für den Wartenden zu öffnen, während die Gräfin aus ihrem Kabinette in den Salon hineinkam, den Chevalier zu empfangen.

Sie sollten Ihre neue Dienerschaft besser präveniren, theure Gräfin! sagte er in einer Weise, die hart an Tadel gränzte, während er sich ihr nahte. Wenn man seine Thüre verbietet, muß man einen Ausnahmebefehl für seine Freunde geben. Der Bursche scheint mir überhaupt ungeschliffen zu sein. Wie kommen Sie zu ihm? —

Der Gräfin waren solche Anmaßungen des Chevaliers nichts Seltenes mehr, aber sie empörten sie immer auf das Neue, denn man wird es in gewissem Sinne leichter gewohnt, sich in wichtigen Dingen leiten und beherrschen, als sich in gleichgültigen beaufsichtigen und beschränken zu lassen. Gegen ihren Willen auffahrend, sagte sie: mich dünkt, Herr Chevalier, die Wahl meiner Dienerschaft und die Ordnung meines Hauses ständen mir noch frei! —

Sie hatte dabei nur an die wachsende Tyrannei gedacht, welche Andraja gegen sie ausübte, er hatte das auch wohl verstanden, aber er fand es gerathen, dies nicht zu zeigen, und ihre Worte nach seiner Absicht auslegend, sagte er plötzlich in ganz verändertem Tone: Wie süß klingt mir dieses „noch"! wie glücklich macht mich der Verrath, den Sie so lieblich an sich selbst begangen, theure Hedwig! — Er hatte dabei die Hand der Gräfin ergriffen und geküßt, nun hielt er sie und führte sie nach dem Sopha hin, auf dem er sie zwang, sich neben ihm nieder zu lassen, da er sich setzte ohne ihre Hand frei zu geben.

Die dreiste Verstellung, die listige Schnelle, mit welcher er ihr selber den Sinn ihrer eigenen Worte verkehrte, die Schlauheit, durch die er sie nöthigte an

seiner Seite Platz zu nehmen, während sie im Zorne gegen ihn war, steigerten ihre Entrüstung. Sie machte einen Versuch ihre Hand zu befreien, indeß der Chevalier hielt sie so ganz umschlungen, daß es ihr nicht gelang, und mit dem ganzen bittern Empfinden, das sie fühlte, sagte sie: Ich weiß nicht, welchen Verrath gegen mich selbst, Sie darin sehen, daß ich auch künftig Herrin meiner selbst und meines Handelns bleiben möchte! —

Sie hatte aber die Worte noch nicht vollendet als sie schon fürchtete zu weit gegangen zu sein und Andraja gereizt zu haben. Das gab ihrer Stimme eine ängstliche Bewegung, nahm ihren Zügen den Ausdruck des beleidigten Stolzes, und als sie zu dem Chevalier empor sah, bemerkte sie, daß sein Auge mit zärtlichem Lächeln auf ihr weilte. Sie würden das mir gegenüber nicht so frei behaupten, Theuerste! sagte er, wenn Sie nicht wüßten, wie sehr Sie auch meine Herrin sind, wie sehr ich auch in unserer Zukunft Ihr Sklave bleiben werde, trotz der Herrschaft, die Ihre Neigung mir zugesteht! — Er hatte es dabei zum erstenmale gewagt, seinen Arm um die Gräfin zu legen, und als diese beleidigt von diesem Beginnen und verwirrt durch seine unerschütterliche Sicherheit,

sich heftig erheben wollte, hielt er sie gegen ihren Willen fest, während seine Miene dabei nur noch an ruhiger Freundlichkeit gewann.

Chevalier! rief sie, während Zorn und Scham ihre Wangen rötheten, Chevalier! hören Sie mich und lassen Sie mich! — Das Gefühl ihrer Schmach trieb ihr die bittren Thränen in die Augen, Andraja sah es. Schnell entschlossen ließ er sie frei und sagte, als besinne er sich jetzt erst auf sich selbst: Sie haben Recht, es ist nicht Zeit an uns zu denken, während für den unglücklichen Marcello die Stunde der Gefahr und der Entscheidung da ist. Verzeihen Sie es der Leidenschaft, die mich fortriß. Um seinetwillen kam ich auch so früh!

Alles Blut war aus den Wangen der Gräfin gewichen, da sie sich in solcher Weise von einem quälenden Zustande in den andern versetzt fand: Reden Sie! reden Sie! rief sie, was ist geschehen — was ist geschehen?

Marcello ist leider von dem Arzte so gut wie aufgegeben! sagte der Chevalier.

Er ist todt! rief die Gräfin in ausbrechendem Schmerze und barg ihr Gesicht in den Händen.

Nein! nein! meine Seele! tröstete der Chevalier,

noch lebt Marcello, noch lebt unser Freund, und auf seine augenblickliche Gefahr baue ich den Plan seiner Rettung!

Die Zuversicht, mit welcher er sprach, fesselte und beherrschte sie. Sie überhörte die zärtliche Benennung, mit der er zu ihr redete, sie achtete nicht auf die Heuchelei in seinen Worten, nur auf Marcello's Noth und Befreiung war ihr Sinn gerichtet, und wie gebannt hingen ihr Ohr und ihr Auge an dem Arglistigen, der erst nach absichtlicher Zögerung seine Auskunft zu geben begann.

Marcello's Fieber ist wiedergekehrt und er soll sehr entkräftet sein! sagte er mit erheuchelter Sorge. Man hat ihn aus dem Krankenzimmer, in dem er sich mit Andern befunden, in ein besonderes Gemach gebracht, und zwar in Eines, das wie man mir berichtet, eine günstige Lage hat und weniger streng bewacht wird, weil man es nur denjenigen Kranken einräumt, denen ihr Zustand ohnehin die Flucht unmöglich macht. Gelänge seine Herstellung, so könnte von diesem Zimmer aus, noch am leichtesten —

Er könnte fliehen? rief die Gräfin in aufathmender Hoffnung.

Andraja wich der Antwort aus. Wenn Sie es

wüßten, was ich für Sie wage! sagte er, wenn Sie ermessen könnten, wie sehr ich Sie lieben muß, um meine Pflicht, meine Ehre, meine ganze Zukunft für die Erfüllung Ihrer Wünsche in die Schanze zu schlagen! —

Sehe ich es denn nicht? entgegnete die Gräfin, und fühlen Sie denn nicht, daß ich es Ihnen mit jedem Athemzuge danke? Wenn Marcello frei wird — wenn meine Seele befreit sein wird von der Angst um ihn, dann —

Dann bist Du mein! rief Andraja, ihre Rede nach seiner Absicht ergänzend, dann, wiederholte er, indem er ihre Hände ergriff und sie dadurch so nahe an sich heranzog. daß sie sich fast an seiner Brust befand, dann wirst Du Theure! wissen, was Du von der Liebe des Mannes zu erwarten hast, der solcher Wagniß für die Freundschaft fähig ist! — Er küßte sie dabei mit flüchtiger Lippe auf die Stirn, denn es lag ihm daran, sie an das Ertragen seiner Liebesbeweise zu gewöhnen, sie dadurch in ein Verhältniß hineinzudrängen, von dem ihr Herz Nichts wußte, und die Gunst, welche seine Anmaßung ertrotzte, später selbst ihr gegenüber als Zugeständniß ihres freien Willens darzustellen. Daß aber die Gräfin ihm in

diesem Augenblicke nicht zu wiederstehen wagen würde, davon fühlte er sich überzeugt.

Machtlos wie vor einem bösen Schicksal, die Arme müde am Körper herabgesunken, das Haupt traurig gesenkt, stand sie ihm gegenüber, aber er gönnte ihr nicht die Zeit zur Ueberlegung. Wie die Flucht unseres Freundes zu bewerkstelligen sein wird, weiß ich in diesem Augenblicke selbst noch nicht, sagte er. Es wäre denkbar, daß man ihn als gestorben bezeichnete, aber ohne die Nachsicht, ja ohne die hilfreiche Mitwissenschaft des Arztes, des Krankenwärters, selbst des Gefängnißkommandanten ist das nicht zu bewerkstelligen, und es ist nicht zu erwarten, daß diese Leute ihre Existenz auf's Spiel setzen, wie ich es für Sie Theuerste! mit der meinen thue. Man wird also warten müssen, bis Marcello selbst sich fortbewegen kann, aber auch dann wird ohne große Willfährigkeit von dritten Personen, die man zu erkaufen versuchen muß, Nichts zu machen sein, und alle Betheiligten kennen die Wichtigkeit des Gefangenen genugsam, sich ihre Dienste auf das Höchste bezahlen zu lassen.

Wenn das ihn befreien könnte! fiel die Gräfin ein, wenn nichts dazu nöthig wäre als dies?

Denken Sie sich die Sache nicht so leicht Geliebte! Es wird sich dabei nicht mehr um die kleinen Bestechungen handeln, mit denen wir dem Kranken hier und da eine Erleichterung, eine Hilfe verschaffen konnten. Das Gewissen der Menschen wächst und schärft sich mit ihrem Rang und Ansehen, meinte er lächelnd, und wenn ein Krankenpfleger, ein Gefängnißwärter einige Skudi brauchen ihre Zweifel zu beschwichtigen und Absolution dafür zu erlangen, so haben ein Doktor, ein Kommandant, Tausende nöthig, sich vor sich selber zu entschuldigen.

Sein beabsichtigter Scherz ging an der Gräfin verloren. Sagen Sie mir was nöthig ist, sprach sie dringend, denken Sie daß eine Stunde früherer Erlösung für ihn entscheidend sein kann, und zögern, sparen Sie nicht!

Wie großmüthig Sie sind! rief Andraja, aber in diesem Augenblicke nützt das Geld uns noch nicht auch reichen meine Mittel für die ersten Anforderungen aus. Sobald ich's nöthig habe, fordre ich von Ihnen, denn reich bin ich freilich nicht. Er warf die Bemerkung, wie eine bekannte und von ihm nicht weiter beklagte Thatsache mit Leichtigkeit hin, die Gräfin aber hielt sich an diese Worte, sei es, daß sie

ihm Glauben schenkte, oder daß sie seine Habsucht kannte, und vor allen Dingen ihn selber zu erkaufen wünschte.

Grade weil Sie nicht reich sind, sagen Sie mir wieviel Sie zu bedürfen glauben! wendete sie ein. Wenn der Augenblick käme, in welchem Sie das Geld nöthig hätten, wenn die Gelegenheit sich plötzlich böte, in welcher Sie es nützlich und annehmbar machen könnten, und Sie wären dann ohne die Mittel es anzubieten — wie sehr würden wir das bereuen. Nehmen Sie von mir, ich bitte Sie darum, eine Anweisung auf meinen Banquier, damit Sie für alle Fälle mit Geld versehen sind!

Ein kaum merklicher Zug von Freude glitt flüchtig über das Gesicht des Chevaliers. Er war angenehm überrascht, so leicht zu seinem Zwecke zu gelangen, aber die Aufwallung versank schnell in dem nachdenklichen Ueberlegen, dem er sich hingab. Die Gräfin wußte nicht worüber er nachsann, sie beobachtete ihn gespannt.

Sie haben Recht, sagte er nach einer Weile, das könnte zweckmäßig sein, das könnten wir thun. Geben Sie mir die Anweisung.

Die Gräfin eilte zu ihrem Schreibtisch. Wie soll ich sie ausstellen? fragte sie eifrig.

Wie Sie wollen, Beste! erwiderte er ihr gleichmüthig. Geben Sie mir carte blanche, oder stellen Sie den Wechsel auf eine beliebige Summe aus. Schreiben Sie zehn- oder fünfzigtausend Franken, wie Sie wollen. Stirbt der arme Marcello, und brauchen wir das Geld nicht, so ist die Anweisung bei mir gut aufgehoben; und haben wir Geld nöthig ihn zu befreien, nun dann wollen wir die Summe nicht bedauern, mit welcher Ihr Herz sich seine Ruhe und eine großmüthige Rache erkauft.

Er sprach das Ende dieser Rede wie ein Beschützer, wie ein väterlich nachsichtiger Freund, und er hatte von Anfang an geflissentlich „wir" gesagt, wenn es sich um die Zukunft der Gräfin, um ihre Absichten und um die Benutzung ihres Vermögens handelte. Als er die Gräfin die Feder zur Hand nehmen sah, rief er scherzend, während er sich mit einem Kupferwerke, das auf einem Seitentische lag, zu thun machte: Schreiben Sie die Summe nur nicht zu gering aus, damit man nicht denke, Sie bezahlen mir eine Spielschuld. Ich möchte um Alles nicht, daß man Sie, Theuerste! für eine Spielerin hielte. Stellen Sie den Wechsel auf zehn, zwölf-

tausend Franken aus, da gewinnt die Sache vor ihrem Banquier ein schickliches Ansehen.

Er setzte sich dabei ruhig vor den Kupferstichen nieder, er hatte jetzt vollkommen Zeit, es eilte ihn Nichts mehr. Als die Gräfin ihm die Anweisung aushändigte, steckte er sie ein, ohne sie zu betrachten. Sie war lange genug Herrin ihrer selbst gewesen, um zu wissen, wie man einen Wechsel ausstellt, er konnte sich also darauf verlassen, daß Alles in Ordnung sein würde. Er fragte gleichgültig, woher die Gräfin das vorliegende Werk erhalten. Er erzählte, daß er es schon bei seinem Onkel gesehen, den er in der Frühe besucht, und der ihm die schmeichelhaftesten Dinge für sie aufgetragen habe. Sie werden dem alten Herrn sein Alter und seine Kardinalswürde verleiden, fügte er scherzend hinzu. Ich glaube, er würde mir das Glück neben Ihnen mißgönnen, baute er nicht alle seine Hoffnungen für meine Bekehrung auf meine Unterwürfigkeit in Ihren Willen.

Die Gräfin antwortete, wie der Zwang der Verhältnisse es ihr auferlegte. Indem schlug im Vorsaale eine Uhr, der Chevalier erhob sich. Ich vergesse die Zeit und Alles neben Ihnen! rief er aus. Ich wollte um ein Uhr Jemand treffen, von dem ich

nähere Auskunft über Marcello's Zustand erhalten sollte.

Und wann erfahre ich was Sie erkunden? bat die Gräfin.

Heute Abend, Theuerste! antwortete er, wenn ich Sie abhole, um Sie in die Soiree zu begleiten, in welcher mein Onkel meine schöne Freundin zu sehen hofft. Uebrigens könnten Sie selbst ihm jetzt wohl sagen, daß es Sie freuen würde, wenn man dem kranken Marcello gütig begegnete. Seine Verwendung würde die wirksamste sein. Entkäme Marcello in Folge derselben, nun so wird ein Theil der Schuld auf die Schultern des alten Herrn gewälzt, auf welcher der rothe Mantel sie verhüllt. Und wie die Sachen jetzt stehen, jetzt wird Niemand mehr ein Arg haben an Ihrer Fürbitte für den Kranken, am Wenigsten wenn Sie dieselbe in meiner Gesellschaft thun und an meinen Onkel richten.

Er hatte dabei auf's Neue ihre Hand ergriffen und führte sie bis an die Thüre, als gäbe sie ihm das Geleite. Als er dieselbe schon geöffnet hatte und auf der Schwelle stand, sah er den Diener im Vorsaale, und in dem Augenblicke küßte er mit auffallender Zärtlichkeit der Gräfin die Hand und sagte heiter:

Adieu, Theuerste! heute Abend also, und unsere Angelegenheiten werde ich besorgen.

Auf heute Abend! erwiderte sie, und ging traurig in ihr Zimmer zurück, während der Chevalier das Haus verließ. Auf der Straße erst zog er die Anweisung aus der Tasche. Sie war auf zwölftausend Franken ausgestellt. Er lächelte, er war zufrieden mit sich. Vortrefflich! rief er aus, winkte einem Miethswagen und befahl dem Kutscher ihn zu dem Banquier der Gräfin zu fahren.

Neunzehntes Kapitel.

Anna hatte die ersten Monate in Rom keine Neigung verspürt, sich in das Treiben der Gesellschaft zu mischen. Rom selbst hatte sie zu sehr beschäftigt, und ihre Tage waren im Vergleich zu dem Leben, welches sie in ihrer Heimath geführt hatte, so bewegt und so anregend für sie gewesen, daß sie den Versuchen, sie in weitere Kreise hineinzuziehen, kein Gehör gegeben hatte. Jetzt, da sie vertraut geworden war mit den Gegenständen und mit den Personen ihrer Umgebung, fiel es den Bitten Flora's nicht mehr schwer, Anna zum Besuche des Balles zu überreden, welchen der fürstliche Kaufmann Torlonia veranstaltete, und zu dem auch Anna, wie die Meisten der an ihn empfohlenen Fremden, geladen war.

Sie hatte ein Jahr lang die Trauerkleidung um ihren Vater getragen, und dieselbe theils aus Ge-

wohnheit, theils der Bequemlichkeit wegen auch noch auf der Reise, und selbst in Rom beibehalten, so daß es ihr einen besonderen Eindruck machte, als sie bei dem Herannahen des Balles auch an ihre Toilette denken mußte. Da sie jedoch der lebhaften Farben entwöhnt, und ihr Geschmack für dieselben nie groß gewesen war, hatte es für sie keiner langen Wahl bedurft, und sie hatte ein weißes Kleid von schwerem Seidenstoffe für sich machen lassen. Sie kam sich fremd vor, als sie nach so langer Zeit sich zum erstenmale wieder geschmückt im Spiegel sah, aber sie hatte jene reine Freude an ihrem eigenen Anblick, welche der Schönheitliebende empfindet, wenn er das Schöne auch an sich selbst gewahrt. Denn es ist ein Gemeinplatz und wie alle solche nur eine halbe Wahrheit, daß man nur für Andere schön sein wolle, daß man sich einzig für das fremde Auge schmücke, daß in der Einsamkeit die Lust und das Verlangen vortheilhaft zu erscheinen, nicht beständen. Jeder in sich selbst beruhende und zum Genuß der Schönheit herangebildete Mensch hat vielmehr nothwendig das Bedürfniß, sich auch in der eigenen Erscheinung genug zu thun, und die Fähigkeit, Freude zu fühlen, nicht nur an seiner Schönheit, wenn eine solche ihm zu Theil

geworden ist, sondern auch an dem einzelnen Schönen, das er etwa besitzen mag.

Als Anna und Flora die Zimmerreihe im Palast Torlonia durchschritten hatten, und in den Tanzsaal hineinkamen, war der erste Tanz schon beendet, und die Paare traten auf's Neue zu einer Quadrille zusammen. Sie sahen Leontine am Arme des Chevaliers sich zum Tanze stellen, Flora fand sogleich einen Partner, und der Doktor bot darauf Anna den Arm, um sie in einen der Nebensäle zu führen, in dem sie hoffen durfte, Personen ihrer Bekanntschaft anzutreffen. So kamen sie an Oskar vorüber, der mit dem Hauptmann und mit dem Bildhauer Walther nahe an einer der Thüren stand, welche den Saal mit den Nebenzimmern verbanden.

Ist das Ihre Freundin? fragte der Hauptmann, der sie zuerst gewahrte, seinen jungen Freund mit angenehmem Erstaunen, die ist ja wie umgewandelt! Oskar und der Bildhauer drehten sich gleichzeitig nach Anna um, und waren Jeder in seiner Weise von ihrem Anblick getroffen. Sie erschien von ungewöhnlicher Schönheit. Ihre hohe Gestalt, ihre tadellos geformten Glieder, die blendende Weiße ihres Teints wurden in dem weißen Gewande, das Schul-

tern, Brust und Arme frei ließ, nur um so auffallender. Sie trug dazu eine Art von Diadem, das aus Gemmen zusammengesetzt war, in dem braunen, flach um die Stirne gelegten Haar; Nadeln und Spangen von derselben Art zierten das Kleid an der Brust, hielten die Aermel zurück, und umgaben ihre Arme. Die edle Einfachheit der Kleidung stimmte vollständig mit der besonderen Art ihrer Schönheit überein, und der Hauptmann sagte, indem er ihr nachschaute: ich hätte wahrhaftig nicht geglaubt Oskar, daß Ihre Freundin unter dem nonnenhaften schwarzen Kleide, solche prächtige Fülle und ein Paar so köstliche Schultern hätte.

Der Jüngling war schon durch den unerwarteten Anblick, durch die veränderte Erscheinung Anna's beunruhigt worden. Die Worte des Hauptmanns brachten ihn vollends außer Fassung, und seiner Aufwallung nicht mächtig, rief er: Wie dürfen Sie das wagen Kapitain?

Walther, der ihn bis dahin in seinem Gespräche mit dem Hauptmanne wenig beachtet hatte, sah ihn mit ernster Befremdung an, aber Saint Armand, der nach seiner Gewohnheit Oskar immer nur im Tone der Belehrung, oder eines leichten überlegenen Spot-

tes behandelte, meinte: nun es wird doch noch erlaubt sein, von einer Frau zu sagen, daß sie schöne Schultern habe, auch wenn Sie sie verehren lieber Oskar!

Anna ist keine Künstlerin, an die Jeder ein Recht zu haben glaubt, weil er ihren Anblick bezahlt! sagte der Jüngling noch heftiger, ohne in seinem Zorne zu bedenken, daß er dem Hauptmanne, der für den erklärten Bewerber Leontinens galt, damit eine Kränkung, ja eine förmliche Beleidigung zufügte. Aber Saint Armand war zu besonnen und zu weltklug, um sich von der Aufwallung eines Jünglings, und obenein seines Pflegebefohlenen, zu einer Uebereilung hinreißen zu lassen, besonders da er die Mittel besaß, denselben durch eine Zurechtweisung von jeder Gleichstellung mit sich selbst auszuschließen. Lieber Oskar! sagte er also halblaut, doch deutlich genug, um von Walther verstanden zu werden, man tritt einer verehrten Frau viel mehr zu nahe, wenn man sie so leidenschaftlich vertheidigt, als wenn man ihre Schultern oder überhaupt ihre Reize lobt, die sie selbst ja unserer Bewunderung darbietet.

Auch Walther, dem Oskar in diesem Augenblick durch sein Betragen, das ihm als Anmaßung erschien,

sehr mißfällig wurde, legte sich in das Mittel, und um jede weitere Aeußerung desselben wo möglich abzuschneiden, sagte er: Sie haben ganz recht, lieber Kapitain! Das Fräulein hat auch mich heute in Erstaunen gesetzt. Als ich ihr hier in Rom nach langen Jahren wieder zum erstenmale begegnete, fand ich sie natürlich verändert, aber heute überrascht sie mich durch ihre Schönheit, und ich habe sie doch in der Zeit ihrer vollsten Blüthe, in ihrer ersten Jugend gekannt.

Die Unterhaltung war damit völlig von Oskar abgelenkt, die beiden Männer, beide ihm in jedem Betrachte überlegen, hatten ein leichtes Spiel gehabt, und er stand da in seinem Zorn, in seiner Entrüstung, ohne die Möglichkeit sich zu vertheidigen. Aber er war doch entschlossen fürs Erste seinen Platz zu behaupten, denn er sah ein, daß er mit seiner Entfernung den Andern den Raum gäbe, ihn zu belächeln, und das wollte er vermeiden. Erst als das Gespräch sich nach seiner Meinung so vollständig von seiner Freundin abgewendet hatte, daß ihn eine Rückkehr zu derselben nicht mehr wahrscheinlich dünkte, verließ er die Männer. Walther sah ihm nach.

Wer ist der junge Mann eigentlich? fragte er,

und drückte damit nur zu deutlich aus, wie wenig er ihn bisher beachtet habe.

Der Hauptmann gab ihm die Antwort mit der Gemessenheit, welche sein Verhältniß zu Oskar ihm auferlegte. Wie kommt er zu der Freundschaft für das Fräulein? fuhr der Andre in der früheren Weise zu fragen fort.

Der Hauptmann zuckte die Achseln. Ich nannte das Fräulein seine Freundin, weil doch jedes Ding einen Namen haben muß, und Freundschaft ist ein so bequemes Wort. Er hat sich ihr in einer seiner Aufwallungen hingegeben, sie hat ihn vielleicht aus Laune angenommen. Rechnen Sie dazu von seiner Seite Gutmüthigkeit und Müssiggang, von ihrer Seite die Herzensleere eines alternden Mädchens und die Neigung zu humanitären Bestrebungen — das hält denn so eine Weile zusammen, ohne daß sie selber wissen, was sie mit einander sollen, oder was sie von einander wollen. Dazu hat das Fräulein meist die schöne Flora neben sich, die auch einen lebhaften Eindruck auf meinen jungen Begleiter gemacht hat, vielleicht aber ohne daß er selbst dies weiß.

Er fügte Nichts weiter hinzu, es traten auch dritte Personen an sie heran, aber jetzt hatte Walther gegen

den Hauptmann eine Mißempfindung, die freilich nicht dem aufwallenden Zorne des jungen Mannes glich, obschon sie quälend genug war. Er hatte Anna in dem Glanze der Jugend verlassen, er fand sie immer noch schön. Daß er jetzt von ihr wie von einer alternden Person reden hörte, schmerzte ihn. Unwillkührlich fiel es ihm ein, daß sie ihre Jugend um seinet willen verloren habe, und es machte ihn zugleich auf die Reihe von Jahren aufmerksam, welche jenen frühern Zeitpunkt von dem gegenwärtigen trennten. Zum erstenmale erschien es ihm als etwas Trauriges, daß seine dreißiger Jahre zu Ende gingen, daß er sich dem vierzigsten Lebensjahre näherte. Mitten in der Lust des Festes, bei den Klängen der heitersten Tanzmusik dachte er fast mit Schrecken daran, daß voraussichtlich die ersten zwei Drittheile seines Lebens für ihn verflossen wären, daß ihm nur ein Drittheil noch übrig sei. Seine Arbeitsplane, seine Schöpferkraft waren reicher, lebhafter als je zuvor, er fühlte sich in der Kunst immer noch als einen Werdenden, weil er noch große Entwürfe hegte, und allem diesem Wollen und Streben stand die eigene Endlichkeit plötzlich drohend gegenüber. Es war eine höchst lästige Stimmung, um so lästiger, als sie im

grellen Widerspruche mit der Umgebung stand. Und diesen ganzen häßlichen Eindruck verdankte er, wie er meinte, Niemandem als dem Jünglinge, der ihn mit seiner kindischen Gereiztheit um alle gute Laune gebracht hatte. Eine Mißstimmung hat aber immer Aussicht überwunden zu werden, wenn man sie auf ihre erste Ursache zurückführen kann, ja sie ist eigentlich kaum noch vorhanden, sobald sie anfängt sich in einen bewußten Aerger über einen Dritten zu verkehren.

Der alberne Bursche amüsirt sich vielleicht vortrefflich, während ich hier Betrachtungen anstelle, bei denen Nichts herauskommt! dachte der Bildhauer, und es kam ihm nun eben so schnell ganz thöricht vor, daß er sich irgendwie im Zusammenhange oder gar in einem Vergleiche mit Oskar habe denken können. Er mußte sehen, was dieser in dem andern Saale angefangen hatte, und zu seiner Verwunderung fand er ihn fern von Anna in einer Fensternische stehen, aus der er unverwandt zu ihr hinüberblickte.

Eben noch war Walther über seine vorgeschrittenen Jahre erschrocken, jetzt dünkten ihn Oskar und dessen blöde Jugend äußerst komisch, und er fühlte mit

Befriedigung die eigne reife Männlichkeit. Er hatte Anna seit dem ersten Begegnen in seiner Werkstatt nur einmal am dritten Orte bei einem Besuche wiedergesehen, jetzt, als er vor sie hintrat, bat er sie plötzlich und ohne vorher daran gedacht zu haben, um den Walzer, zu dem man sich eben ordnete. Er hatte seit Jahren nicht mehr getanzt, auch Anna hatte dem Tanze schon lange entsagt. Die Kränklichkeit ihrer Mutter hatte sie früh von den Lustbarkeiten fern gehalten, die ihr dazu Gelegenheit geben konnten, und später hatte sie in ihrer Verlassenheit und Traurigkeit natürlich zum Tanzen keinen Antrieb gefühlt. Aber die schwungvolle Musik weckte auch in ihr die Lust am Tanze heute plötzlich auf, und es schien ihr etwas ganz Natürliches, als sie an Walthers Hand in die Reihe der Tänzer eintrat, und in seinem Arme, von den belebenden Tönen getragen, sich einmal wieder selbst in der rhythmischen Bewegung des Walzers genoß. Sie kam dadurch vollständig über die Unfreiheit fort, welche sie bisher in Walthers Nähe gefühlt hatte. Erst nachdem sie in den allgemeinen Kreis der wartenden Paare zurückgetreten waren, dünkte es sie wunderbar, daß sie jetzt in Rom sei, daß sie mit Walther tanze, und als er-

rathe er ihre Gedanken, sagte er: erinnern Sie sich wohl, wie wir einmal bei einem Polterabende im Mondenschein auf einem Rasenplatze walzten? Es liegen zwischen jener Zeit und dem heutigen Tage für uns Beide so viel Erlebnisse, so viel ernste Erlebnisse, fügte er mit einem unwillkührlichen Seufzer hinzu, und doch ist es mir in diesem Augenblicke, als wäre jenes Fest uns noch nahe, und ich sehe die ganze damalige Versammlung noch so deutlich vor mir, daß ich sie zeichnen könnte.

Ihre Zeichnung würde nur jetzt nicht mehr zutreffen, wendete Anna heiter ein, indem sie eifrig die Erinnerung an ihre eigene Vergangenheit zu meiden strebte, Ihre Zeichnung würde nicht mehr zutreffen, denn die damals so schönen Brautleute haben sich in ein sehr korpulentes, behäbiges Ehepaar verwandelt, das inmitten einer großen Familie an das Tanzen nicht mehr denkt! — Aber die Munterkeit, mit welcher sie sprach, war ihr nicht natürlich. Walthers Ausspruch über das schnelle Hingehen der Zeit, hatte sie grade im Gegensatze daran gemahnt, wie langsam die Jahre ihr entschwunden waren. Er faßte jedoch nur die heitre Seite des Berichtes auf, und sagte mit guter Laune: es ist eine Unart von unsern

Jugendgenossen, wenn sie uns durch ihre großen Kinder und ihr eignes frühes Altern daran erinnern, daß wir nicht mehr so jung sind, als wir uns empfinden! Heute grade, wo ich auf die sonderbarste Weise in eine gewisse Trübseligkeit über das Herannahen meines vierzigsten Jahres versetzt worden bin, heute nehme ich es mir fest und bestimmt vor, gar nicht zu altern.

Wie wollen Sie das anfangen? fragte sie.

Ich werde mich gegen das Alter wehren, wie gegen jeden andern Feind! gab er zur Antwort, denn das Alter ist in der That ein Feind, und zwar einer der gefährlichsten, weil er so unmerklich heranschleicht, und weil er uns das eigentliche Leben nimmt. — Er hatte die Aeußerung scherzend hingeworfen, aber wie das oft geschieht, wurde er durch das Aussprechen eines Einfalles erst auf dessen Bedeutung achtsam, und darüber mit schnellem Sinne nachdenkend sagte er: die Hauptsache ist, daß man sich gar nicht um sein Alter kümmert.

Schlimm nur, daß wir Frauen von außen her daran erinnert werden, meinte Anna, daß der Spiegel selbst es uns sagt! — So wie sie diese ehrlich gemeinten Worte aber ausgesprochen hatte, erschrak sie

darüber, denn sie fühlte, daß sie heute in ihrem Munde wie eine Koketterie, wie die Herausforderung zu einer schmeichelnden Entgegnung klingen mußten. Sie wurde roth, sah dadurch noch schöner und jünger aus, und Walter sagte: ich glaube es geschieht dem Spiegel ein sehr großes Unrecht, wenn man ihn der Jugend verbietet, und wenn das Alter ihn fürchtet.

Sie fingen darüber Beide zu lachen an, weil es sich wie ein trübseliger Trost für Anna ausnahm, und erklärend fügte der Bildhauer hinzu: ich meine nämlich, das Christenthum hat den Menschen die rechte Liebe für ihren Körper und den rechten Respekt von der eigenen Schönheit genommen, indem es das Irdische und Körperliche verdammte. Man sollte die Kinder vielmehr gewöhnen, täglich ein Paar Mal sich ruhig im Spiegel zu betrachten, man sollte sie aufmerksam machen auf das Angenehme, was sie in ihrem Aeußern haben, und auf dasjenige, was ihnen mangelt, damit sie das Gute zu erhalten und das Fehlende durch ihr Mienenspiel zu ersetzen suchen. Denn daß der Mensch bis zu einem gewissen Grade auch der Bildner seiner eigenen äußern Erscheinung werden kann, ist für mich grade durch das Aufmerken auf die Menschengestalt zweifellos gewiß. Vergleichen

Sie nur Ihre eigene ruhige Schönheit, Ihre reine Stirn, Ihren mildgeschlossenen Mund, mit den Zügen der Frauen, die ein durch Leidenschaft verwirrtes Leben führten, oder gar mit den Gesichtern der großen Mehrzahl jener Frauen aus den Mittelständen, deren ganzes Dasein in einer oft vielleicht nothwendigen, aber doch kleinlichen Unruhe, in einem mißmuthigen Beaufsichtigen ihrer Umgebung vergeht, und Sie werden selbst sehen können, was ich meine.

Das Lob, welches er ihrer Schönheit spendete, war weit entfernt von dem Tone der Galanterie. Er sprach ganz aus dem Sinne der ruhig genießenden Betrachtung heraus, zu welcher der gebildete Künstler durch seinen Formensinn geführt wird, und die er eben auch im Allgemeinen jetzt von den Menschen gefordert hatte. Dennoch machte es Anna große Freude, und weit entfernt von der schlechten Sitte, ein ehrlich gespendetes Lob mit falscher Demuth abzulehnen, erwiderte sie: ich glaube nur, daß Sie den Menschen und im Besonderen den Frauen Unrecht thun, wenn Sie ihnen die Spuren ihrer schlimmen Erlebnisse, als ein Selbstverschuldetes zur Last legen.

O nein! rief Walther, wenn die Menschen Selbstachtung statt Eitelkeit besäßen, würden sie ein Wider=

streben fühlen, sich durch den festgehaltenen Ausdruck vorübergehender Affekte, sei es Zorn, Verdruß, Unruhe, Aerger, das Gesicht zu verzerren. Und da bei dem Menschen seine Tugenden wie seine Laster zum großen Theile Sache der Gewöhnung, der Selbsterziehung sind, so bin ich überzeugt, daß eine Gewöhnung zu irgend einem unschönen Gesichtsausdrucke, allmälig rückwirkend, auch die üble Eigenschaft in uns entwickelt, der sie entspricht. So daß Jemand, der sich verdrießlich auszusehen erlaubt, wenn er einmal verdrießlich gewesen ist, leicht dahin kommen kann, es immer öfter und endlich ganz und gar ein mürrischer Mensch zu werden; während das Bestreben im Aeußern nicht verdrießlich zu erscheinen, gewiß gleichzeitig zu einem vielleicht unbewußten Kampfe gegen die üble Stimmung führen muß.

Aber das hebt doch immer das Aelterwerden, das äußerliche Altern noch nicht auf! wendete Anna ein.

Nein, entgegnete er, es nimmt dem Altern nur seine erschreckende Seite, es nimmt ihm die Unschönheit. Denn das wird Jeder einräumen, daß jedes Alter seine eigne Schönheit haben kann und hat, daß eine schöne Matrone, ein schöner Greis wirklich durch Schönheit erfreuen, daß sie uns Künstlern ein Ideal-

Typus werden können, so gut wie die Jugend. Und — fügte er hinzu — die Hauptsache ist, daß man sich nicht in die bestimmten Alterskategorien hineinzwängen, sich darin nicht durch die Ansicht Anderer oder durch die Konvenienz der Welt unterjochen läßt, daß man sich nicht altern läßt, weil es für die Masse nicht als schicklich gilt, über gewisse Jahre hinaus noch jung zu sein. Das, was mit dem innern Bedürfen eines Jeden im wirklichen Zusammenhange steht, aus ihm hervorgeht, das ist in jedem Alter das Angemessene für ihn. Ich hatte zum Beispiel Unrecht dem Tanze seither zu entsagen, weil er sich für einen angehenden Vierziger nicht recht mehr passe, da ich eben fühle, daß er mir noch ein wirkliches Vergnügen gewähren kann.

Er schlang dabei seinen Arm um Anna, und als sie zum zweiten Male durch den Saal hinglitten, fröhlich alle Beide, sagte er: wer weiß ob wir heute nicht heiterer sind als auf jenem Polterabend, ob wir nicht doppelten Genuß grade heute haben, weil wir uns neben dem eigentlichen Genusse auch noch an unserer Genußfähigkeit erfreuen. Ist man doch immer jung, so lange man genießen und gefallen kann!

Anna hatte, wie die meisten Menschen, die immer in engen Verhältnissen leben, bisher auch über die

bestimmten Schranken und Grenzen der verschiedenen Lebensalter feste, das heißt auf Treu und Glauben angenommene, ererbte Ansichten gehabt, und sich etwas damit gewußt, diesen nachgelebt, und deshalb, wie man es nennt, der Jugend den Abschied gegeben zu haben, ehe diese selbst Abschied von ihr genommen hatte. Jetzt plötzlich leuchtete es ihr ein, daß dies nicht das Richtige gewesen sei, und mit dieser Einsicht, mit dem Augenblicke, in welchem sie aufhörte, das Jugendgefühl als etwas Unerlaubtes in sich zu unterdrücken, war es wieder frisch und kräftig in ihr da, während sie zugleich die alte unwillkührliche Unterordnung unter die Meinung und Ansicht Walther's fühlte, den sie nicht nur als den Erwecker ihrer Jugendlust, sondern recht eigentlich als deren Erzeuger ansah. Frauen werden nie unabhängig von der Liebe für einen früher geliebten Mann, wenn nicht ein geliebterer sie davon befreit, und schon in dieser Stunde war Anna wieder gänzlich von ihrer alten Leidenschaft für Walther unterjocht und beherrscht. Sie hatte plötzlich wieder eigene lebhafte Wünsche, sie hatte eine Spannung, eine unruhige Sehnsucht, die sie glücklich machten, sie war einmal wieder so sehr mit sich beschäftigt, daß sie der Anderen, an denen sie bisher

so regen Antheil genommen hatte, kaum noch gedachte, sie war jung und froh und voller Schwung und Lust.

Als Walther sie verlassen hatte, kam Oskar zu ihr. Er sah unmuthig aus, sie fragte ihn, ob er sich nicht amüsire?

Gar nicht! gab er ihr zur Antwort. Ich wollte, wir wären bei Ihnen zu Hause.

Nicht doch! rief Anna, zu Hause können wir ja morgen und immer wieder sein. Mich unterhält der Ball, mich belustigt der Tanz.

So tanzen Sie mit mir! bat Oskar, und das Blut wallte ihm auf, als er den Wunsch ausgesprochen hatte.

Mit Oskar in die Reihe zu treten, kam ihr befremdlich vor. Tanzen Sie doch lieber mit Flora! sagte sie ablenkend und zuredend.

Er antwortete nicht darauf, sondern wendete sich schnell und offenbar beleidigt von ihr fort. Sie sprach ihn darauf wieder freundlich an, er beachtete es aber nicht, nahm seinen Hut und verließ den Saal. Seine Empfindlichkeit und Heftigkeit verdrossen sie, und doch war es ihr leid, sie hervorgerufen zu haben. Sie sah sich nach dem Hauptmann um, ihn Oskar nachzusenden, aber er war in einem der Nebenzimmer

mit Leontine von einem Gespräche gefesselt, das nach dem Ernste ihrer Mienen offenbar nicht die Vorgänge des Balles betreffen konnte. Als sie jedoch Anna in ihrer Nähe bemerkten, standen sie auf und gingen ihr entgegen. Saint Armand machte ihr gewandt ein Kompliment über ihr Erscheinen, und Leontine rief in ihrer unumwundenen Weise: Ich habe Ihnen ja immer gesagt, Sie würden mich Alle gar nicht mehr schön finden, wenn Anna einmal aus ihrer Trauerkleidung, wie die Sonne aus den Wolken, hervorkommen und vor Ihnen stehen würde. Es hat mir wirklich oft Kummer gemacht, wenn ich sah, wie sie Morgens mit ihrer Schönheit immer wieder in die dicken, schwarzen Trauerkleider untertauchte. Nun Sie diese aber endlich von sich gethan, liebste Anna! nun muß ich auch darin meinen Willen haben, daß ich Sie mit der Gräfin bekannt machen darf, die schon lange darnach verlangt hat, Sie zu sehen.

Anna konnte, da sie einmal in der großen Gesellschaft erschienen war, keinen Grund mehr haben, jene Vorstellung abzulehnen, ja es hätte ihr dieselbe eigentlich gelegen kommen müssen, weil Walther zu dem engeren Umgangskreise der Gräfin gehörte. Aber sie war zu aufgeregt um eine solche Berechnung zu machen,

und zu verstimmt durch Oskar's Verschwinden, nach welchem der Hauptmann sich in Folge ihrer Erzählung vergebens umsah, als daß ihr die Begegnung mit der Gräfin in diesem Augenblicke ein wesentliches Interesse hätte einflößen können. Sie sprach gleichgültig nachgebend ihre Bereitwilligkeit zu der Vorstellung aus, und sie gingen in das Zimmer, in welchem sie die Gräfin vermutheten. Leontine war nämlich durch eine Empfehlung gemeinsamer Freunde gleich bei ihrer Ankunft in Rom mit der Gräfin bekannt geworden und diese hatte sich der Künstlerin schneller als es sonst in ihrer Art lag, angeschlossen.

Leontine hatte dazu die Veranlassung gegeben. Schon nach den ersten Begegnungen mit der Gräfin hatte sich ihr die Ueberzeugung aufgedrängt, daß dieselbe ein schweres Leid zu tragen habe. Von dieser Ueberzeugung bis zu dem Wunsche, die Ursache desselben und das Schicksal der Gräfin zu kennen, war für sie nur ein Schritt gewesen, und es hatte sie nur geringe Mühe gekostet, ihre Neugier zu befriedigen. Denn Verbindungen wie die der Gräfin mit dem jungen Prälaten bleiben in der Gesellschaft kein Geheimniß, und Wohlwollenden wie Abgeneigten ist der Bruch einer solchen nicht lange zu verbergen, am

Wenigsten, wenn er wie in diesem Falle, mit Ereignissen zusammentrifft, auf welche die allgemeine Theilnahme ohnehin gerichtet ist. Bei dem Interesse und der Erregung, welche der fruchtlose Aufstand in der Romagna und das Verschwinden Marcello's hervorgerufen, konnte es nicht fehlen, daß selbst die fremde Künstlerin darüber sprechen hörte, und die Gräfin war dem Prälaten zu lange und zu enge verbunden gewesen, als daß nicht ihr Name sich den Unterhaltungen hätte beimischen sollen, in denen man seiner und seines Looses gedachte. Aber die Urtheile, welche man über sie fällte, waren ihr nicht günstig, denn man wußte zwar viel Wahres über ihr Verhältniß zu Marcello, jedoch nicht die Wahrheit. Ihre gegenseitige Liebe hatte man gekannt, von der Entsagung Marcello's, von der Trennung der Liebenden, wußte und konnte man Nichts wissen. Die Leidenschaft für einen edlen Römer hatte man bei der schönen Fremden sehr begreiflich gefunden, man hatte es selbst übersehen, daß dieser Römer dem geistlichen Stande angehörte, aber das Verhalten der Gräfin nach dem Verschwinden Marcello's, nannte man treulos, tadelte man hart. Man hatte erwartet, sie werde sich zurückziehen, man würde es verstanden haben, hätte

ihr Schmerz sich in unthätiger Versunkenheit gezeigt, man wäre dann bereit gewesen sie zu trösten, und zwar um so mehr, als die römische Gesellschaft an Marcello's Schicksal selbst mit dem Herzen Antheil nahm. Statt dessen gewahrte man, daß sie sich einem Nicht-Italiener, einem Emporkömmlinge anschloß, der in seinem zügellosen Leben kein anderes Verdienst hatte, als der Neffe eines der Nationalerhebung feindlichen Kardinals zu sein, und den man schon um dieser Verwandtschaft willen gern gemieden hätte, wäre man nicht gezwungen gewesen, ihn grade wegen derselben zu sehen und zu ertragen.

Die Frauen von Empfindung, die Männer von Ehre verurtheilen die Gräfin deshalb einstimmig. Man schalt sie wetterwendisch, treubrüchig in doppeltem Sinne, und grade weil man früher rücksichtsvolle Duldung gegen sie geübt hatte, hielt man sich jetzt nur um so mehr befugt und berechtigt, ihr diese Nachsicht zu verweigern und sie zu verdammen, obschon Niemand sich getraute, sie um die Gründe ihres Handelns zu befragen, die aufzuklären ihr ohnehin kaum möglich gewesen sein würde.

Diese augenblicklich so mißliche Lage aber hatte Leontine grade zu der Gräfin hingezogen. Sie

hatte an sich und an Andern die Härte der Menschen erfahren, die gezwungen nach dem Scheine zu urtheilen, sich aus dieser traurigen Nothwendigkeit eine Tugend machen. Alle Eigenschaften und alle Schwächen Leontinens, ihre Herzensgüte, ihre Rastlosigkeit, ihr Gerechtigkeitsgefühl und ihr Trotz gegen das Hergebrachte, ihre Lust am Abenteuerlichen und ihr selbstgewisser Muth hatten sie also angespornt, sich der Gräfin mit offenem Herzen und mit offenen Armen entgegenzubringen. Wo sie aber trösten, stützen, gewinnen wollte, war Leontine unwiderstehlich, und da die Gräfin sich ihr in ruhiger Verfassung kaum entzogen haben würde, so war es nur natürlich, daß sie sich jetzt, wo durch den Eifer ihrer neuen Bekannten ihrem innersten Bedürfnisse entsprochen wurde, derselben mit schnell wachsendem Vertrauen hingegeben hatte. Es verging bald kein Tag, ohne daß die Frauen einander sahen, ohne daß Leontine von den Hoffnungen erfuhr, welche die Gräfin für die Befreiung des Prälaten, von den Befürchtungen, die sie vor der Werbung und vor der gewaltsamen Entschlossenheit des Chevaliers hegte, ohne daß sie Rath und Trost ertheilte.

Anfangs hatte Leontine die ihr anvertrauten Geheimnisse sorgfältig bewahrt, aber wie ihre Einsicht

in die Verhältnisse der Gräfin und zugleich ihr eigenes Zutrauen zu dem Hauptmanne gewachsen waren, hatten Theils die Unmöglichkeit, ihm Etwas zu verschweigen, Theils die Besorgniß um ihre Freundin und das Mißtrauen, welches auch sie gegen den Chevalier fühlte, sie bewogen, der Gräfin das ihr gegebene Versprechen eines unverbrüchlichen Schweigens nicht zu halten. Sie hatte zuerst dem Hauptmanne nur gesagt, daß die Gräfin eine Frau sei, deren schweres Schicksal ihr die höchste Theilnahme erwecke, dann hatte sie ihm mit Begeisterung von der bis zur gänzlichen Selbstverleugnung gehenden Liebe derselben gesprochen, und endlich hatte er Alles, auch die kleinsten Umstände erfahren, die sich auf die Lage der Gräfin bezogen. Er hatte die Gräfin schon vorher sehr anziehend gefunden, auch ihn hatten die verschiedenen, bald bewundernden, bald tadelnden Urtheile, die er über sie vernommen, mehr und mehr mit ihr beschäftigt, und es waren die von Leontine ihr nachgerühmte Tiefe und Selbstlosigkeit, Eigenschaften, welche er an der eigenen Geliebten nur zu oft vermißte, die seinen Antheil an der Gräfin steigerten.

Von dem Zeitpunkte ab war die Gräfin, ohne es zu wissen, eine Mitlebende geworden in dem engsten

Verkehr zwischen Saint Armand und Leontine, ein beständiger Gegenstand der Unterhaltung und der Erörterung für die Beiden, der sie bald näher zu einander hinzog, bald sie von einander entfernte. Denn so sehr der Hauptmann das Festhalten der Gräfin an Marcello ehrte, der sich gezwungen gefühlt sie aufzugeben, eben so rückhaltlos verdammte er die Weise, in welcher sie ihm zu nützen, und das Opfer, mit dem sie seine Freiheit zu erkaufen dachte. Leontine in ihrer romantischen Ueberspannung nannte es eine heroische That, sich um eines geliebten Mannes willen einem Ungeliebten hinzugeben. Der Hauptmann sah eine Entwürdigung der Liebe, eine tödliche Beleidigung für Marcello, einen doppelten Verrath in dem Vorhaben der Gräfin, das nach seiner Ueberzeugung nur mit ihrer Selbstverachtung enden konnte, wenn sie gezwungen ward, es auszuführen. Beide waren äußerst besorgt um die Zukunft der unglücklichen Frau, aber es lag für Leontinens Phantasie ein geheimer Reiz in der Angst, welche der Gedanke an eine Ehe mit dem Chevalier jeder Frau erzeugen mußte, während Saint Armand mehr und mehr darauf bedacht wurde, die Gräfin zu warnen, je näher er sie und Andraja kennen gelernt hatte.

Grade an diesem Abende nun war der Chevalier eifriger als je um sie beschäftigt. Als er sie darauf während eines Tanzes mit Leontine einmal verlassen mußte, war sie, die niemals tanzte, an der Seite seines Onkels zurückgeblieben, der sie mit großer Auszeichnung behandelte, so daß der Glaube an ihre nahe bevorstehende Verbindung mit dem Chevalier sich in den Augen der Gesellschaft dadurch zur Gewißheit erhob. Auch Anna hatte davon reden hören, indeß die Erscheinung der Gräfin schien ihr diesen Gerüchten zu widersprechen, und der Eindruck den sie von ihr empfing, war ein ganz anderer, als sie zu erhalten erwartet hatte. Die Gräfin war ihr als eine strahlende, glänzende Schönheit dargestellt worden, jetzt sah sie bleich aus, und der ernste, schwermüthige Ausdruck ihrer dunklen Augen, das müde Lächeln ihres Mundes widersprachen der Jugendlichkeit ihrer Züge und ihrer Gestalt. Sie trug ein Kleid von schwarzem Sammet ohne allen Zierrath, und schwarze Spitzen in dem Haar, die mit ein Paar Brillantsträußen befestigt waren. Ihre Mienen, ihre Haltung, ihre Kleidung drückten es unverkennbar aus, daß sie Anderes im Sinne hatte, als durch ihre Schönheit zu gefallen, und Anna konnte es nicht glauben, daß diese Frau

überhaupt daran denken sollte, eine neue Ehe einzugehen.

Die Gräfin begrüßte Anna freundlich. Sie sagte ihr verbindlich, wie lange sie durch Leontine schon mit ihr bekannt sei, aber sie sprach das Alles, wie man es durch lange Gewohnheit auch bei innerlichster Zerstreutheit sagen lernt, und doch war Anna weit davon entfernt, dies übel zu empfinden. Sie fühlte sich nur selbst wie eine Zudringliche der Gräfin gegenüber, und als dann dritte Personen dazu traten und die Gräfin von diesen in Anspruch genommen wurde, sagte Anna zu Leontine und dem Hauptmanne, die sich neben ihr befanden: Wie wollte ich es dieser Frau gönnen, daß sie zu Hause wäre und sich selber überlassen!

Weshalb das? meinte Leontine.

Sie sollten das nicht fragen! fiel der Hauptmann ein, ich denke es ist nicht schwer zu sehen, daß die Seele der Gräfin nicht bei der Unterhaltung ist an diesem Abende.

An diesem Abende? das möchte ich nicht behaupten, rief Leontine, was diesen Augenblick betrifft, da gebe ich Ihnen recht, und das ist ja auch natürlich, denn der Chevalier hat den Saal verlassen. — Weshalb sie das sagte, wußte sie eigentlich selber nicht.

Es war ihr aber eingefallen, und sie sprach es aus, wie Alles was ihr durch den Sinn ging. Kaum aber war das Wort ihrem Munde entflohen, als sie die Verkehrtheit und das Unschickliche desselben fühlte. Zurücknehmen wollte sie es indessen nicht, und wie verbessernd fügte sie hinzu: die Gräfin sieht etwas angegriffen aus, das kann nicht fehlen, solche Zustände bringen immer Aufregungen mit sich. Aber kein Leben ohne Aufregungen und ohne das Bewußtsein ihrer Endlichkeit!

Der Hauptmann zuckte unmuthig die Schultern, die Aeußerung war eine von denen, welche ihm von dem Munde der Geliebten immer verletzender erschienen, je mehr er den Leichtsinn in ihr bekämpft zu haben glaubte, aus welchem sie entsprangen. Ich zweifle, sagte er, daß die Gräfin Ihre Ansichten in diesem Punkte theilt. Auch von Ihnen sind sie mir jetzt eben so unerwartet als schmerzlich.

Leontine lachte auf, und mit der Beharrlichkeit eines Kindes, das aus Furcht vor der Strafe sich in seinem trotzenden Eigensinne überbietet, rief sie Walther entgegen, der eben zu Anna herantrat: Kommen Sie, kommen Sie Bester! und sehen Sie das Wunder an!

Und welches? meine gnädige Frau? fragte der Bildhauer.

Sehen Sie den Hauptmann! rief sie mit übermüthiger Laune, er erstarrt vor Schrecken zu einer Bildsäule, weil er noch kein Wunder an mir gethan hat! Ich glaube wahrhaftig, sagte sie zu Saint Armand gewendet, Sie haben sich eingebildet, Sie könnten aus Leontine Savello noch eine vernünftige Person machen. Aber seien Sie selbst vernünftig lieber Saint Armand! und glauben Sie nicht an solch ein Mirakel! Ich und Sie wenigstens, wir können Keines an mir verrichten! Sie sind kein Heiliger, ich keine Heilige — wenn schon ich im Stande bin Ihnen alle Ihre Sünden gegen mich zu vergeben!

Sie hielt ihm dabei die Hand hin, und er befand sich in der üblen Lage dies Zeichen vertraulicher Versöhnung gegen seinen Willen annehmen zu müssen, wollte er nicht Anlaß zu einer an diesem Platze unschicklichen Scene geben. Es war einer der dreisten Scherze gewesen, zu denen Leontine sich oftmals gegen Männer und namentlich gegen ihre Verehrer hinreißen ließ, weil sie wußte, wie schwer es für einen Mann ist, derartige Unbill von sich abzuweisen, ohne der ge-

sellschaftlichen Sitte zu nahe zu treten. Aber die Männer verzeihen es mit Recht den Frauen nicht, wenn sie in solcher Weise den Schutz mißbrauchen, welchen man ihnen huldigend gewährt hat, und auch auf der Stirn des Hauptmannes schwoll die Zornesader mächtig auf, während er Leontinens dargereichte Hand ergriff und mit kalter Lippe küßte.

Walther und Anna empfanden Beide, daß es gut und nöthig sei, den Fortgang dieser Scene zu unterbrechen, und wie man in solchen Fällen mit irgend einer gleichgültigen Frage dazwischen tritt, sagte der Künstler: was ist denn Ihrem Eleven begegnet, lieber Hauptmann! daß er den Ball verlassen hat?

Ich weiß davon Nichts! entgegnete derselbe.

Der Baron eilte vor einer Weile hinaus, als sei er unwohl, oder als sei irgend etwas Unangenehmes vorgefallen! bemerkte Walther.

Anna wird ihn nach Hause geschickt haben! meinte Leontine, sehr zufrieden, einen Gegenstand gefunden zu haben, an dem sie ihre frühere Laune fortführen konnte, denn es war ihr unerträglich durch ein längeres Schweigen den Anschein der Herabstimmung auf sich zu nehmen. Anna wird ihn nach Hause ge-

schickt haben, um heute einmal die Last seiner ehrerbietigen Liebe von sich abzuschütteln.

Leontine! warnte Anna, die jetzt noch mehr verletzt war, als vorhin der Hauptmann, Sie haben heute wirklich einen unglücklichen Tag! Was hat der arme Oskar Ihnen denn gethan?

Leontine wollte antworten, der Hauptmann aber, der es kannte, wie sie in solchen Augenblicken, von ihrem eignen Uebermuthe berauscht, sich bis zu der thörichtsten Ausgelassenheit und zu den gewagtesten Aeußerungen hinreißen ließ, brach plötzlich dazwischen tretend die Unterhaltung ab.

Ich befinde mich in der unangenehmen Lage, gnädige Frau! sagte er, Sie für den Moment verlassen zu müssen. Ich bin besorgt um meinen jungen Freund, und will nach Hause fahren, zu sehen ob ihm Etwas zugestoßen ist.

Aber Sie kommen wieder zurück? fragte sie.

Zuverlässig, sagte der Hauptmann, wenn ich nicht durch Oskar daran gehindert werde; in diesem Falle müßte ich freilich auf Ihre Nachsicht Anspruch machen. — Er verbeugte sich und wollte sich entfernen; Leontine jedoch wußte, daß sie ihm mißfallen hatte. Sie traute deshalb nicht auf das Versprechen seiner Wiederkehr

und wollte ihn nicht im Unmuthe von sich gehen lassen.

Wenn ich's recht bedenke, sprach sie, möchte ich Sie bitten, lieber Freund! mich, da Sie fortgehen, gleich auch nach Hause zu fahren. Ich klagte es Anna vorhin, daß mir eine Migraine aufsteigt, es wird hier unerträglich heiß, und ich habe morgen früh Lektionen.

Der Hauptmann erwiderte, er stände zu ihren Diensten, indeß Anna glaubte zu bemerken, daß ihm der schnelle, auffallende Entschluß und die Begleitung Leontinens noch weniger willkommen waren, als ihr früheres Betragen. Diese selbst blieb aber davon ganz unberührt, und ohne weiter auf die Uebrigen irgend eine Rücksicht zu nehmen, verließ sie plötzlich mit dem Hauptmanne den Ball, so daß Anna fast verlegen neben Walther zurückblieb. Die ganz unverholene Weise, in der Leontine ihre Neigung und ihr nahes Verhältniß zu Saint Armand vor einem fremden Manne, vor Walther kund gab, hatte für Anna etwas Beleidigendes, und wie von dem gleichen Gedanken erfaßt, sagte dieser: denken Sie wohl noch daran, wie lebhaft Sie mir einmal in dem kleinen Stübchen Ihrer Mutter, Ihr Verlangen aussprachen,

die Welt, die sogenannte große Welt kennen zu lernen, in welche ich für mein Theil schon hineingesehen hatte, die mich aber damals selbst leider noch sehr blendete und reizte, und die ich Ihnen mit den glänzenden Farben schilderte, welche mein Irrthum ihr verlieh? Später habe ich Ihrer unschuldigen Neugier oft gedacht, und Sie wohl gelegentlich glücklich gepriesen, daß sie Ihnen nicht befriedigt worden.

Neben der Kritik des Vorganges, dessen Zeugen sie eben gewesen waren, ließ diese Bemerkung ein trübes Licht auf die Lebenserfahrungen des Künstlers fallen, und zugleich klang eine fast zärtliche Erinnerung für Anna aus derselben hervor, welche durch den milden Ton von Walthers Stimme noch erhöht ward. Anna empfand das Alles fast unbewußt. Das Herz wurde ihr so warm und weich, daß sie sich dagegen mit dem Verstande wehren mußte, und so ruhig als möglich sagte sie: Sie gehören also immer noch zu den Männern, welche für uns Frauen den vollen Einblick in die Wirklichkeit und in das Leben unstatthaft finden?

Ich finde ihn nicht unstatthaft für reife Frauen, aber zu schmerzlich, um ihn für die Frau im Allgemeinen wünschenswerth zu halten, versetzte er. Es

ist genug, daß uns Männern der Glaube an so Manches, was wir hochgehalten haben, entzogen wird. Im Bereich des Weibes, im Schutze der Weiblichkeit die unangetasteten Ideale unserer Jugend wieder zu finden, macht uns selber jung und gut und gläubig.

Anna schwieg eine Weile. Walther hatte sich an ihrer Seite niedergelassen, die Tanzmusik erfüllte den Saal. In schneller Reihe flogen die Paare an ihnen vorüber, die Augen der Zuschauer waren auf die Tänzer gerichtet. Mitten in der Gesellschaft waren die Beiden unbeachtet und wie allein miteinander, und ein solches sich mitsammen und von den Uebrigen gesondert fühlen, ist einer der reinsten Genüsse, welche die Liebe dem Menschen verheißungsvoll bereitet. Gleichsam sich der süßen Verlockung zu entziehen, in die solche Rückerinnerungen sie verstrickten, sagte Anna: wissen Sie wohl, daß Sie einmal das Wort oder den Begriff der Weiblichkeit zum großen Zorne meiner Eltern verspottet haben?

Ich? fragte Walther ungläubig.

Ja! grade Sie! Sie sagten: wenn ich nur nicht immer von der Weiblichkeit, von diesem Abstraktum reden hören müßte, das unsere Nation erfunden, und das keinen andern Vorzug hat, als sehr rührend, sehr

unbestimmt, und der Schild zu sein, hinter welchem sich alle üblen und kindischen Eigenschaften der Frauen mit Selbstgefälligkeit verbergen lassen.

Und Sie haben mir das offenbar damals auch sehr übel genommen, meinte Walther, denn Sie machen es mir heute noch zum Vorwurf.

Im Gegentheil! ich habe später oft daran gedacht, und bin dahin gekommen, Ihnen Recht zu geben, sagte sie. Es ist etwas Schwächliches um diese Weiblichkeit, die sich überall in sich zurückzieht, wo der Ernst des Lebens, wo die Nothwendigkeit des Handelns und des Leidens an die Frau herantreten. Frauen, die in tüchtiger Arbeit, in liebevoll entschlossener Kraft sich neben den Menschen bethätigen, zu denen das Schicksal sie gesellt hat, die meint man fast niemals, wenn man von der eigentlich sogenannten Weiblichkeit spricht. Wenn ich von einem Mädchen oder von einer Frau als höchste rühmende Bezeichnung den Ausdruck, sie sei eine ächt weibliche Natur, gebrauchen hörte, habe ich fast immer gefunden, daß die Gepriesenen unreif, unselbstständig, zu jedem ernsten Thun ungeschickt, scheu und zaghaft waren, daß sie sich in weiblicher Eitelkeit ein Be-

wußtsein aus ihren Fehlern machten, und statt den Ihrigen eine Stütze zu sein, in allen Nöthen nur eine Last für sie gewesen sind.

Walther hatte ihr ruhig zugehört, dann versetzte er lächelnd: wenn aber grade in dieser Hilflosigkeit des Weibes, ja in ihrer Unreife selbst, ein Reiz für die Männer läge, den sie lieben? —

Anna sah ihn prüfend an, und mit einem Ernste, der an diesem Orte auffallend erscheinen mußte, sprach sie: so würde ich zugeben müssen, daß diese kleinliche Eitelkeit der Männer freilich nichts Besseres verdient, als was sie selbst begehrt!

Die stolze Sicherheit dieses Ausspruches machte einen sonderbaren Eindruck auf den Bildhauer. Sie gefiel ihm an sich, aber sie gefiel ihm nicht in Anna's Munde, in welcher eine reife Frau zu finden er sich noch nicht gewöhnen konnte. Sie war ihm noch immer das Mädchen, das er einst gekannt hatte, und obschon er geglaubt, seine Behauptung über den Reiz unselbstständiger Frauen nur im Scherz gemacht zu haben, wurde er an sich selbst gewahr, daß auch für ihn die feste Sicherheit einer Frau, wenn nicht etwas Beleidigendes, so doch etwas Herausforderndes habe. Dieser Em-

pfindung aber unwillkürlich nachgebend, versetzte er: also die Sehnsucht nach Emanzipation hat auch Sie ergriffen?

Keinesweges! entgegnete sie. Ich bin ja unabhängig und fühle mich selbstständig. Woher sollte mir also die Sehnsucht nach einer besondern Befreiung oder Befriedigung kommen?

Sie wußte sich Etwas damit, seinen spottenden Angriff zurückgewiesen zu haben. Walther erwiderte, daß er sich freue, sie so zufrieden zu wissen, aber Beide hatten ihre Heiterkeit mit einem Male eingebüßt. Ihr that die ablehnende Entschiedenheit wehe, mit der sie ihm zu begegnen als eine Pflicht der Selbstachtung angesehen hatte, und er dachte unmuthig daran, daß man einem Weibe, welches sich so vollständig genug sei, Nichts zu bieten habe. Er blieb noch an ihrer Seite, indeß sie sprachen nicht mehr von sich selbst, und nach einer Weile war es Anna recht willkommen, daß die Gräfin sich zu ihr gesellte und Walther sie verließ.

Erst als der Doktor sie zum Aufbruch gemahnt hatte, und sie und Flora sich in dem Vorsaale befanden, sah sie den Künstler noch einmal. Er und

der Chevalier begleiteten die Gräfin zu ihrem Wagen, und er war so sehr mit derselben beschäftigt, daß er Anna gar nicht bemerkte, obschon sie dicht an ihm vorüberging und die Gräfin ihr freundlich eine gute Nacht wünschte.

Zwanzigstes Kapitel.

Als der Hauptmann und Leontine vor der Wohnung der Letztern angekommen waren, half er ihr aus dem Wagen, führte sie die Treppe hinauf, und wollte sich dann entfernen. Sie hatten während der Fahrt keine Sylbe mit einander gesprochen. Er war zu unmuthig dazu gewesen und sie hatte gehofft, ihn durch ihr Schweigen zur Anrede zu verlocken, denn sie hatte mit richtigem Instinkte gefühlt, daß in solchem Falle derjenige im Vortheile ist, der aus der gethanen Anrede die Verfassung des Andern beurtheilen kann. Als er aber vor ihren Zimmern umkehren wollte, sagte sie, italienisch sprechend, um von ihrer Dienerin nicht verstanden zu werden: Wenn mein Vater mich ohne Kuß zu Bette gehen ließ, habe ich nie geschlafen, und immer die ganze Nacht geweint; und ich will schlafen

und nicht weinen, Victor! — Sie sah ihn bittend an, aber sein Unmuth waffnete ihn gegen ihren Blick.

Sie sind kein Kind mehr, Leontine! entgegnete er, noch immer zum Gehen entschlossen.

Und doch schelten Sie mich heute, wie mein Vater mich nie gescholten hat! sagte sie mit wirklicher Bewegung, indem sie ihren Ueberwurf ablegte, und dann in den Salon ging, wo sie sich auf dem Sopha niederließ. Wollte der Hauptmann ihr nicht aus dem Vorsaale gute Nacht wünschen, so mußte er eintreten, und kaum war das geschehen, als sie ihrer Kammerfrau zurief, die Thüre zuzumachen, weil es kalt sei. Sie hatte offenbar eine kindische Freude über ihre gelungene List, der Hauptmann bemerkte es, und sagte sehr ernsthaft: Es wäre besser gewesen, Sie hätten mich mir selber überlassen, wir taugen heute nicht zusammen!

Schon wieder nicht? rief sie mit der heiter scherzenden Zuversicht, die sie ihm gegenüber schnell wieder gewonnen hatte. Aber plötzlich einlenkend, da sie sah, daß auch dieser Ausruf ihm mißfiel, stand sie auf, ging an ihn heran, legte den Arm auf seine Schulter und sprach: Sie haben mich auf dem Balle so feierlich gnädige Frau genannt, ich war also nicht wie

sonst Ihre liebste Freundinn! Jetzt sagen Sie mir, wir taugen noch immer nicht zusammen! Wie soll ich es denn machen, daß — die Stimme bebte ihr und in Thränen ausbrechend, wiederholte sie — daß wir für einander taugen? —

Der Hauptmann traute seinen Sinnen nicht. Noch vor einer halben Stunde hatte er mit zornigem Schmerze die Gewißheit zu haben geglaubt, daß Leontine auch jetzt noch mit ihm und seiner Neigung spiele, und nun brach plötzlich ihre Liebe für ihn unverkennbar hervor. Aber der frühere Eindruck war zu mächtig gewesen, als daß er ihn hätte vergessen können. Ihr leichtsinniger Ausspruch: kein Leben ohne Aufregungen und ohne das Bewußtsein ihrer Endlichkeit, klang noch zu deutlich in ihm nach, und sich von ihr abwendend, sprach er tonlos: Gestern noch, noch vor einer Stunde hätten Sie mich sehr glücklich machen können, jetzt ist es zu spät. — Er setzte sich an einem Tische nieder, der dem Sopha gegenüber an der andern Seite des Zimmers stand.

Leontine ging ihm nach. Rührung war bei ihr sonst nur etwas Vorübergehendes und wurde stets durch lebhaftere Empfindungen zurückgedrängt, aber der Ernst des Hauptmanns ängstigte sie doch. Zu spät? fragte

sie. Er gab ihr keine Antwort. Wofür ist es zu spät? wiederholte sie dringender, indem sie sich zu ihm niederneigte.

Zum Glauben an Sie! sagte er mit dumpfem, aber festem Tone. Sie erschrak davor und konnte sich nicht gleich fassen. Er saß noch auf demselben Platze, sie hatte sich, wie es ihre Art war, halb auf den Rand des Tisches gesetzt, sie schwiegen Beide. Endlich hob sie an: Sie haben mir immer den Vorwurf gemacht, ich könne nicht leben ohne Scenen, ohne Erregungen — und wahr ist's, es hat uns daran nicht gefehlt — aber heute sind Sie es, der den Streit begonnen hat. Denn sagen Sie mir selbst, was habe ich Ihnen gethan? Weshalb zürnen Sie mit mir, was soll dieses unvernünftige Schmollen?

Ich zürne Ihnen nicht und ich schmolle nicht. Ich habe mir nur den Vorwurf zu machen, daß ich glaubte, man könne den Leichtsinn einer Frau besiegen, durch die Sorgfalt, die man für sie trägt, und sie könne den Durst nach immer neuen Aufregungen vergessen, gegenüber einer warmen Neigung — der Liebe gegenüber! sagte er endlich, als ringe sich dies Wort gegen seinen Willen von seinen Lippen los.

Leontine sprang empor. Das also war es? rief

sie. Thörichter, thörichter Mann! wie kann ein Scherz, wie kann der Ausdruck übermüthigen Frohsinns Sie betrüben? Das ist zum Lachen! wirklich nur zum Lachen Viktor!

Er schüttelte das Haupt, sie sah ihn an, er dünkte ihr in seinem finstern Ernste viel älter und weniger liebenswürdig als zuvor. Es fing sie plötzlich zu ärgern an, daß er ihr um solcher Kleinigkeit willen den Abend verdorben und sie geängstigt habe. Aber der Hauptmann sagte: lachen Sie nicht Leontine, in der Achtlosigkeit des Frohsinns kommt die Wahrheit zu Tage, und ich fand mich vor Ihrer Lebenslust und Ihrem Uebermuth, Ihnen wieder einmal gänzlich fremd und fern.

Sie gab ihm keine Antwort, sondern blieb vor ihm mit gekreuzten Armen stehen, bis er die Geduld verlor und heftig ausrief: Keine Komödie Leontine! ich bin nicht in der Stimmung mitzuspielen. Ihr Leichtsinn hat mich verwundet, Ihr Betragen hat mich gekränkt, denn kein Weib hat das Recht, einen Mann zum Spielball seiner Launen herabzuwürdigen; und wenn ich Sie nicht —

Und wenn Sie mich nicht liebten, fiel sie ihm in das Wort, so würden Sie mich nicht wiedersehen. Ich

weiß das, und Sie hätten Recht. — Sie trat an ihn heran und sagte schmeichelnd: Sie lieben mich aber, und sie haben mir's so oft gesagt, daß Sie Nachsicht mit mir hätten wie mit einem Kinde. Und wenn Sie mir auch nicht mehr glauben können — ich habe Ihnen geglaubt, daß Sie mich lieben und ich glaube es auch noch jetzt! —

Leontine war eine von denjenigen Frauen, die dem Manne jeden Ernst und jede Festigkeit unmöglich machen, so lange er sich in ihrer Nähe befindet, weil in ihrem Wesen kein Anhalt dafür da ist. Der Hauptmann hatte es zu einer Entscheidung, zu einem Bruche bringen wollen, denn die Vorgänge auf dem Balle waren nur die Wiederholung ähnlicher früherer Erlebnisse zwischen ihnen gewesen. Aber Leontine hatte recht, er liebte sie wirklich, sie beherrschte seine Phantasie, wie konnte er ihrer Zärtlichkeit widerstehen? Wie sollte er der Hoffnung entsagen, daß sie überwunden von dem Ernste seiner Neigung sich selbst zusammenfassen, daß sie gefesselt und dadurch sich und ihm gewonnen werden könne? Er hatte sich Etwas damit gewußt, ihr so strenge entgegengetreten zu sein, jetzt kam es ihm unnütz und unzweckmäßig vor, und er schämte sich fast vor ihr.

Bei der Großmuth, welche in der Liebe des Mannes liegt, ward es ihm leichter sich zu tadeln, als die Geliebte anzuklagen, und sie an sich ziehend, da sie vor ihm stand, bat er sie, ihm zu vergeben, wenn er ihr wehe gethan habe. Leontine verlangte es nicht besser. Aus der Scene voll Unmuth und Verdruß ging sie vollständig als Siegerin hervor. Noch ehe der Hauptmann nur die Zeit gewann sich zu rechtfertigen und ihr zu erklären, was ihn im Innern gepeinigt habe, hatte sie ihn, ihre eigene ihm mißfällige Aeußerung parodirend, in ein solches Gewebe der übermüthigen Freude eingesponnen, daß er sich so lange er bei ihr war, kaum noch erinnern konnte, wie jene Worte ihn so erzürnen mögen. Er, der sonst sorgfältig zu vermeiden strebte, was ein nachtheiliges Licht auf Leontine werfen konnte, mußte von ihr mehrmals daran erinnert werden, wie spät es sei, und daß er gehen müsse.

Als er schon an der Thüre stand, fragte sie ihn: habe ich Ihnen denn erzählt, daß Andraja der Gräfin die sichersten Hoffnungen für des Gefangenen Befreiung gemacht hat?

Jetzt in der schweren Krankheit desselben? wendete der Hauptmann zweifelnd ein.

Grade diese Krankheit soll die Möglichkeit dafür bieten, entgegnete sie. Andraja hat Personen ausgefunden, die ihm dabei behülflich sein wollen, und die Mittel ersonnen sie ohne Aufsehen zu bestechen. Die Gräfin hat ihm dazu eine Anweisung auf ihren Banquier gegeben.

Heute ist das geschehen? fragte der Hauptmann nachdrücklich.

Ja heute! Und es war zum Dank und auf den Wunsch Andraja's, daß sie sich gegen ihre Neigung zum Besuche des Balles entschloß.

Der Hauptmann hatte die letzten Worte offenbar nicht beachtet, denn er unterbrach sie mit der Frage: Wissen Sie wie groß die Summe war, welche der Chevalier bei dem Banquier zu erheben ermächtigt ist?

Fünfzehntausend Franken, wenn ich recht gehört!

Abscheulich! rief der Hauptmann, er hat gestern zehntausend Frank im Spiele verloren und sie heute dem Lord Raven ausgezahlt.

Leontine erschrak. Was ist da zu machen? fragte sie verwirrt.

Man muß es der Gräfin sagen! sprach der Hauptmann.

Das ist vergebens, sie kann nicht mehr zurück!

So muß man sie hindern vorwärts zu gehen.

Unmöglich! Sie ist durch die Gefangenschaft Marcello's in den Händen des Chevaliers, der sie leidenschaftlich liebt. Und er hat die Energie, Alles, aber Alles zu thun, wodurch er zu ihrem Besitz gelangen kann.

Brauchen Sie die Worte Liebe und Energie nicht von dem Menschen! sagte der Hauptmann unwillig. Ich werde morgen mit der Gräfin sprechen.

Dazu haben Sie kein Recht! sagte Leontine schnell.

Einem Versinkenden die Hand zu reichen ist nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht!

Viktor! rief Leontine, wenn Sie sprechen, verliert die Gräfin ihren Glauben an mich, verliert sie mich!

Besser, daß Sie ihr verloren gehen, als daß das arme Weib sich selbst an einen Elenden verliert!

Ihr Antheil an der Gräfin ist sehr lebhaft! sagte Leontine empfindlich. Ich würde es einem Fremden wenig danken, wenn er unberufen für mich sorgen, meinen Vormund machen wollte.

Sie haben bisweilen wirklich eine sonderbare Art

die Sachen anzusehen und die Verhältnisse zu beurtheilen, Leontine! Glücklicher Weise macht das keinen Eindruck auf mich, da ich's gewohnt bin! antwortete der Hauptmann, und ging ohne besonderen Abschied davon, unzufrieden mit Leontinen, wie sie mit ihm.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In der Nacht, als in den Sälen des Fürsten Torlonia die Gesellschaft sich im hellen Glanze der Lichter, im Takte einer rauschenden Musik bewegte, lag die riesige Engelsburg in tiefem Schatten und in tiefer Stille da. In gemessenem Schritte gingen die Wachen an der Zugbrücke und an den Thoren auf und nieder; in gemessenen Pausen, tönte der Anruf der Ablösungen durch das Dunkel. Mitternacht war vorüber. Innen machte der Schließer seine Runden. Mit schwerer Hand öffnete er die Thüren der verschiedenen Räume und Zellen, hineinzuleuchten und sich von der Anwesenheit der Gefangenen zu überzeugen. Hier und da saß noch Einer wach auf seinem Lager, den die Gedanken nicht zur Ruhe kommen ließen, dem die Ungeduld, der Schmerz und die Verzweiflung den Schlaf verzehrten; oder es schreckte ein

Anderer empor, von dem Klirren des Riegels, von dem Streiflicht der Laterne geweckt, und fragte, was es an der Zeit sei? um sich nach erhaltener Antwort wieder auf sein hartes Lager zu legen, den Schlaf zu suchen, der ihm die Leidensstunden kürzte, und den Traum wieder zu finden, der ihm in vergangenen Kämpfen, in entschwundenen Freuden und Sorgen, die Täuschung des Lebens in der Freiheit bereitete.

Gleichmüthig wie die Gewohnheit den Menschen gegen jede Art der Thätigkeit macht, war der Schließer an der langen Reihe der Zellen hinuntergegangen, endlich stieg er eine Treppe hinauf, die zu den Krankensälen führte. Der Wärter, ein alter Invalide, der die Aufsicht und die Bedienung der Leidenden zu besorgen hatte, schnarchte laut in tiefem Schlafe. Als der Schließer an ihn herankam, richtete Jener sich auf, reckte die Arme in die Höhe, rieb sich die Augen, und zog die Jacke von Schaafspelz, die er über seine Kleidung geworfen hatte, fester um den langen, hagern Leib. Seid Ihr schon wieder da? sagte er zu dem Schließer, hier auf meinem Ende könntet Ihr's Euch sparen! — Er trat dabei an die Lampe, die mit langer Schnuppe auf dem Tische in der Ecke brannte, putzte die Kohle von dem

Dochte ab, zog ihn weiter heraus, und meinte: das Oel wird immer schlechter, kaum hat man das Auge zu, so ist's verzehrt. Es ist hier Alles schlecht! — Er wischte dabei die Hände in seinem ergrauten Haare ab, nahm eine Flasche, die er gegen das Licht hielt, trank einen tüchtigen Zug, bot sie dem Andern, der ihm Bescheid that, setzte sie dann auf ihren Platz zurück, und wiederholte: Alles ist hier schlecht und nichtsnutzig! selbst der Branntwein ist Nichts mehr werth!

Aber Euer Schlaf ist gut! meinte der Schließer spottend.

Der Wärter machte eine bezeichnende Kopfbewegung. Wer wie ich seine langen Jahre unter dem Kaiser auf nackter Erde und im Kanonendonner geschlafen hat, der hat's Schlafen gelernt, und schläft, wie es sich findet; Euch aber kann's wohl gleich sein; die hier liegen laufen nicht davon!

Manchmal wollte man's sie liefen! sagte der Schließer, und blickte nachdenkend auf die nächste Thüre hin.

Ja! wenn man's nicht vertreten müßte! meinte der Andere, und näher an ihn herantretend, fügte er leise hinzu: mir gehts immer durch den Kopf, wenn ich

einen Priester unter Händen habe. Einen, der doch Gottes Diener ist! Und man kennt sie gleich, und ohne daß sie's sagen, auch wenn sie schon geschoren hierher kommen!

Als ich dem hier die Handschellen anlegte, bemerkte der Schließer, abermals auf dieselbe Thüre deutend, erinnerte ich mich, wie er einmal von Amtswegen hier revidiren war, und daß ich ihm die Hand geküßt und seinen Segen bekommen hatte!

Von wem der Segen hilft, meinte der Wärter, von dem schadet auch der Fluch! Aber so lange er hier bei mir ist, ist kein böses Wort von seinen Lippen gekommen, und es ist ein schöner Mann!

Ja! bestätigte der Schließer, er hat's auch wohl gemeint mit den armen Leuten. Es wäre gut, wenn's Viele gäbe unter den Violetstrümpfen und unter den Rothstrümpfen wie Monsignore Marcello! — Sie erschraken Beide, vor dem Klang des Namens, der ihn gesprochen, wie der, welcher ihn vernommen hatte. Der Schließer sah sich um: Habt Ihr Nichts gehört! fragte er leise.

Es war Nummer Hunderteinundachtzig! antwortete der Wärter. Die Gedanken wandern ihm, er redet immer bis es Tag wird.

Und der drüben? fragte der Schließer weiter.

Ihr hört's ja! still wie immer! entgegnete der Andre. Der Schließer erwiderte darauf Nichts. Gebt mir noch einen Schluck! sagte er, es ist kalt hier, und die alten Glieder spüren es des Nachts. Ich biete Euch einen bessern an, wenn's Tag wird.

Laßt's Euch wohl bekommen! wünschte der Wärter, während er ihm die Flasche hinreichte. Dann nahm Jener seine Laterne auf, faßte das Schlüsselbund zusammen, bot dem Zurückbleibenden eine gute Nacht, und setzte langsam seine Runde fort, während der Krankendiener sich gemächlich auf dem alten ledernen Ruhesessel mit hoher reich geschnitzter Lehne niederließ, der auf weitem Wege aus dem Saale irgend eines Reichen hierhergewandert war, dem invaliden Soldaten die Nachtwachen in dem Gefängnißhospitale zu versüßen. Aber obschon der Alte sich müde genug fühlte, ließ der Schlaf auf sich warten. Umsonst kreuzte er die Beine übereinander, lehnte er den Kopf bald auf den rechten, bald auf den linken Arm, es half ihm Alles nicht. Draußen schlug es während dessen zwei Uhr! Der Alte stand bei dem Glockenschlage ärgerlich auf. Der verfluchte Jeronimo! sagte er brummend. Am Tage schweigsam wie ein Kar=

thäuser und Nachts redet er Einen um den Schlaf! Er fing an mit schleppendem Schritte auf und nieder zu gehen, endlich horchte er nach der Kammer hin, die früher seine und seines Gefährten Aufmerksamkeit vorzugsweise beschäftigt hatte, als vernähme er dort etwas Ungewohntes, ging dann näher heran und trat hinein. Es war ein enger Raum, denn der Schein der Lampe, der vom Gange durch die geöffnete Thüre hineinfiel, erhellte ihn bis in seine Ecken, und auf dem schmalen, niedrigen Lager, das dem Eingange gegenüberstand, lag der Kranke, der sich mit langsamer Bewegung nach dem Wärter umwendete, als die Thür geöffnet wurde.

Sie sind auch wach, sagte der Wärter, der geschwätzige Jeronimo hat Sie auch gestört.

Ich habe noch gar nicht geschlafen. Der Durst quälte mich. Seid so gut und gebt mir zu trinken, antwortete der Kranke mit spröder, heißer Lippe.

Und warum riefen Sie nicht? fragte der Wärter gutmüthig.

Ich habe es versucht, aber Ihr konntet es wohl durch die Thüre nicht hören! versetzte der Kranke geduldig.

Sie sollen bedient werden! rief der Wärter, nahm

den geleerten Krug, der vor dem Bette des Durstenden stand, und ging in den Gang hinaus. Dann kam er wieder zurück, die Lampe in der einen, den Krug in der andern Hand, setzte die Lampe auf den Tisch nieder, und bückte sich, dem Kranken das Trinkgefäß zu stützen, das für die schwachen Hände desselben offenbar zu schwer war. Als er sich zum Trinken erhob, streifte das Licht sein Antlitz, und mitleidig sagte der Alte: Sie sehen roth aus Monsignore! die Hitze plagt Sie wieder!

Nicht mehr als sonst! entgegnete der Kranke, und führte mit bebenden Händen den Krug zum Munde, in fiebernder Hast den Trank hinunterstürzend. Dann sanken die Arme ihm müde herab, und wie von einer schweren Arbeit ermattet, lehnte er das Haupt auf sein hartes Kissen zurück. Seine Wangen waren eingesunken, aber wie seine Lippen brannten sie in glühender Hitze. Das Haar, das man ihm bei dem Eintritt in das Gefängniß abgeschnitten, hing neu gewachsen, feucht und glänzend um seine hohlen Schläfen, und verdeckte beinahe schon eine Stirnwunde, die zu vernarben begonnen. Die weißen abgezehrten Hände hatte er leise übereinandergelegt, die Augen, die in dem abgemagerten Antlitz doppelt groß und

dunkel erschienen, sahen von den müden Lidern beschattet, still vor sich hin, wahllos den Punkt erfassend, der sich ihnen eben darbot.

Der Alte rückte ihm das Kissen zurecht, schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte im leisen Selbstgespräche: Wie heiß er ist! Das zehrt ihn auf! — Er hatte in seinen jungen Tagen auf dem Schlachtfelde mit kaltem Auge manch guten Kameraden neben sich fallen sehen, und er rühmte sich dessen gern, aber er konnte nicht ohne Mitleid auf Marcello blicken, dessen Würde und Geduld ihm das Herz bezwungen hatten, und der unter den langsamen Qualen der Krankheit hier in den dunkeln dumpfen Mauern dem Tode entgegenging. Er blieb bei ihm stehen, er wollte ihm gern etwas Tröstendes anthun, indeß er war solcher Liebesdienste nicht sonderlich gewohnt und wußte es nicht anzufangen.

Muth Monsignore! Muth Excellenza! sagte er endlich, das Schlimmste wird nun vorüber sein. Morgen haben wir den kürzesten Tag und dann geht's mit den Tagen und mit den Kranken in die Höhe! Ich habe manchen Kranken hier gehabt, der nicht glaubte das Neujahr zu erleben, und es war nur so schlimm mit ihm, weil die Tage so kurz waren!

Sie sind mir lang genug! meinte Marcello, und seine Stimme hatte trotz seiner Schwäche ihren melodischen Klang noch nicht ganz verloren, die Miene noch ihre einnehmende Sanftmuth bewahrt.

Der Alte war zufrieden, daß sein Günstling sprach und daß er selber Jemand hatte, mit dem er reden konnte, bis er wieder schläfrig wurde. Lang, wiederholte er, lang ist Ihnen nur die Zeit geworden; aber die Tage sind kurz, und das Leben ist kurz. Und Excellenza müssen daran denken, daß Sie wieder hinauskommen werden in das Leben und in die Welt; denn für einen Monsignore kann das ja hier nicht lange währen. Monsignore werden frei sein ehe das Frühjahr wiederkehrt.

Das hoffe ich, das hoffe ich! sagte der Kranke mit einem leisen Seufzer.

Jeronimo hat mir eben erzählt, fuhr der Wärter fort, ohne den Sinn von dem Ausrufe des Gefangenen zu fassen, Jeromino hat mir erzählt, wie Monsignore einmal hier gewesen sind und Alles revidirt haben, und Sie werden wiederkommen, Monsignore! und werden wieder revidiren kommen! — Der Kranke antwortete nicht, aber der Wärter ließ sich dadurch nicht stören, er hatte, wie er glaubte, die beste Unter-

haltung ausfindig gemacht. Eine Unterhaltung, die den Geistlichen erfreuen und ihm selber im glücklichen Falle nützlich werden konnte, von dieser durfte er nicht so schleunig abgehen. Er rückte also den einzigen Schemel, der sich in der Kammer vorfand, an das Bett heran, setzte sich darauf nieder und fuhr, eine Prise nehmend und die Dose wieder sorgfältig schließend, mit schmunzelndem Tone fort: Wenn Monsignore genesen sein und wieder revidiren werden, so wird die jetzige Zeit Ihnen Mühe ersparen und Sie werden Ihre Leute kennen, und Monsignore werden wissen, daß die Kranken einen barmherzigen Pfleger an mir haben, denn ich hoffe, daß Monsignore nicht unzufrieden ist mit seinem alten Vincenzo!

Nein! sehr zufrieden! sagte Marcello leise, und legte seine Hände über seine Stirn, denn der Schein der Lampe und der Schall des Wortes peinigten ihn, und doch that ihm in seinem einsamen Leiden die Nähe eines Menschen wohl, doch war die Rede seines Wärters ihm erleichternd, weil sie seine Gedanken fesselte, und sie abhielt, sich in jenes wechselnde, wirre Brüten der Schwäche zu verlieren, der er sich zu entziehen während des Fiebers nicht die Kraft besaß.

Monsignore! es hat sich auch noch Niemand jemals über mich beklagt! sagte der Alte, und ich wette, wenn Sie wieder kommen werden hier zu revidiren, so werden Sie mir einen ganz besondern Segen geben und die heilige Mutter Gottes wird ihn mir besonders angerechnet sein lassen, denn den Segen werde ich wohl erworben haben durch die Güte meines Herzens.

Marcello blieb in seinem matten Schweigen liegen, auch der Alte hörte zu sprechen auf. Erst wollte er fortgehen, dann zog er es vor zu bleiben wie es einem Krankenwärter ziemte, denn er war ja ein Krankenwärter und zwar ein guter Krankenwärter, wie er einst ein guter Soldat gewesen war. Er sagte sich das mit bestem Gewissen und mit gutem Glauben. Dann dachte er darüber nach, wie er selbst einmal dort oben in dem weit entfernten Polen im Lazareth gelegen hatte, unter Hunderten von Verwundeten und Kranken, selbst fast ein Sterbender, und doch war er davongekommen. Aber freilich an das Davonkommen des Monsignore glaubte er nicht, hatte doch der Medikus es selbst gesagt, daß für diesen Nichts zu hoffen sei, daß er's nicht lang mehr machen werde. Plötzlich fiel dem Alten ein Bedenken ein. Wenn der Monsignore starb, wenn er hier nicht wieder revidiren

kam, so war es Nichts mit dem besondern Segen, den die heilige Mutter Gottes dem treuen Wärter besonders gedeihen lassen sollte, und den Segen, den wollte er nicht verlieren, denn er hatte ihn verdient und grade von diesem Kranken verdient, von dem braven, jungen Monsignore, den er lieb hatte wie sein eigen Kind.

Er richtete sich auf, beugte sich nach dem Liegenden hin, der regte sich nicht, und hatte die müden Augen geschlossen. Die Röthe auf seinen Wangen hatte nachgelassen, er sah wie ein Schlafender, ja mehr noch wie ein Entschlafener aus. Vincenzo überfiel die Sorge, daß er gestorben sein könne. Er neigte sich, nach dem Athem zu lauschen. Sein Pflegling lebte noch, sein Segen war ihm noch unverloren. Aber, sagte er sich, gut ist's doch, wenn ich dazu zu kommen suche! —

So stand er auf, wendete die Lampe mehr nach dem Lager hin, damit ihr Schein den Gefangenen in milder Weise wecke, indeß es war umsonst, und unruhig begann der Wärter im Zimmer auf und nieder zu gehen. Das erschreckte oder belästigte Marcello, er machte eine abwehrende Bewegung und bat: setzt

Euch Vincenzo, oder geht zur Ruh, ich bin sehr müde.

Gern! gern! rief der Alte, ich thue Alles gern, was Excellenza wünschen, und Sie sind ja auch mit mir zufrieden, Sie werden jetzt schlafen und auch ich will schlafen gehen. — Er wendete sich ab, als wolle er die Lampe nehmen, mit einem male setzte er sie wieder fort, trat an das Lager hin und sagte schnell entschlossen: ehe ich schlafen gehe und ehe Sie einschlafen, Monsignore! geben Sie mir Ihren Segen, weil Sie doch immer mit mir zufrieden waren. Denn obschon Sie jetzt nur mein Gefangener sind, so sind Sie doch ein Priester und ein frommer Herr, und ich denke, wenn Sie mir den Segen ertheilen, so soll es mir und Ihnen das Herz erfrischen. Geben Sie mir Ihren Segen Monsignore!

Marcello hatte in der kurzen Ruhe, welche seinem Fieber gefolgt war, die Herrschaft über seine Gedanken völlig wieder gewonnen. Er kannte seinen Zustand, er wußte, daß jenes klimatische Uebel, welches ihn auf dem Transporte von Bologna nach Rom in der Kampagna befallen und seitdem nicht mehr verlassen hatte, seine Kräfte erschöpft habe, daß er ein Abzehrender am Grabesrande und seine Stunden ge=

zählt wären. Das Verlangen seines Wärters, weit davon entfernt ihn zu überraschen, schien ihm daher nur natürlich und rührte ihn. Vincenzo, wie alle Beamten des Gefängnisses hatten ihm ein menschlich Herz gezeigt, hatten ihn beklagt und getröstet. Die Vorstellung, daß er dem Alten seine Gutthaten mit einem Segen lohnen und vergelten könne, freute ihn, denn der edle Mensch verzichtet nur schwer auf die Befriedigung seiner Dankbarkeit, und als sei mit der Aufforderung, sein geistliches Amt zu üben, ihm ein Theil seiner Freiheit wiedergegeben worden, so wohlthuend fühlte Marcello sich mitten in seinem Elende von dem Verlangen des Alten berührt.

Mit schwacher Hand fuhr er sich über die Stirn und über die Augen, als wolle er den möglichen Rest der Unklarheit von sich verscheuchen, dann sagte er: richte mich auf Vincenzo! kniee nieder und bete, ich will mit Dir beten!

Der Alte that wie ihm geheißen wurde. Er hob den Kranken mit geringer Mühe empor, stützte ihm mit dem Kissen den Rücken, und plötzlich bedenkend, daß den Aufgerichteten die kalte Luft der Zelle schlimm berühren könne, zog er schnell die Jacke aus Schaaf=

fellen von seinem Leibe, sie Marcello umzuhängen. Dann kniete er nieder und betete, und Marcello that es mit ihm.

Es war ein wundersames Bild. Die enge Zelle mit ihren altersgrauen Wänden, nur matt erleuchtet von der schlechten Lampe, das schmale niedre Lager, der betende Kranke, der auch in seiner jetzigen Umhüllung noch schön und edel anzusehen war, wie ein sterbender Johannes, und vor ihm knieend die durchwetterte Gestalt des alten Kriegsknechts in seiner Demuth und in seinem Glauben. Es war todtenstill. Nur die Seufzer hörte man, welche sich der Brust des Alten entrangen, denn das Beten des Volkes ist meist ein halbbewußtes Buße thun, oder ein bewußtes Fordern, und auch Vincenzo schlug an seine Brust und hatte zu büßen und zu begehren. Das währte eine kleine Weile, dann legte Marcello seine Hände beide auf das graue Haupt des Knieenden, und mit leisem aber festem Tone sprach er den Segen über ihn aus, den tröstenden, befreienden und heiligenden Segen seiner Kirche. Darauf sank er innerlich erhoben, doch müde auf das Bette zurück. Der Alte küßte ihm die Hand und weinte. Und wieder trat die frühere Stille ein, und wieder setzte Vin-

cenzo sich vor dem Lager nieder, ein theilnehmender Wärter, obschon er jetzt seinen Segen empfangen hatte, der ihm unverlierbar war für alle Zeit und Ewigkeit.

Draußen hatte sich der Wind erhoben. Die Wetterfahne kreischte in der Luft, dazwischen schlug abermals die Uhr, es war jetzt Drei. Vincenzo gähnte, die ungewohnte Rührung hatte es ihm angethan, er fühlte, jetzt würde der Schlaf nicht auf sich warten lassen, und auch für den Monsignore war nach seiner Meinung es nun das Allerbeste, wenn er zu ruhen suchte. Er stand also auf, sah nach dem Kruge vor dem Lager, der noch Wasser genug enthielt, nahm die Lampe und wollte gehen. Als er sich gewendet hatte und die Angel der Thüre bei dem Oeffnen knarrte, merkte Marcello es, und rief ihn zurück.

Hat sich Niemand nach mir erkundigt seit ich hier bin? fragte Marcello, als der Alte an das Lager trat.

Monsignore! sagte der Alte, Ihr selber wißt es, daß hier bis zu mir keine Kunde von den Leuten dringet, die an das Gitter kommen! Und wenn es noch Diebe oder Verbrecher wären wie in anderen

Gefängnissen, aber hier! Die Staatsgefangenen und vollends die Gefangenen vom Oktober! wer weiß von Ihnen? Wüßte ich doch selber nicht, wen ich hier habe, hätte Jeronimo Sie nicht erkannt!

Ihr habt Recht! sagte Marcello, aber ein Seufzer stahl sich aus seiner Brust, und die traurige Vorstellung eines einsamen Todes in der Lebensblüthe, die noch melancholischere Aussicht den Freunden spurlos zu verschwinden, schmerzten ihn, daß seine Fassung und Entsagung daran zu scheitern drohten. Indeß er unterdrückte die Klage, die ihm entschlüpfen wollte, die Achtung vor seiner eigenen Priesterwürde schloß ihm den Mund. Er wollte dem Manne nicht als ein hilfloser, als ein Verzagter erscheinen, der in ihm eben noch den gottgeweihten Tröster geglaubt und verehrt hatte. Ihr habt Recht! wiederholte er also, es kann nicht sein! Geht denn zur Ruh! — Der Wärter blieb aber stehen.

Wünscht Ihr sonst Nichts, Monsignore? fragte er.

Nichts! Nichts! sagte der Kranke.

Unsere Order ist streng, fuhr Jener fort, aber wir haben nur für die Kranken, für die Lebenden einzustehen, die Todten können nicht entkommen und nicht

schaden. Er vollendete den Satz nicht, Marcello aber hatte ihn verstanden. — — Er langte mit der Hand nach der Seite des Bettes und zeigte auf ein kleines Kreuz, das dort an einem seidnen Schnürchen hing. Der Alte wollte es ihm reichen. Laßt es nur, sagte Marcello, es soll bei mir bleiben, so lange ich noch hier bin. Aber wenn ich todt sein werde, Vincenzo, dann tragt es bald zum Pater Salvatore zu den Franziskanern draußen und sagt ihm, daß ich gestorben bin im festen Glauben an Alle, die ich liebte auf der Erde, im festen Glauben an meinen Erlöser und an die Erlösung und Befreiung aller Menschen! —

Er hatte die letzten Worte mit einer Erhebung und mit einer Kraft gesprochen, die Vincenzo kaum noch in ihm für möglich gehalten hatte, und sie klangen ihm feierlich und heilig wie ein neues Gebet, daß er dabei die Hände unwillkührlich falten mußte.

Verlassen Sie sich auf mich, Monsignore! rief er, verlassen Sie sich auf mich! Und nun liegen Sie stille, daß Sie sich nicht schaden. Ich will auch zur Ruhe gehen! Gute Nacht! schlafen Sie gut! Morgen ist der kürzeste Tag Signor, dann kommt das Neujahr, dann wird's besser! Und wer weiß, ob Sie nicht

bald selber die Grüße an Ihre Freunde bringen! — Das Neujahr schafft immer seinen Segen! Gute Nacht!

Damit ging er hinaus, der letzte Schimmer der Lampe fiel auf das Lager und Marcello blieb allein mit seinen Gedanken und mit seinen Schmerzen.



Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.

Die Reisegefährten.

Roman

von

Fanny Lewald.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von J. Guttentag.

Die Reisegefährten.

Erstes Kapitel.

Wo immer ein Kreis von Menschen beisammenlebt, die nicht durch festbestimmte Verhältnisse an einander gebunden und mit ihren Bedürfnissen in bestimmter Weise auf einander gewiesen sind, bildet sich ein wechselndes Anziehen und Abstoßen, eine Art von Ebbe und Fluth der Neigung und des Bedürfnisses zwischen ihnen aus, und erzeugt sich eine immer neue Stellung der Einzelnen zu einander. Dieser stete Wechsel ist aber um so unvermeidlicher, je weniger sich in der Wirklichkeit jene einheitlich abgeschlossenen Charaktere finden, wie die herkömmliche Romandichtung sie meist als fertige Typen hinzustellen liebt, und die im Leben nicht sowohl zu den Seltenheiten, als vielmehr zu den Unmöglichkeiten gehören. Wir begegnen in demselben im Gegentheil fast überall Charakteren von so gemischten Eigenschaften, daß man glauben sollte,

die eine könne neben der andern nicht bestehen, und grade diese ungleiche und vielseitige Zusammensetzung des menschlichen Charakters macht es, daß die verschiedenen Personen eine Anziehungskraft für einander gewinnen, die wir kaum begreifen, daß sie sich zusammen finden, an einander halten, sich von einander trennen und auf's Neue suchen und verbinden, ohne daß es selbst dem achtsamen Beobachter immer gelänge, das Woher dieser Handlungen und Erscheinungen zu ermitteln. Eben so schwer ist es, den Uebergängen und der fortschreitenden Entwickelung des einzelnen Charakters nachzuspüren, die sich oft allmälig durch die langsam wirkenden, lang andauernden Zustände des täglichen Daseins erzeugen, eben so oft durch augenblickliche Anlässe eine unerwartete Wendung nehmen und behalten.

Auch an Flora hatte der Doktor mannichfache Veränderungen zu beobachten, aber sie vollzogen sich so unmerklich, daß er sie Anfangs kaum hatte gewahr werden können. Ein gleichmäßiger, heiterer Ernst hatte bisher den Grundzug ihres Wesens ausgemacht, jetzt war sie lebenslustiger und doch wieder nachdenklicher als zuvor, und diese beiden Stimmungen wechselten schnell, ja oft in unerklärlicher Weise mit einander ab.

Es war an dem Morgen, welcher dem Ballabende folgte, als sie wie gewöhnlich mit einer Arbeit beschäftigt, in dem Zimmer ihres Vaters saß, der in seine Studien vertieft, nur wenig auf sie Acht gab. Mit einem Male stand sie von ihrem Platze auf, ging in das Nebengemach und kam mit einem Kasten voll Bändern und Blumen daraus zurück, mit denen sie sich zu schaffen machte. Dann holte sie nach einiger Zeit verschiedene Schmuckkästchen herbei, und versuchte abwechselnd vor dem Spiegel die Wirkung, welche die Zusammenstellung der einzelnen Putzgegenstände mit einander hervorbrachte. Bald steckte sie eine Schleife, dann wieder Blumen an Haupt und Brust, legte dazu Halsketten und Armbänder an, nahm einen zweiten Spiegel zu Hilfe, und als genüge ihr das Alles noch nicht, so flocht sie plötzlich das am Morgen sorgfältig geordnete Haar mit eiliger Hand auseinander, und begann es auf andere Weise in Flechten zu schlagen, die sie mit langen Schnüren von weißen Perlen durchzog und umwand, sie in immer neuer Weise um die Stirne und den Nacken legend. Sie war so eifrig damit beschäftigt, so ganz davon hingenommen, daß sie die Anwesenheit ihres Vaters darüber vollständig zu vergessen schien, der endlich aufmerksam auf sie und

auf ihr Treiben wurde, und ihr eine Weile schweigend zusah.

Sie hatte den Spencer von schwarzem Sammet ausgezogen, und stand in einem schwarzen seidenen Kleide da, das glatt anschließend, Schultern, Brust und Arme offen zeigte. Dazu hatte sie ihr prächtiges, perlengeschmücktes Haar in breiter Flechte glatt um die klare Stirn geordnet, es hinten in einen Knoten zusammengeschlungen, und befestigte nun abwechselnd volle Rosen und dunkelrothe Granaten an den Seiten des Kopfes, wozu sie dann die entsprechenden Sträuße an die Brust hielt. Eben war sie mit dem Anbringen der Granaten fertig geworden und neigte mit sichtlicher Zufriedenheit den schönen Kopf von einer Seite nach der andern, sich ernsthaft betrachtend und dann wieder dem eigenen Bilde Beifall lächelnd, als der Vater sie darin unterbrach.

Sage mir in aller Welt, rief er aus, was treibst Du diesen Morgen Flora?

Sie wurde roth, indeß sie behielt den Schmuck im Haare, und sich mit lieblicher Verlegenheit zum Vater wendend, sagte sie: Ich wollte Du verständest Etwas weniger von Kunst und Wissenschaft, mein guter Vater! und —

Und? fragte der Doktor mit einer gewissen Neugier.

Und ein Wenig von der Toilette, daß Du mir sagen könntest, was am Besten aussieht! meinte sie mit Unbefangenheit.

Mich dünkt, Du bist auch ohne mich bis jetzt damit zu Stande gekommen!

Ja! ich habe mich eben angezogen, so gut ich konnte und wußte, aber ich glaube, ich habe es nicht verstanden, denn die Andren sehen Alle besser aus als ich; und ich könnte und möchte doch auch gut aussehen!

Der Ton des Mißmuths, der Verstimmung, mit dem sie diese Worte sprach, fiel dem Doktor auf. Ich glaube Du wirst eitel! sagte er halb ernsthaft und halb scherzend.

Muß man es denn nicht werden, wenn alle Andern es sind? entgegnete sie in der früheren wunderlichen Weise.

Der Doktor erhob sich und ging zu ihr hin. Was kümmert Dich die Eitelkeit der Andern? sagte er ruhig, während er die Aufregung gewahrte, in der sie sich befand. Bringe Dein Haar in Ordnung und trage die Blumen und die Sachen fort, mitten am Tage ist das eine sonderbare Beschäftigung.

Sie that wie er ihr befahl, und kehrte dann still aber sichtlich niedergeschlagen in das Zimmer ihres Vaters zurück, der inzwischen sich auf dem Sopha niedergelassen hatte, sie zu erwarten. Als sie eintrat, reichte er ihr die Hand entgegen und zog sie neben sich nieder. Komm! sprach er, Du bist verstimmt mein Kind, was ist Dir begegnet?

Mir ist Nichts begegnet, lieber Vater! gar Nichts! betheuerte sie.

Und woher Deine sichtliche Verstimmung, wenn Dir Nichts begegnet ist? fragte der Doktor, woher Deine Klage über die Eitelkeit der Andern? Hat fremde Eitelkeit Dich beleidigt? Dich gekränkt? —

Sie schüttelte verneinend das Haupt. Es ist mir gar Nichts geschehen, lieber Vater! wiederholte sie, es fehlt mir auch Nichts. Ich versuchte nur die Blumen, aber ich hätte das nicht am Morgen thun sollen.

Der Doktor nahm sie bei der Hand. Du weichst meinen Fragen aus und weichst Dir selber aus! sagte er ernsthaft. Das war sonst nicht Deine Art, war nicht Sitte zwischen uns Beiden, und es ist eines vernünftigen Menschen auch nicht würdig. Du bist launenhaft geworden, Flora! Das warst Du nicht bis jetzt, woher kommt das, mein geliebtes Kind?

Es entstand eine Pause, der Doktor hatte sie zu sich gezogen, sie sah still vor sich nieder, dann sprach sie, als werde ihr das erst jetzt in dem Augenblicke selber klar: anders bin ich geworden, aber woher das kommt, weiß ich nicht. Wir haben doch sonst auch viel Menschen gesehen, mit Vielen verkehrt, und es hat mich nicht beunruhigt, nicht zerstreut. Dies Jahr aber ist es, als ginge mich Alles näher an. Ich bin in einer fortwährenden Spannung. Ich möchte wissen, was Anna, was Frau von Savello und der Hauptmann thun werden; ich passe auf sie auf, ja — wenn ich's recht überlege, ich habe ein Mißtrauen gegen alle Menschen bekommen, und sie sind auch Alle nicht wahrhaft!

Von wem sprichst Du? wen hältst Du für nicht wahrhaft? forschte der Vater, dem es darauf ankam, die Tochter zum Reden zu bringen.

Ach! sie sind Alle nicht wahr! rief sie, als thue es ihr wohl, einmal das Herz entlasten zu können, und es kümmert mich auch freilich nicht, ob sie es sind, aber daß Anna unwahr ist, das ist mir so schrecklich!

Auf diese Aeußerung grade war der Doktor nicht vorbereitet gewesen, und mit wachsendem Antheil fragte

er, was die Tochter zu dem ihn völlig überraschenden und sicher ungerechten Urtheil bringe?

Du weißt es gar nicht, sagte sie lebhaft, wie lieb ich sie gehabt habe! Niemand ist mir im Leben besser vorgekommen als sie. Ich habe Zutrauen zu ihr gehabt, wie zu Dir, wie ich es zu einer Mutter nur hätte haben können. Sie war mir wie ein Vorbild, und manchmal, wenn sie Abends hier zwischen uns saß, dachte ich, sie gehörte zu uns, und — Sie stockte plötzlich, sah den Vater zärtlich an, wurde roth und rief abbrechend, indem sie ihn mit beiden Armen umfing und die Stimme ihr versagte: aber wir Beide bleiben zusammen, Papa! wir Beide bleiben allein — und verlassen einander nicht! Ich werde auch nicht von Dir gehen!

Es lag nicht in der Art des Doktors, aus jeder Gefühlsaufwallung, mochte sie ihn oder einen Anderen bewegen, eine Scene zu machen. Er war vielmehr ein Feind aller erweichenden Rührung, aber Flora that ihm leid und er übersah jetzt plötzlich, mit welchen Gedanken sie sich getragen hatte, ohne die erste Veranlassung zu denselben entdecken zu können. Ihm selbst hatte in seiner Abgeschlossenheit die Idee einer Wiederverheirathung bisher fern gelegen, und

auch wenn er der Zeit gedachte, in welcher Flora sich, ihrer Bestimmung zu folgen, von ihm trennen würde, war ihm die Vorstellung einer neuen Ehe für sich nicht gekommen. Was aber das Mädchen auf den Gedanken dieser Trennung, und damit auf des Vaters Einsamkeit und wünschenswerthe Verheirathung gebracht habe, das war es, was ihn in diesem Augenblicke am Lebhaftesten beschäftigte. Er hätte sie fragen mögen, weshalb sie von ihm gehen, wem sie denn angehören und folgen wolle, aber er fürchtete sie mit der Frage zu erschrecken. Er wußte nicht, wie weit sie sich selber klar sei, und vorsichtig, wie man einen Kranken an Luft und Licht gewöhnt, sagte er: Du hast Dich also zu einsam gefühlt? hast Dich nach einer weiblichen Stütze gesehnt, sie in Anna zu finden geglaubt, und gewünscht, ich möchte sie Dir zur Mutter geben?

Ja, Vater! ich habe es gewünscht, aber jetzt, jetzt wünsche ich es nicht mehr! rief sie mit eifriger Abwehr. Es wäre ja gar nicht möglich! es wäre ein Unglück, es wäre mir entsetzlich!

Der Doktor kannte sein Kind in diesem Augenblicke kaum wieder, und mit seinem Mitleid stieg seine Geduld: Höre mich an, Flora! sagte er, wir

Beide pflegten uns doch sonst nicht so in leeren Ausrufungen zu ergehen. Du hast Dich zu Anna hingezogen gefühlt, seit Du sie kennst, Du hast nie anders als mit Liebe und Verehrung von ihr gesprochen; gestern noch, als sie zu uns eintrat, mit uns den Ball zu besuchen, hast Du sie zärtlich umarmt, hast ihre Schönheit bewundert, Dich an ihrer Kleidung gefreut —

Wußte ich denn, fiel ihm Flora mit überwallender Heftigkeit in das Wort, wußte ich denn weshalb sie so geschmückt war? Konnte ich denn ahnen, daß sie nur mit Walther tanzen, daß sie den armen Oskar zur Verzweiflung damit bringen würde? — Und in Thränen ausbrechend rief sie: sie soll ihn ja behalten, wenn sie will — aber quälen — quälen darf sie ihn nicht! — Sie neigte damit das Haupt in die andere Ecke des Sophas, hielt die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Das hatte der Doktor nicht erwartet, Flora war ihm zu verständig, zu reif im Vergleich zu Oskar erschienen, als daß ihm eine Neigung von ihr zu ihm wahrscheinlich gewesen wäre. Der gegenseitige Verkehr zwischen den beiden jungen Leuten war obenein von Oskars Seite fast gleichgültig, von Flora meist

mit scherzender oder spottender Ueberlegenheit geführt worden, und jetzt plötzlich sah der Vater das Herz seines einzigen Kindes, in dem er völlig klar zu lesen geglaubt hatte, von einer Leidenschaft erschüttert, die schon lange darin gewurzelt haben mußte, um in solcher Heftigkeit hervorbrechen zu können. Sich Vorwürfe zu machen, wo er nach bestem Ermessen gehandelt, war nicht seine Sache, aber er wollte trösten und heilen, wenn es in seiner Macht stand, und ohne sich von seinem Platze zu bewegen, sagte er liebevoll: Flora! Du pflegtest sonst an meiner Brust zu weinen, wenn Dich Etwas ängstigte. Warum wendest Du Dich von mir meine Tochter?

Weil ich Alles, Alles weiß! rief sie, indem sie sich schnell aufrichtete und ihre Thränen zu trocknen suchte. Ich weiß es ja, daß Anna ihn nicht lieben kann, wie er sie liebt, aber was soll denn aus ihm werden, wenn sie es ihm nicht redlich sagt? Der Hauptmann, Anna, sie Alle mäkeln und tadeln an ihm und kennen ihn nicht, und er kennt sich selber nicht!

Und woher kennst Du ihn denn allein? fragte der Doktor nachdrücklich. Sie beantwortete die Frage nicht.

Ich habe es kommen sehen! entgegnete sie mit der Bestimmtheit, mit der sie schon vorhin gesprochen hatte.

Von Anfang an habe ich es gesehen, daß seit wir uns begegnet sind, Nichts für ihn da war in der Welt als Anna. Wollte er Etwas, so war es nur ihr Wille! Daß er jetzt lernen, studiren, sich bilden will, das thut er nur für sie. Auch gestern war er nur um ihretwillen auf dem Balle, er hatte mir das selbst gesagt. Wie auf der Folter stand er da, wenn die Andern mit ihr waren; und als er dann fortstürzte, allein und plötzlich — ich hätte ihm nachstürzen mögen, damit er sich kein Leid anthue in seines Herzens bitterer Eifersucht!

Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten vor Erregung, während sie dies sprach, der Vater hörte ihr schweigend zu. Es ist ein wesentlicher Abschnitt im Leben der Eltern, wenn sie die erste Liebe, die Leidenschaft ihres Kindes für einen Andern entdecken. Egoisten fühlen sich dadurch beeinträchtigt, gute und verständige Menschen rührt es, weil es sie an die eigne Jugend, an den Wechsel des Daseins mahnt, dem wir Alle unterworfen sind, und es macht sie noch schonender und rücksichtsvoller. Mit schnellem Ueberblick fragte der Doctor sich, was hier zu thun sei. Die Liebe seiner Tochter für Oskar war ihm eben so überraschend als unerwünscht. Weil ihm aber vor Allem

daran gelegen war, zu ermitteln, wie weit sie selbst sich dieser Neigung bewußt war, sagte er gelassen: Du bist ungerecht gegen Anna, die Du besser kennen solltest. Dem Jünglinge eine Leidenschaft für sie, für eine so viel ältere Frau zuzutrauen, ist der verständigen Anna gewiß nicht in den Sinn gekommen. Hast Du aber, die Du Oskar im Alter näher stehst und Dich also wohl leichter in ihn hineindenken kannst als wir, denen sein unfertiges Wesen auf die Länge nicht gemäß ist, hast Du aber recht gesehen, hat er wirklich mehr als eine verehrende Neigung für unsere Freundin gefaßt, so bleibt Nichts übrig, als ihn von hier zu entfernen. Und ich will Anna und den Hauptmann darauf aufmerksam machen.

Alle Farbe war bei diesen Worten von des Mädchens Wange gewichen. Er soll fort? fragte sie tonlos, indem sie ihre Hände in einander faltete und gegen die Brust hielt. Und wo soll er hin? fügte sie hinzu, als wolle sie ihr Erschrecken dadurch verbergen.

Jetzt wußte der Vater, was er wissen wollte, aber mit unveränderter Gefaßtheit meinte er: der Hauptmann und Oskar wollten ja ohnehin den Süden sehen, nach Sicilien, nach Griechenland reisen —

Doch nicht vor dem Karneval? Bis nach der Charwoche bleiben sie hier! rief Flora eifrig, sie haben das Beide immer gesagt! In der Furcht vor Oskars Abreise, hatte sie offenbar die Eifersucht gegen Anna vergessen. Sie that dem Vater leid und er schwieg nachdenklich. Er stand mit seiner Tochter jetzt an jener Grenzscheide des Lebens, hinter welcher seine Macht über das Glück seines Kindes ihr Ende hatte. Er hatte es nicht mehr in seiner Hand, ihr jene stille ruhige Fröhlichkeit zu bereiten, in der sie neben ihm aufgewachsen und gediehen war. Seine Liebe, seine Zufriedenheit mit ihr, seine Fürsorge für sie, reichten dazu nicht mehr aus, er war nicht mehr das belebende Element in ihrem Dasein. Ein Anderer hatte seine Stelle eingenommen, und dieser Andre war des Rathes, der Erziehung, der fördernden geduldigen Liebe weit mehr bedürftig, als das Mädchen selbst. Du sorgst Dich sehr um Oskar! sagte er, um der Pause ein Ende zu machen, die nach seiner Meinung Flora peinlich sein mußte.

Und wer soll denn um ihn sorgen, wenn nicht ich? Wer kann ihn denn hier lieben außer mir? rief sie, als befreie ihr dies das Herz. Ihr Alle, ihr seid so viel älter, so ganz anders als er, das hindert

ihn, offen mit Euch zu sein. Ihr seht nur, was ihm fehlt; ich aber, ich kenne, und weiß es, was er werth ist. Er ist immer unter dem Drucke gewesen, Niemand hat ihn lieb gehabt, Anna und er selber haben mir das erzählt, wie kann man da gedeihen? Ihr habt es vergessen, sagte sie, und zum erstenmale während der ganzen Unterredung flog ein scherzendes Lächeln um ihren Mund, wie dumm wir jungen Leute sind. Und Du auch, lieber Vater! Du hast vergessen, wie mühsam ich Alles lernte, wie Du mir überall hast helfen, mir erklären, mich berichtigen müssen — und ich hatte lange nicht den guten Willen, Etwas zu lernen, ich hatte nicht Alles auf einmal nachzuholen, wie jetzt Oskar.

Es war etwas Hinreißendes in der Wärme, mit welcher sie ihn vertheidigte, mit welcher sie seine Partei nahm. Der Vater fühlte sich davon ergriffen, während er doch nur die Folge und die Wirkung der Erziehung vor sich hatte, welche er seiner Tochter gegeben. Bedacht sie selbstständig und hülfreich zu machen, hatte er ihr das Bedürfniß der Anlehnung an Andre genommen; und da jede gesunde Natur in der Liebe zu dem anderen Geschlechte ihre Ergänzung sucht, so suchte Flora ihrer Entwicklung gemäß,

nicht eine Stütze für sich, sondern die Möglichkeit zu lieben und zu helfen, ohne daß ihre Neigung für Oskar deshalb irgend wie ein Mitleid gewesen wäre. Weit entfernt sich ihm überlegen zu glauben, unterordnete sie sich ihm. Sie fand ihn schön, sie kannte seine große Güte. Sie liebte und bewunderte seine rücksichtslose Offenheit und Gradheit, seine Gleichgültigkeit gegen die Vorzüge und Genüsse, welche seine Geburt und sein Reichthum ihm boten. Weil er jung wie sie selbst, mit ihr die Freude der Jugend bei den geringsten Anlässen zu empfinden vermochte, dünkte er sie lebhafter und theilnehmender als ihre ganze übrige Umgebung, und seit er lernbegierig, sie selbst zur Wiederaufnahme ihrer Studien bewegte, wußte sie ihm auch dieses Dank. Seine reine Seele machte ihr, ohne daß sie die Ursache erkannte, den Verkehr mit ihm leichter und freier als mit jedem andern jungen Manne, und der schnelle Wechsel seiner Stimmungen, sogar seine Reizbarkeit und seine Launen, brachten ihn ihr nur noch näher, weil sie ihre Phantasie beschäftigten, wenn er nicht bei ihr war. Daß sie ihn liebte, hatte sie sich und Anna oftmals gesagt, wie sie ihn liebte wußte sie nicht, und auch Anna hatte keine Ahnung davon.

Der zufällige Besuch eines Freundes, der diese Unterredung beendete, kam dem Doktor sehr gelegen, da sie ihn für den Moment jeder weiteren Erörterung enthob. Er gewann Zeit die Wirkung zu sehen, welche das geheimnißvolle Aussprechen ihres Innern auf Flora machen würde. Er wollte Oskar beobachten, mit Anna reden, und wo möglich durch sie den Hauptmann zu einer zeitweiligen Entfernung mit seinem Zöglinge überreden lassen, die ihn für alle Theile erleichternd, ja nothwendig däuchte, und die er im Interesse Oskars zu begehren beabsichtigte, um das Geheimniß seiner Tochter nicht Preis zu geben. Indeß der Zufall schien ihm diese Mühe ersparen zu wollen, denn Saint Armand selber dachte an seine Abreise von Rom.

Es war tief in der Nacht, ja fast schon Morgen gewesen, als er von Leontine heimgekehrt war. Gereizt und unlustig hatte er sich auf sein Lager geworfen. Er sah unablässig ihr Bild vor seinen Augen, verlockend, bezaubernd, wie sie es zu sein vermochte, und doch hätte er es aus seiner Seele reißen mögen. Ihre aufwallende Zärtlichkeit und Liebe hatten mehr seine Sinne erhitzt, als seinem Herzen wohlgethan, und ihre Aeußerungen auf dem Balle, die leichtsinnige Verkehrtheit, mit welcher sie dann bei ihrem

Abschiede die Angelegenheit der Gräfin behandelt, verletzten ihn in der Erinnerung nur noch lebhafter. Zornig schalt er sich einen Thoren, daß er gewähnt habe Leontinen nützen, und sie für die ernste Lebensanschauung gewinnen zu können, zu welcher er allmälich gekommen war. Verlangte sie doch Nichts, als immer neue leidenschaftliche Erregung, was konnte sie also mehr gewähren, als vorübergehenden Genuß. Kaum aber hatte er diesem Gedanken Raum gegeben, als er davor erschrak, sie mit solchem Urtheile erniedrigt zu haben. Es war ihm, als müsse er sie jetzt verlassen, und mitten darin ergriff ihn die Frage: was wird aus ihr werden, wenn du von ihr gehst? Wer wird sich ihrer bemächtigen? Welchem neuen Irrthume wird sie anheim fallen?

Der Kopf brannte ihm in trockner Hitze, alle Pulse schlugen ihm, seine Gedanken trieben mit verwirrender Hast willkürlich umher. Bald zündete er die Lampe an, um lesend die Beschäftigung mit Leontine los zu werden, bald legte er das Buch fort und löschte die Lampe aus, weil die Bemerkung, daß er die gedruckten Worte nur mit den Augen erfaßte, ihn nur noch unmuthiger machte. Endlich kam er zu dem Vorsatz, sich von ihr zu trennen. Er stand auf, fest

entschlossen abzureisen, aber noch während er überlegte, wohin er sich zunächst wenden solle, sagte er sich, Leontine werde ihn dann vermissen, werde dann einsehen, was sie an ihm besessen habe, welche Stütze für ihre ganze Zukunft, welch ein Segen seine starke aufrichtige Neigung für sie hätte werden können. Er hatte reisen wollen, um sie aufzugeben, und ohne es zu ahnen sah er die Entfernung nur als den Weg an, der ihn zu ihr, oder sie ihm entgegen führen müsse.

Weil er es bisher leicht gefunden hatte, Oskar in seinen Reiseplanen zu bestimmen, nahm er in seinen Ueberlegungen keine sonderliche Rücksicht auf ihn, und da die Frühstücksstunde, bei welcher sie immer allein miteinander waren, gewöhnlich von dem Hauptmann zur Besprechung aller etwaigen Vorkommnisse benutzt wurde, beschloß er, nachdem sich Oskar niedergelassen, mit seinen Absichten hervor zu rücken. Er erhob sich, trat an das Fenster und sah hinaus. Es war ein nebliger Morgen, ein leichter Reif bedeckte die Bäume und Sträuche des Gartens, und fing da, wo die Sonne hintraf, bereits in glänzende Tropfen zu zerschmelzen an, während die Häuser, welche jenseits des Gartens lagen, noch ganz unsichtbar waren. Im Kamin waren

Rebstöcke, Pininenäpfel und Holz aufgeschichtet, aber das Holz war noch nicht recht in's Brennen gekom- und schwelte langsam knisternd fort, ohne eine merkliche Wärme zu verbreiten.

Der Hauptmann ging vom Fenster nach dem Kamine. Oskar hatte seine Tasse geleert, seine Cigarre angebrannt, und ein Geschichtswerk zur Hand genommen, mit dem er sich seit längerer Zeit beschäftigte. Der Hauptmann rückte die Scheite anders zurecht und setzte sich mit dem Blasebalg auf den niedrigen Sessel am Feuer nieder, die Flamme anfachend, in der Erwartung Oskar solle darauf achtsam werden. Der aber sah nur von seinem Buche auf, um mit dem Bleistift Namen und Zahlen auf das nebenliegende Blatt zu schreiben, und es blieb also dem Andern Nichts übrig, als von seiner Seite das Gespräch anzuknüpfen.

Es wird Winter! sagte er.

Wir haben morgen schon den Weihnachtsabend, entgegnete Oskar, dafür ist das Wetter äußerst mild!

Behaglich aber ist's hier ganz und gar nicht! meinte der Hauptmann. Es ist frostig und rauh am Morgen und am Abend, und die heiße Mittagssonne hält nicht schadlos für die kalten Zimmer mit ihren

schlecht verwahrten Fenstern und Thüren! Mich wenigstens treibt mehr die Kälte der Wohnung als die schöne Luft auf die Straßen und zum Hause hinaus! fügte er hinzu, indem er den weichen, langen Schlafrock um die Knieen schlug, und die Füße gegen das Feuer streckte.

Sein Gefährte antwortete ihm nicht, er mußte also von Neuem beginnen. Wenn ich der köstlichen Wintertage in Algier gedenke, in denen man eigentlich erst recht jenes volle Wohlbehagen am Dasein empfand, das nur durch eine dem Organismus gänzlich angemessene Luft und Wärme erzeugt wird, so scheint mir Rom jetzt ganz entschieden winterlich und unbehaglich, und ich begreife nicht, weshalb wir hier verweilen.

Wir können doch nicht nach Algier gehen! warf Oskar hin, indem er unmuthig über die fortdauernden Störungen von seinem Buche auffsah.

Nein! nicht nach Algier, aber nach Neapel, nach Sicilien, nach Malta könnten wir gehen.

Und wieder ließ Jener den Vorschlag unbeachtet, so daß Saint Armand endlich mit der Frage hervortreten mußte: was meinen Sie Oskar, wenn wir einen Geniestreich machten und gingen heute oder morgen, oder meinetwegen nach dem Weihnachtsfeste

schnell nach Neapel? Da wir Schweden einmal verlassen haben, ist es thöricht in der Fremde unnöthig von Kälte zu leiden. Ich meine, wir entschließen uns kurz und schnell!

Wie kommen Sie auf den Einfall? rief der junge Baron, offenbar davon überrascht, daß der Hauptmann auf seinem Gedanken zu beharren schien

Ich habe nicht mehr Ihr Jugendfeuer, mit dem Sie sich überall wohlbefinden, meinte Saint Armand, ich möchte mehr nach Süden gehen und ich habe auch noch andere Gründe. —

Rom zu verlassen? fiel ihm Oskar fragend in das Wort, und der Andre bejahte es einsilbig und trocken. Diese Weise aber beleidigte den Jüngling. Hätte Saint Armand ihm gesagt, was ihn zu dem Wunsche zeitweiliger Entfernung bringe, hätte er die Einwilligung in die nahe Abreise als einen Freundschaftsdienst gefordert, so würde er seinen Zögling möglicher Weise zugänglicher für seine Absichten gefunden haben. Jetzt aber, wo Oskar mit Recht die Gründe zu kennen meinte, die dem Hauptmanne Rom in diesem Augenblicke verleideten, verdroß ihn die Verstecktheit, mit welcher er seine Absicht durchzusetzen suchte, und er sagte mit anscheinendem Gleichmuth: Sie wissen

wohl, daß ich an eine Abreise von Rom nicht denken darf.

Und weshalb nicht? rief Saint Armand mit einer Ungeduld, die er gegen jeden Andern, nur gegen Oskar nicht zu bemeistern wußte.

Weil ich zum ersten Male eine Art von Studien begonnen habe, die mir Freude machen, denn ich komme vorwärts! und endlich — endlich habe ich auch noch andre Gründe! setzte er parodirend hinzu.

Saint Armand hatte schon lange eingesehen, daß Oskar nicht mehr der Knabe war, als welcher er Italien betreten hatte. Er wußte auch, daß er selber keinen direkten, sondern höchstens einen unwillkürlichen Einfluß auf dessen Veränderung geübt. Wer erziehen will, muß ganz fertig sein mit sich selbst, muß Liebe genug besitzen durch jeden Fortschritt seines Zöglings erfreut, durch keine seiner Handlungen persönlich verletzt zu werden. Er muß sich gleichstellen können mit dem Verständniß und mit der Empfindung eines Werdenden, und doch mit der eigenen Einsicht in jedem Augenblicke über ihm stehen. Das ist eine Kunst, in welcher es nur wenig Meister giebt, und Saint Armand fehlten sogar alle Grundbedingungen zu derselben. Er war durch seine eigenen Angelegenheiten

in Anspruch genommen und bewegt, er hatte keine Liebe für Oskar, sondern war mit einem Vorurtheile gegen ihn und mit dem Glauben, daß nie etwas Rechtes aus dem Jüngling werden könne, an ihn herangetreten. Seine gleichgültige Lässigkeit hatte Oskar's scheue Natur vollständig zurückgestoßen, und weil dieser sich Anfangs in des Hauptmanns Willen, wie in eine ihm aufgezwungene Nothwendigkeit gefügt, hatte Saint Armand sich einen Ton des Hochmuthes gegen seinen Zögling angewöhnt, den Oskar mehr und mehr zurückwies, der ihm mehr und mehr unerträglich fiel, je weiter er sich entwickelte. Ihr Verhältniß war dadurch Beiden lästig geworden, aber noch hatten Beide einen förmlichen Streit zu vermeiden gewußt, als Oskar's ihn parodirende Aeußerung den Hauptmann reizte.

Oskar! rief er mit heftiger Aufwallung, Sie vergessen, was Sie mir schuldig sind! Aber mit schneller Klugheit seinen Mißgriff erkennend und einlenkend, fügte er hinzu: Sie vergessen, daß ich verantwortlich für Sie bin.

Ich dachte grade daran, erwiderte Oskar ruhig, als ich Ihnen erklärte, daß meine Studien mir die Abreise unmöglich machten.

Der Hauptmann, schon getroffen von der früheren Weise seines Genossen, wurde es noch in höherem Grade durch die Ruhe desselben, denn Ruhe, soweit sie nicht Folge eines kalten Temperamentes ist, ist immer ein Zeichen der Reife. Er hatte einen Jüngling zurechtweisen wollen, nun fand er, daß er einem Manne zu stehen habe, und eingedenk der alten Soldatenregel, daß der Hieb die beste Deckung sei, sagte er: Die Studien sind es nicht, die Sie hier fesseln. Es sind die andern Gründe, deren Sie erwähnten; und Sie um die Erklärung derselben zu bitten, sehe ich, da es so weit gekommen ist, für meine Pflicht an.

Oskar sprang von seinem Sitze auf. Kapitain! rief er im Tone zorniger Entrüstung, dann faßte er sich, setzte sich nieder, und sagte, seine Aufregung beherrschend, aber mit großer Festigkeit und Schärfe: Ich habe vielleicht dieselben Gründe hier zu bleiben, die Sie wünschen machen, fortzugehen! Indeß darauf kommt es gar nicht an, da ich keine Neigung und keine Nothwendigkeit fühle, mich über meine Gedanken zu erklären, so lange meine Handlungen keine unerlaubten sind. Wir sind Protestanten, und zu meinem Beichtiger hat der König Sie nicht ernannt.

Die Mischung von Festigkeit und jugendlichem

Trotze reizte den Hauptmann auf das Aeußerste. Die Adern auf seiner Stirne schwollen mächtig an, ein schweres, herausforderndes Wort schwebte auf seinen Lippen, plötzlich aber nahm er sich ebenfalls zusammen. Das Bewußtsein, neben Oskar ein ihm von seinem Könige anvertrautes Amt zu verwalten, band ihm die Zunge, und sich bezwingend, sagte er: Ihre Aeußerung trennt uns, Oskar! Ich werde dem Könige noch heute melden, daß ich Ihnen Nichts mehr zu sein vermag. Bis er mich aber selbst von meinem Auftrage entbindet, vergessen Sie nicht, daß ich jetzt nicht mehr freiwillig, sondern durch ein dem Könige geleistetes Versprechen neben Ihnen weile! — Damit verließ er das Zimmer, und Oskar blieb mit einem Gefühl der Reue und der Beschämung zurück.

Es war im Grunde das erste Mal, daß der Hauptmann ihm wirklich einen großen Eindruck gemacht, ihm wirklich Achtung geboten hatte, und während Oskar noch vor wenig Augenblicken gewähnt hatte, in nothwendiger Weise sein persönliches Recht zu wahren, dachte er jetzt nur daran, daß er ein Unrecht gegen Saint Armand begangen und zu sühnen habe. Er hätte ihn aufsuchen, ihm sagen mögen, daß er seine Heftigkeit bereue, es that ihm leid, daß Saint Ar-

mand die Einnahme verlieren sollte, welche ihm als seinem Begleiter zugesichert worden war, aber ein eben so lebhaftes Gefühl, das er sich jedoch nicht eingestand machte ihn zaudern. Es war ihm erwünscht der Aufsicht und Herrschaft Saint Armand's ledig zu werden, selbst auf die Gefahr hin, sich den Tadel seines königlichen Beschützers zuzuziehen, und obschon er entschlossen war den Hauptmann zu versöhnen, zögerte er von Minute zu Minute, um diese Versöhnung erst zu Stande zu bringen, wenn es unmöglich war, das Schreiben an den König ungeschehen zu machen.

Schneller als in dieser Stunde hatten des jungen Mannes Gedanken und Empfindungen überhaupt niemals mit einander abgewechselt. Bald fühlte er in voraussehender Freude seine erlangte Freiheit, bald schalt er sich einen Thoren, daß er sich so lange beherrschen lassen, und dann wieder dachte er, wie er der unabweislichen Unzufriedenheit des Königs zu begegnen habe und wie einsam er sein werde, wenn der Hauptmann nach Schweden heimkehren sollte. Er überlegte, ob man ihm einen andern Begleiter aufdringen, was man thun werde? — Das Erstere war nicht wohl möglich, denn seine Großjährigkeit stand mit seinem vollendeten zwanzigsten Lebensjahre nahe

bevor, man hatte ihn keines Unrechtes zu zeihen, das eine verlängerte Bevormundung nöthig erscheinen lassen konnte, und er traute es sich zu, seine Unabhängigkeit fortan zu behaupten. Er ging voll Selbstgefühl und Zuversicht im Zimmer auf und nieder, bis ihm plötzlich einfiel, der König könne ihm befehlen, seine Reise aufzugeben und nach Schweden heimzukehren, und dies nicht zu thun, war er fest entschlossen.

Von Rom bringt keine Macht mich fort! rief er so lebhaft, daß er selbst auf den Ton seiner Stimme achtsam wurde; und wie das Jedem begegnet, der nicht die Gewohnheit hat, mit sich selbst zu sprechen, war ihm der laute Ausruf unheimlich. Jetzt erst trat ihm die Antwort wieder deutlich vor die Seele, welche er Saint Armand gegeben hatte, und er erröthete, als er daran dachte. Wie war er darauf gekommen? Wie war es ihm möglich gewesen? Wie hatte er es aussprechen, vor dem Hauptmann aussprechen können, was er sich selber nie gesagt? — Aber es war so, er konnte Rom nicht verlassen, weil er Anna liebte, er mußte bleiben, weil seine Liebe, seine Eifersucht ihn an ihre Nähe bannten.

Ein ganz neues Leben begann damit für ihn. Es war ihm, als erwache er aus einem Traume, als

sei ein Bann von ihm genommen. Er war glücklich und stolz, das Herz war ihm zum Zerspringen voll von Freude. Wie eine ferne Vergangenheit lag der gestrige Tag, lag die letzte Viertelstunde hinter ihm. Er hatte für nichts mehr einen Gedanken, nicht für den Streit mit Saint Armand, nicht für das Unrecht, das ihm nach seiner Meinung Anna gestern auf dem Balle angethan, er hatte kein anderes Bewußtsein als das glückseelige Gefühl seiner Liebe, mit der er sich plötzlich um viele Jahre und Erfahrungen älter, frei, selbstgewiß, als Mann empfand.

Bei seinen Studien, in seiner Wohnung zu bleiben, wäre ihm nicht möglich gewesen. Er kleidete sich schnell an, und blieb dazwischen immer stehen, sich zurückzurufen, wie es denn früher gewesen wäre? — Er wollte den Hauptmann aufsuchen, ihn um Verzeihung bitten, ihn hindern an den König zu schreiben, denn jetzt war seine Anwesenheit ihm nicht mehr störend. Nicht Saint Armand's Herrschsucht, seine eigene blöde Befangenheit hatte das Verhältniß zwischen ihnen verdorben, und wie Oskar sich jetzt empfand und dachte, konnte ein Reisegefährte wie der Hauptmann, ihm nicht mehr drückend werden. Indeß er fand ihn nicht in seinem Zimmer, der Diener

sagte, er sei ausgegangen. Oskar beruhigte sich darüber, er konnte auch später die Versöhnung bewirken, sie konnte auch unterbleiben, es war ihm im Grunde Alles recht und Alles auch wieder eine Nebensache in seines Herzens Wonnetrunkenheit.

Als er auf die Straße kam, fiel es ihm ein zu Flora zu gehen, doch gab er auch das wieder auf. Was sollte er ihr sagen, die ihn nicht begreifen konnte, die nicht liebte wie er, und also ein harmloses Kind war neben ihm. Er hatte tausend Einfälle. Bald wollte er in die Villa Borghese hinaus gehen, in der er Anna zuerst in stiller Ruhe gesprochen hatte, dann in ein Museum, das sie am Mittage zu besuchen vorgehabt. Aber er hatte kein Bedürfniß sie zu sehen, er hatte eigentlich Scheu davor, und mit einem Male kam ihm die Lust an, Walther in seinem Studio aufzusuchen, mit ihm von dem gestrigen Abende zu sprechen, und ihn so wo möglich zu Erzählungen von Anna's früheren Tagen zu bewegen. Er wußte so wenig von ihr; sie sprach so selten von sich; indeß er liebte, er bewunderte auch das, denn es entsprang aus ihrer Bescheidenheit und aus ihrer antheilvollen Güte für die Andern. Die Eifersucht, welche bisher er bewußt und unbewußt gegen den Professor gehegt, war

in diesem Augenblick verschwunden, denn weil der Jüngling seine Liebe wie ein Allmächtiges empfand, trat jedes Andre, trat Alles, was ihn bisher beunruhigt und gehemmt hatte, davor zurück, ja es war für ihn auch in der Erinnerung kaum noch vorhanden.

Als er in das Atelier trat, fand er nur die Schüler in dem ersten Saale. Der Meister hatte ein Modell bei sich, wie man ihm sagte, und durfte nicht gestört werden. Daß er seinen Willen heute nicht erreichen konnte, dünkte Oskar befremdlich, und eben wollte er sich entfernen, als er oben auf den Böden, auf welchen frühere Skizzen und Entwürfe des Professors neben Abgüssen von vollendeten Werken aufgestellt waren, zum erstenmale den Abguß des Charitaskopfes gewahrte, zu dem Anna in ihrer Jugend das Motiv gewesen war. Er that einen Ausruf der Ueberraschung, und während er sonst als ein schüchtern schweigender Begleiter des Hauptmanns in dem Atelier erschienen war, forderte er plötzlich mit dem Tone der Berechtigung, daß man die Büste herunternehmen solle. Der Schüler Walthers, der gewohnt war seinen Meister bei den Besuchen von Kunstkennern und Kunstfreunden zu vertreten, wunderte sich über die ihm neue Weise des Jünglings, rief aber einen Ar-

beiter herbei und ließ die Büste so aufstellen, daß Oskar sie betrachten konnte.

Er versank in Schweigen davor, oder er zwang sich zum Schweigen und zur Ruhe, denn er hätte Anna's Namen rufen und in die Knie sinken mögen vor dem Abbild ihrer Jugendschöne. Wie liebte er diese edle Stirne, diesen sanft geschlossenen Mund, der immer nur Worte der Güte für ihn gehabt, wie sehnte er sich den Strahl ihrer Augen jetzt zu empfinden, da die Liebe lebendig in ihm geworden war. Er konnte sich nicht satt sehen an dem schlanken Halse, an dem Nacken, auf dem sich die beiden Löckchen ihres schönen Haares kräuselten. So war es noch heute. Tausendmal hatte sein Auge diese Löckchen betrachtet, wenn sie abgewendet von ihm mit Andern im Gespräche gewesen war. Noch gestern hatte er diese Schultern, diesen Busen gesehen, zum ersten Male — er war wie von einem Taumel ergriffen. Er mußte sich losreißen.

Was ist der Preis dieser Büste? fragte er in einer Aufregung, die dem jungen Künstler nicht entgehen konnte. Sie ist nicht verkäuflich! entgegnete er Oskar ablehnend.

Und weshalb nicht? Es sind doch sonst Abgüsse

aus diesem Atelier geliefert worden? fragte dieser, ungeduldig auf Widerstand zu stoßen.

Ja wenn die Formen noch vorhanden waren! belehrte der Bildhauer. Von diesen ersten Arbeiten des Professor existiren sie aber nicht mehr.

So bestellen Sie Herrn Professor Walther, daß ich eine Kopie dieser Büste in Marmor, und zwar je eher, je lieber zu haben wünsche! sagte Oskar, und haben Sie die Güte, ihm mit meiner Empfehlung meine Karte zu geben.

Der junge Künstler verneigte sich, Oskar verließ das Atelier, zum ersten Male erfreut über seinen Reichthum, weil er ihm die Möglichkeit gewährte, sich das schöne Bildniß der Geliebten anzueignen, und es von dem Manne ausführen zu lassen, der ihm vielleicht die Liebe Anna's neidete. Er war sehr glücklich auch über diesen vermeintlichen Triumph, denn daß der Bildhauer es ihm abschlagen könne, die Arbeit für ihn zu übernehmen, daran dachte er nicht. Wer glücklich ist, glaubt an kein Mißlingen.

Fast neben der Werkstatt des Professors lag die Reitbahn eines Pferdeverleihers, von dem Oskar ein Pferd für die Zeit seines Aufenthaltes gemiethet hatte. Er ging hinein, befahl zu satteln, warf sich

auf das Pferd und ritt schnell die Straßen hinab, an der Wohnung der Geliebten vorüber, und da er Niemand an den Fenstern sah, zum Thore hinaus, den Weg nach Norden, den er gekommen war, den sie gekommen war, bei ihrer Ankunft nach Rom, das ihn jetzt auch die Stadt der Städte dünkte.

Pfeilschnell trug das feurige Thier ihn durch den hellen Morgen. Die Nebel waren vor der Sonne fortgezogen, sie hatte die Nässe vom Boden aufgetrunken, und klar und leuchtend schimmerten Villa Madama und die andern Villen zwischen ihren stolzen Eichen, Cypressen und Pinien von den Höhen herunter. Er sah die einzelnen Gegenstände kaum, aber der heitere, prächtige Eindruck der ganzen Natur begegnete seinem eigenen Empfinden und steigerte es noch. Er kam sich wie ein König vor, ihm gehörte die Welt, ihm gehörte die ganze Zukunft, denn er liebte. Er hatte eine schöne, edle Geliebte, er war ihrer Gegenliebe gewiß, was sie begehren, was sie wünschen konnte, das wollte er werden, das wollte er thun, das wollte er ihr zu Füßen legen. Er und Alles was er besaß und war, gehörte ihr — aber sie, die Geliebte mußte auch ihm gehören.

Er vermißte ihre Nähe nicht in diesen Stunden.

Er dachte an die Marmorbüste, an das Zimmer in Dalholm, in welchem er sie aufstellen wollte, dem Bilde seiner Mutter gegenüber. Er erinnerte sich des Morgens am Lago Maggiore, da er Anna gebeten hatte, seine Lehrerin zu sein, und des spätern Tages, an dem er sie aufgefordert ihm nach Dalholm zu folgen und die Mutter seiner Untergebenen zu werden. Das dünkte ihn jetzt Alles rührend und komisch zugleich, und er sagte sich daneben doch wieder mit einem gewissen Stolze, daß er ihren Werth von Anfang an empfunden und erkannt, daß er sie geliebt habe, seit er sie gesehen, und daß diese Liebe ihm ein Anrecht auf sie gebe.

Planlos ritt er immer weiter die Heerstraße entlang. Endlich an dem sogenannten Grabmale des Nero überholte er den Wagen eines Vetturins, der eine Anzahl Reisender von Rom gegen Norden führte. Ein schwedischer Maler, den Oskar kennen gelernt hatte, befand sich unter ihnen. Als er Oskar gewahrte, rief er ihm ein Lebewohl zu. Dieser ritt an den Wagen heran, dem Vetturin war es willkommen einen kleinen Halt zu machen.

Gehen Sie fort von Rom? fragte Oskar. — Ja leider! sagte der Maler, meine Zeit war lange um,

ich war nahezu vier Jahre hier. Und Sie Herr Baron?

Ich reite spazieren! antwortete dieser sorglos.

Sie Glücklicher! rief der Maler, in diesem Augenblicke Jeden beneidend, dem die Rückkehr möglich war nach Rom. Aber über Oskar's Gesicht flog ein strahlendes Lächeln bei dem Ausruf des Künstlers. Ja! ich Glücklicher! wiederholte er, ich kehre gleich zurück nach der Stadt! und während er das sagte, kam es ihm unbegreiflich vor, daß er sie überhaupt verlassen hatte, daß er hier, daß er nicht bei Anna war. Mit schneller Hand wendete er sein Pferd. Leben Sie wohl! rief er dem Künstler zu, und glückliche Reise. In Schweden sehen wir uns wieder.

Wann kommen Sie heim? fragte der Künstler. Wie kann ich das wissen! rief Oskar, seinen eigenen Gedanken folgend. — Sie Glücklicher! sprach der Maler noch einmal, reichte ihm die Hand zum Schlage hinaus, und der Wagen fuhr gen Norden von dannen. Oskar drückte seinem Rappen die Sporen in die Seiten. Ja wohl ich Glücklicher! rief er noch einmal aus, indem er jubelnd seinen Hut in die Luft schwenkte, während er auf seinem schnellen Rosse der ewigen Stadt zujagte.

Aber nur mit sich beschäftigt, hatte er seines armen

Thieres nicht gedacht, und plötzlich wurde er nun gewahr, wie sehr er es angegriffen hatte. Statt fortzustürmen wie sein Herz ihn trieb, sah er sich gezwungen, Schritt zu reiten, bis er eine Osterie am Wege erreichte, in der er halten und sein Pferd ruhen und füttern lassen konnte. Er selbst war auch der Nahrung bedürftig. Die stattliche Wirthin brachte ihm Eier, Brod und Wein. Sie setzte sich zu ihm, während er aß und trank, und fragte woher er wäre? Als er ihr das beantwortet hatte, wollte sie wissen, wie lange er in Rom sei? und wie es ihm gefalle? und ob er den heiligen Vater schon gesehen habe? — Sonst hatten solche Fragen ihn belästigt, heute gefielen sie ihm, denn sie verkürzten ihm die Zeit. Da er so freundlich Bescheid gab und keine anderen Gäste ihrer bedurften, ging die Unterhaltung immer weiter.

Sind Sie allein nach Rom gekommen aus Ihrem fernen Lande? forschte sie. — Nein! ich kam nicht allein. — Mit Vater und Mutter? Ich habe nicht Vater nicht Mutter mehr! — Aber Sie haben Brüder und Schwestern? — Auch die sind todt! sagte Oskar. — Die Wirthin schlug mitleidig die Hände zusammen: Armer Jüngling! rief sie, alle Etikette vergessend, und mit dem feinen Takte ihres Volkes

es augenblicklich bereuend, daß sie ihm durch ihr Beklagen schmerzliche Erinnerungen wach gerufen habe, fügte sie heiter hinzu: so haben Sie doch sicher eine Braut?

Ja! die habe ich! rief er, und das Herz schlug ihm gegen die Brust, als er dies Geständniß seiner Liebe und seiner Hoffnung zum erstenmale vor einem Menschen, mit dem einen Worte aussprach. Er ergriff das Glas und leerte es mit raschem Zuge.

Nun war die Römerin erst recht in ihrem Elemente. Und sie ist schön? fragte sie. Oskar hatte das größte Vergnügen von der Unterhaltung. Sehr schön! sagte er mit entzücktem Erinnern. Eine Italienerin? — Nein! eine Deutsche! — Wie alt? — Wie alt? wiederholte er, das weiß ich nicht! — Was? Sie wissen das Alter Ihrer Geliebten nicht? — Nein! Sie hat es mir nie gesagt! — Die Römerin lachte. Glückliche Jugend! sagte sie, die nach dem Alter noch nicht fragt. Ist sie schon sechszehn Jahre? siebzehn vielleicht? — Sie ist älter als ich! gab Oskar unbefangen und ehrlich zur Antwort. Das wurde der Wirthin bedenklich. Aelter als Sie? sprach sie ihm nach, es ist doch keine verheirathete Frau Signor! Sie sehen freilich nicht aus, als ob Sie auf fremdem Felde

jagten? — Nein sie ist nicht verheirathet! beruhigte sie Oskar, aber der fröhliche Reiz der Unterhaltung war für ihn mit dem Erstaunen der Römerin über seine Liebe für eine ältere Frau dahin. Er stand auf nach seinem Pferde zu sehen, und da er es wohl besorgt fand, befahl er, man möge es ihm nach einer kleinen Weile vorführen. Er selbst kehrte nicht mehr in die Stube zurück, sondern setzte sich unter dem Weindach vor dem Hause nieder. Die Wirthin kam ihm dahin nach. Sei es, daß der schöne junge Fremde ihr gefiel, oder daß sie glaubte, den leisen Unmuth beschwichtigen zu müssen, den sie heraufbeschworen zu haben fühlte, sie fing auf's Neue mit ihm zu plaudern an.

Es ist eine sonderbare Sache Signor! mit der Ungleichheit des Alters zwischen Mann und Weib. Sie schadet der Liebe nicht, so lange der Brautstand währt, aber wenn die Ehe nachkommt, dann ist's ein Andres. Ich kenne mich darauf. — Oskar entgegnete nur ein gleichgültiges: in der That! — Das schreckte sie aber gar nicht ab. Als ich jung war, fuhr sie fort, sehr jung, nur fünfzehn Jahre, da war ich — Ihr mögt es immer glauben — schöner als viele Andre, und Filippo, mein lieber Mann, der nun in's

Paradies gegangen ist, war groß und stattlich wie kein Anderer in der ganzen Gegend. Es war unmöglich, ihm seine vierzig Jahre anzusehen, und wie zum Tanz sprang ich vergnügt in das Ehebett. Indeß die Ehe ist eine ernsthafte Sache! Wir waren zwar wie die Tauben zusammen, ein Jahr, zwei Jahre, mehrere Jahre. Dann aber merkte Filippo, daß er älter geworden war. Das Haar wurde ihm grau, meines blieb schwarz. Seine Kraft nahm ab, die meine war noch im Wachsen, die alten Männer gesellten sich zu ihm, zu mir die Jungen! — und Signor! was wollen Sie! wenn der Eine abwärts geht und der Andere aufwärts, so kommen sie von einander. Wir merkten das auch Beide endlich. Filippo wurde grämlich, das machte mich verdrießlich. Er hielt mich mit Eifersucht neben sich fest, obschon er, Gott weiß es! keinen Anlaß dazu hatte. Aber wer will sich ohne Anlaß quälen lassen? — Je grämlicher er wurde, je mehr fühlte ich, daß er alt sei und ich jung, und ohne seinen Tod zu wünschen, war doch die Zeit oftmals gekommen, wo ich es bereute, mir in meinen jungen Tagen keinen jungen Mann genommen zu haben. — Sie hielt eine kleine Weile inne, und sagte dann, um einen Abschluß zu machen: Mein

Mann hat lange gelebt. Als er starb, war es mit meiner Jugend auch vorbei, und nun habe ich gar Nichts vom Leben. Einen jungen Mann mag ich mir nicht nehmen; wie die Alten sind, das habe ich kennen lernen, da bin ich denn allein geblieben, eine arme, verlassene Wittwe, sagte sie mit einem Seufzer, den ihre lachenden Augen und vollen Lippen Lügen straften. Aber glauben Sie mir, Signor! es lebt sich schlecht allein für eine arme Frau! —

Oskar hörte ihr so ernsthaft zu, daß er es nicht beachtete, als das Pferd ihm vorgeführt wurde. Erst als die Wirthin ihre Erzählung ganz beendet hatte, stand er auf, fragte nach der Zeche, bezahlte sie, gab dem Stalldiener sein Trinkgeld, und ritt davon, ohne eine Sylbe mit der Frau gesprochen zu haben. Sie und der Stallknecht sahen ihm verwundert nach, indeß sie waren bald mit ihrem Urtheil fertig. Es ist ein Fremder! sagte der Bursche achselzuckend. Ja! bestätigte die Wirthin, die mehr von ihm wußte, und die Fremden sind Narren, Alle mitsammen! Ein Jüngling, schön wie die Sonne, und liebt eine alte Person! Welche Dummheit! Dann ging sie in das Haus, ohne zu ahnen, welchen Eindruck ihre Erzählung auf den Gast gemacht.

Er war beklommen, er fühlte sich bedrückt, er wußte nicht wovon. Was ging es ihn an, daß die fünfzehnjährige Römerin einen alten, eifersüchtigen Mann geheirathet hatte? was kümmerte es ihn, daß sie ihre verlorene Jugend beklagte? Aber er war doch verstimmt und blieb verstimmt. Das Wetter kam ihm nicht mehr so schön vor als am Morgen, es lagerten sich auch wirklich einige Wolken um die Höhen, von denen die Villen so heiter hernieder geleuchtet hatten, als er hinaus geritten war. Der Weg dünkte ihn lang, der schlechte Anbau des Landes fiel ihm auf, sein Pferd selbst schien ihm nicht den leichten Gang zu haben, nicht fügsam zu sein, trotz seines Feuers, wie sonst immer. Es zeigte sich unruhig, Oskar selbst ungeduldig, und froh ein Wesen zu finden, an dem er seinen Mißmuth auslassen konnte, behandelte es heftig, das Pferd wurde wild, und er hatte Noth, es wieder in Ordnung zu bekommen. Es ging Alles nicht, wie er wollte, seit er mit der schwatzhaften Wirthin gesprochen. Wie habe ich mich aber auch mit solchem Weibe in solche Unterhaltung einlassen können! sagte er endlich, sich selber tadelnd. Wie konnte ich mit solcher Frau von Anna sprechen! Es war ihm, als habe er Anna damit ein Unrecht

gethan, als habe er ihr Etwas abzubitten, und da er sich in seinem Herzen vor ihr demüthigen konnte, stieg ihr Bild wieder hell und klar aus der Trübe hervor, welche es ihm für eine Weile verschleiert hatte. Er athmete erleichtert auf, und doch kamen der Schwung, die Seeligkeit, die er noch vor wenig Stunden gefühlt, ihm jetzt nicht wieder. Er hatte am Morgen keinen Zweifel irgend einer Art gekannt, nun kamen sie ihm nach. Der gestrige Abend besonders gab ihm zu denken. Weshalb hatte Anna es ihm verweigert mit ihm zu tanzen? Weshalb hatte sie sich so ungewöhnlich geschmückt? Was mochte sie denken, daß er den Ball mit solcher Heftigkeit verlassen hatte? Heftigkeit quälte sie und war ihr verhaßt. Sonst hatte sie ihm hie und da eine Zeile geschrieben, wenn sie mit ihm besonders zufrieden, oder wenn sie einmal unzufrieden mit ihm gewesen war. Er bildete sich ein, er werde zu Hause Nachricht von ihr finden, und mit dieser Hoffnung im Herzen langte er in seiner Wohnung an. Es war kein Brief, keine Botschaft von ihr da.

Er ließ den Diener das Pferd in den Stall reiten, und sich ein Mittagbrod in seine Wohnung bestellen. Mit Fremden oder auch mit dem Hauptmann

wie sonst zusammen zu speisen, wäre ihm eine Last gewesen. Während sein Diener die Bestellung ausrichtete, überlegte Oskar, was er Anna sagen sollte, wenn er sie wiedersehen würde. Es war nach drei Uhr. Um sieben Uhr, nach der Mahlzeit, pflegte er sonst, wenn auch nur für einige Augenblicke, zu ihr zu gehen, heute fehlte ihm in doppeltem Sinne der Muth dazu. Er fürchtete ihren Tadel und sein volles Herz. Er wußte nicht, was er thun sollte, und seine Sehnsucht nach Anna erwachte jetzt plötzlich, um sich von Minute zu Minute zu steigern. Er setzte sich nieder ihr zu schreiben, aber was er ihr sagte, paßte ihm Alles nicht, drückte nicht aus was er empfand, erklärte ihr nicht wie Alles so in ihm gekommen war. Er zerriß die verschiedenen angefangenen Blätter, und da er nicht zu ihr gehen mochte, ehe er ihres freundlichen Empfanges sicher war, schrieb er ihr das folgende Billet.

Liebe Anna! ich möchte Ihnen gern erklären, was mich gestern von dem Balle fortgetrieben hat, aber ich kann das nur thun, wenn Sie mir vorher sagen, daß Sie mir nicht böse sind!

Solche kleine Zettel hatte er ihr vielmals geschickt, dieser that ihm nicht genug, und machte ihm doch in

anderm Sinne Freude. Er war zufrieden, daß er sein Herz überwunden und Nichts verrathen hatte von dem, was ihn bewegte. Er schärfte dem Diener ein, den Brief nur dem Fräulein selbst zu übergeben, und nicht zurück zu kommen ohne eine Antwort. Er fragte sich, was Anna ihm erwidern würde, er stellte sich das Günstigste und das Uebelste vor, jeden Falls aber erwartete er einen schriftlichen Bescheid, denn an dieser Antwort hing für ihn die Entscheidung seiner Zukunft. Je länger der Diener ausblieb, um so sichrer war er überzeugt, daß Anna ihm schreiben werde. Es fiel ihm ein, daß sie den Bildhauer gesehen, daß dieser ihr von der Bestellung erzählt haben könne, welche Oskar ihm gemacht, daß Anna darin eine Anmaßung finden, daß sie daraus das Geheimniß seines Herzens errathen haben, daß ihr Brief ihn für immer aus ihrer geliebten Nähe bannen würde. Er stand am Fenster, die Rückkehr des Boten zu erwarten. Als er ihn kommen sah, ging er ihm die Thüre zu öffnen, denn jeder Augenblick war ihm so wichtig. Nun! rief er ihm entgegen und streckte die Hand aus, die schriftliche Antwort in Empfang zu nehmen. Aber es war kein Brief da. Das Blut stockte ihm in den

Adern. Sie bringen keine Antwort? rief er, das Fräulein hat nicht geschrieben?

Nein! sagte der Diener, eine Empfehlung, das Fräulein wäre zu Hause und erwarte den Herrn Baron! —

Außer sich vor Freude eilte Oskar davon.

Zweites Kapitel.

Anna hatte eigentlich am Morgen den Besuch ihres Schützlinges erwartet, denn so oft er bisher irgend Etwas gethan, was ihr mißfällig gewesen, war er immer schon in der Frühe gekommen, sich deshalb gegen sie zu erklären, sich, wenn er konnte, zu rechtfertigen, und ihre Verzeihung zu erlangen. Daß er dies Mal ausblieb, war ihr aufgefallen, ja sie hatte ihn vermißt, denn er war ihr werth geworden durch seine Hingebung, in einer Epoche ihres Lebens, in der sie sich vereinsamt gefühlt, und in welcher es ihr ein Trost gewesen war, ihr Dasein für Andere nützlich und wichtig zu glauben. Sie hing an seiner Entwicklung, deren Fortschritte sie freuten, sie trug wirklich Sorge um ihn, und nur die Rücksicht, ihn durch einen zu lebhaft verrathenen Antheil zu verwöhnen,

hatte sie abgehalten, ihn im Laufe des Tages zu sich fordern zu lassen.

Als er bei ihr eintrat, stand sie mit dem Siegeln eines Briefes beschäftigt an ihrem Schreibtisch, und sich mit leichtem Umblick zu ihm kehrend, wie man es einem genauen Bekannten gegenüber sich wohl erlaubt, sagte sie: Willkommen Oskar! es ist gut, daß Sie da, und daß Sie in sich gegangen sind, denn ich war gestern wirklich böse auf Sie. Wer wird denn seiner Eitelkeit so sehr den Zügel schießen lassen! Wer wird sich denn so grundlos zum Gegenstande der Aufmerksamkeit machen! Der Hauptmann, Flora, Walther, wir Alle glaubten, es wäre Ihnen irgend ein Unfall zugestoßen!

Sie hatte das in sanft tadelnder Weise gesprochen, und wendete sich, den gesiegelten Brief fortlegend, nach Oskar hin, ihm wie gewöhnlich die Hand zum Gruße zu reichen; aber ein Blick auf ihn hielt sie zurück. Er war bleich, wie sie ihn nie gesehen hatte, seine Rechte hatte krampfhaft die Lehne eines Stuhles umfaßt, als wolle er sich daran stützen, oder als suche er sich mit dieser gewaltsamen Bewegung selbst einen Zwang aufzuerlegen. Er war so vollständig fassungslos, daß sie davor erschrak.

Was haben Sie? was ist geschehen? rief sie. Aber er war keines Wortes mächtig, und schüttelte nur abwehrend und verneinend das Haupt. Anna's Besorgniß steigerte sich dadurch. Was ist geschehen? wiederholte sie, reden Sie, Sie ängstigen mich!

Da zuckte es über sein Gesicht wie ein Schmerz und kaum hörbar sagte er: Ich bin nicht eitel, ich bin unglücklich!

Sie sind unglücklich? sprach Anna ihm nach, aber ehe sie sich selbst den Sinn seiner Worte klar machen konnte, war er zu ihren Füßen gesunken, und sie mit seinen Armen umschlingend, während er sein Haupt an sie preßte, rief er: Ich habe Sie ja geliebt, seit meine Augen Sie sahen! ich liebe Sie! ich lebe nur in Ihnen, nur durch Sie! — und Sie spotten meiner!

Es lag eine solche tiefe Klage in seinen Worten, der Ton, mit welchem er sie sprach, war so herzzerrissen, daß sie davor verstummte. Sie war selbst fassungslos. Alles was sie mit dem Jünglinge erlebt hatte, ihr ganzes Verhältniß zu ihm, erschien ihr plötzlich in einem andern Lichte. Sie hatte in bestem Glauben, mit redlichstem Willen gehandelt, aber statt ihm wohlzuthun, hatte sie ihm Leid gebracht. Sie beklagte ihre Verblendung, sie fühlte sich schuldig ihm

gegenüber, und empfand doch grade in diesem Augenblicke, wie sehr lieb sie ihn hatte, mit welcher reinen Neigung sie ihn und sein Geschick im Herzen trug.

Stehen Sie auf! Stehen Sie auf, Oskar! sagte sie, und auch in ihrer Stimme zitterte der Schmerz, als sie ihn mit diesen Worten emporhob. Er gehorchte ihr, aber nur um ihr mit stürzenden Thränen um den Hals zu fallen. Sie drückte ihn sanft an sich und hielt ihn so eine kurze Weile an ihrem Herzen fest, um ihn zu beruhigen, um selbst ruhig zu werden. Dann gab sie ihm die Hand und führte ihn mit sich nach dem Sopha, er folgte ihr fast willenlos. So saßen sie einige Zeit still bei einander, bis Anna sagte: Ihr Schmerz und noch mehr Ihr jetziges Schweigen, geliebter Oskar! beweisen mir, daß Sie selbst den Irrthum einsehen, in dem Sie sich bis hieher gewiegt haben. Sie stockte, denn so vorsichtig sie sich auszudrücken gemeint, es dünkte sie Alles kalt und herzlos, wenn sie auf die bleichen Züge des jungen Mannes sah.

O! ich habe mich nur über Sie getäuscht, nicht über mich! Ich liebe Sie ja! rief er mit trauriger Sicherheit dazwischen.

Und liebe ich Sie denn nicht? entgegnete Anna,

habe ich es Ihnen denn nicht oft gezeigt, bewiesen, wie theuer Sie mir sind, ich —

Er ließ sie nicht enden. Ich bin Ihnen ein Gegenstand des Mitleides gewesen, sagte er bitter, das vergißt sich nicht!

Wenn wir mit einer Art von Schuldbewußtsein gegen Jemand kämpfen, giebt ein Unrecht, das er uns zugefügt, uns in gewissem Sinne unsere Freiheit wieder. Auch Anna fühlte sich durch den Vorwurf Oskar's erleichtert, und sich selbst zurückgegeben sagte sie: Ich habe mich Ihnen gegenüber immer so alt gefühlt lieber Oskar, daß nie, ich betheure Ihnen das, niemals der Gedanke in mir wach geworden ist, Sie könnten andere Empfindungen von mir erwarten, als die, welche ich Ihnen hegte. Ich liebe Sie, wie ich einen Bruder, einen Sohn nicht wärmer und sorglicher lieben könnte. Der Leidenschaft, die Sie für mich zu haben glauben, kann ich nicht entsprechen, dazu, ich sagte es Ihnen schon, dazu bin ich zu alt!

Ihr wehmüthiges Lächeln hätte ihm zeigen können, daß keine Frau, auch die verständigste nicht, ihre Jugend ohne Bedauern als entschwunden anerkennt, aber Oskar hatte nur für sich selber Sinn, und sei-

nen Gedanken Worte gebend, rief er: aber Walther zu lieben, dazu sind Sie nicht zu alt!

Anna fuhr vor diesem Ausrufe zusammen und preßte unwillkürlich die Hand über die Augen. Dies Zeichen ihrer Verletzung brachte Oskar zu sich. Er kniete vor ihr nieder, ergriff ihre herabhängende Linke, und sagte, indem er sein Antlitz an ihren Knieen verbarg: ich Elender! was habe ich gethan! sie weint! Und wirklich fielen Anna's heiße Thränen auf sein Haupt hernieder.

Sie stand auf und ging an das Fenster, er blieb zurück. Er sah, wie sie die Stirn gegen die Scheiben lehnte, er hätte ihr nachgehen mögen, er wagte es nicht. Unglücklicher als in diesem Augenblick hatte er sich nie gefühlt, und auch Anna fand sich nur allmälig in sich zurecht. Zum erstenmale hatte sie die rechte Zuversicht zu sich selbst verloren, welche kein wahrhaftiger Mensch entbehren kann, ohne in einen innern Zwiespalt zu gerathen. Sie hätte die Leidenschaft Oskar's aus dessen Bewußtsein tilgen, sie hätte ihm auch die Kenntniß ihrer Liebe für Walther nehmen mögen, welche die Scharfsicht seiner Eifersucht errathen hatte. Beängstigt durch den Zustand des Jünglings, durch ihr ganzes Verhältniß zu ihm, sah

sie plötzlich auch für sich selbst die Nähe neuer innerer Kämpfe und Leiden voraus, und unfähig Oskar zu täuschen, schoß in ihr der Gedanke auf, wenigstens ihm zu Hülfe zu kommen, und indem sie sich an sein Vertrauen, an seine Großmuth wendete, für sich selber Theilnahme von ihm zu fordern.

Sie verließ das Fenster, kehrte zu Oskar zurück, und sagte sich niedersetzend: wir müssen in das Klare mit einander kommen, Oskar, oder wir können einander nicht wiedersehen. Dann aber würden Sie fortan mit dem Glauben leben, daß ich ein Unrecht an Ihnen begangen habe, ich würde Ihnen, Sie würden mir für immer verloren sein, und das möchte ich nicht!

Sie machte eine Pause, weil sie irgend eine Antwort von ihm erwartete. Er war aber ganz in sich versunken, und sie fuhr also mit Ueberwindung fort: Sie sollen volles Vertrauen von mir haben. Sie haben recht gesehen, Oskar ich liebe Walther!

Ach Anna! rief der Jüngling fast aufschreiend, als treffe ihn dies Geständniß in das innerste Leben. Sie ließ sich dadurch nicht beirren. Walther ist meine erste und einzige Liebe gewesen, fuhr sie fort, und sie hat mein ganzes Dasein so sehr beherrscht, daß nie-

mals der Gedanke an eine andre Neigung in mir aufgekommen ist. Ja mehr noch, sagte sie, und wieder erschien das trübe Lächeln in ihren Zügen, weil er mich nicht geliebt, weil er mich verlassen hat, habe ich geglaubt, daß ich überhaupt nicht geschaffen sei, andere Empfindungen als die der Achtung und der Freundschaft hervorzurufen. Ihnen gegenüber müßte ich wünschen —

Sprechen Sie nicht von mir, rief Oskar, dessen Gedanken vor ihren Worten eine andere Richtung genommen hatten. Von Ihnen, von Ihnen allein ist die Rede! Er hatte sich aufgerichtet, sein Auge hatte wieder den strahlenden Glanz, den es gewann, sobald er innerlich erregt war. Beantworten Sie mir nur eine Frage: lieben Sie Walther noch?

Ja Oskar! versetzte sie ruhig und bestimmt.

Und er? fragte der Jüngling, während das Roth seiner Wangen sich dunkler färbte. Glauben Sie, daß er jetzt — glauben Sie, daß er jetzt Sie liebt? sagte er mit sichtlichem Kampfe. — Anna kannte Oskar genau, sie wähnte ihn auch in diesem Augenblicke zu verstehen, sie sah, daß die Sorge um sie und ihren Kummer ihn selbstvergessen machte, und die Oberhand über ihn gewonnen hatte. Ehrlich, wie es

in ihrer Natur lag, entgegnete sie ihm daher: ich glaube, daß er mir eine freundliche Zuneigung bewahrt hat, daß ich ihm eine liebe Jugenderinnerung bin; ob er mich liebt, das weiß ich nicht.

Nun denn! rief Oskar, wenn er Sie noch nicht versteht, wenn er auch jetzt noch nicht begreift, daß Sie die Güte selbst, daß Sie die beste unter allen Frauen sind, dann Anna, dann hat er Sie nie verdient, dann kann er Sie nie verdienen. Und wenn er denn einst auch käme, und forderte Ihre Hand — versprechen Sie mir, Anna! daß Sie diesem Manne niemals, aber niemals angehören wollen!

Anna's sichtbares Erstaunen machte ihn verstummen, sie hatte sich vollkommen über ihn getäuscht. Er gewahrte ihre Ueberraschung auch sogleich und sagte: Fürchten Sie Nichts Anna! ich weiß es, ich habe es gehört, Sie haben es mir ja gesagt, daß Sie nur meine Freundin sein können, sein wollen, und ich verlange auch Nichts mehr von Ihnen. Ich will Ihnen gehorchen, ich will vergessen, ich will thun, was Sie fordern, Nichts denken, Nichts empfinden, als was Ihnen lieb ist. Ich wollte ja tausend Tode sterben, rief er mit der leidenschaftlichen Uebertreibung seines Alters, tausend Tode wollte ich sterben, könnte ich

Sie glücklich sehen mit einem Andern, der Sie mehr verdient als ich. Aber Walther verdient Sie nicht! Nur diesen Walther, den ich hasse, den heirathen Sie nicht! —

Er hing an ihren Lippen mit ängstlicher Spannung, sie schwieg in unentschlossener Ueberlegung, sie wußte nicht, was sie thun sollte. Gewaltsam wie er seine Liebesleidenschaft für Anna zu unterdrücken gestrebt hatte, war an ihrer Stelle die Eifersucht gegen Walther aufgelodert. Anna war seiner und seines Wesens fortan nicht mehr gewiß, sie hatte den Maaßstab für sein Empfinden und für ihr Handeln zugleich verloren. Der Zustand wurde ihr unerträglich, sie hätte Oskar entfernen mögen, sie wagte es aber nicht, und doch trug ihre schmerzliche Ungeduld den Sieg über sie davon. Muß mich denn Alles quälen, was ich liebe! muß mir denn Alles zum Unheil werden, woran ich meine Seele hänge! rief sie klagend aus.

Das brachte eine auffallende Veränderung in ihm hervor. Ihre Ueberlegenheit, ihre Fassung hatten ihn gedrückt und gereizt, ihre Klage und ihre Muthlosigkeit erhoben ihn. Zum ersten Male meinte er, in ihr ein hilfloses Weib zu erblicken, und schnell, wie alle Wandlungen sich in ihm vollzogen, wurde

der Entschluß in ihm lebendig ihr ein Trost zu werden, ihr zu zeigen, daß er ihrer Liebe werth gewesen wäre, werther als der Mann, dem sie sie zugewendet hatte. Mit ruhiger Haltung näherte er sich ihr.

Sein Sie unbesorgt, sprach er, ich werde Sie nicht mehr quälen! Ueber mich sollen Sie nicht zu klagen haben. Geben Sie mir die Hand liebe Anna, wie Sie sonst gethan, dann will ich gehen!

Gehen? fragte sie, und wohin? weshalb?

Damit Sie ruhen können! antwortete er. Sie sollen sehen, daß ich wenigstens begriffen habe, wie man Sie lieben muß. — Er drückte ihr damit die Hand und ging ruhig von ihr fort.

Drittes Kapitel.

Der Hauptmann war lange mit sich darüber zu Rathe gegangen, in welcher Weise er die Gräfin vor Andraja warnen, und ihr seine Vermuthung über die Verwendung des Geldes mittheilen sollte, das sie demselben anvertraut hatte. Er stand ihr nicht so nahe, daß er durch sie selbst von ihren Verhältnissen unterrichtet worden wäre, und es war also, wenn er offen mit ihr über die Sache reden wollte, nothwendig für ihn, sich ihr als einen Eingeweihten darzustellen und ihr ein Vertrauen abzunöthigen und aufzudrängen, welches sie ihm freiwillig nicht zugestanden hatte. In den ersten Tagen war er der Meinung gewesen, irgend ein Zufall werde ihm zu Hülfe kommen, und er hatte ihr Haus deshalb öfter als er pflegte und zwar ohne Leontine besucht, deren Dazwischentreten er in diesem Falle zu vermeiden wünschte. Indeß, da die Gräfin

nur zu einer bestimmten Abendstunde Besuche annahm, hatte er sie dann niemals allein getroffen, auch der Zufall war ihm nicht günstig gewesen. Er hatte an dem ganzen Verhalten ihrer Gäste gesehen, daß man Andraja entschieden als ihren Verlobten betrachtete, und daß es also unthunlich wäre, irgend eine sie warnende Bemerkung zufällig in die Unterhaltung einfließen zu lassen; abgesehen davon, daß solche halbe Maaßregeln, zu denen die Unentschlossenheit und die Schwäche so gern ihre Zuflucht nehmen, immer ihr Unsicheres haben und ihren Zweck verfehlen.

Es blieb ihm also keine Wahl, als die Gräfin eines Abends um eine besondere Unterredung zu ersuchen, welche sie ihm zu einer frühen Tagesstunde zugestand. Er fand sie natürlich allein als er zu ihr kam, und ihre Frage: Was haben Sie, Herr von Saint Armand? Was ist geschehen? die sie mit feinem Lächeln aussprach, verrieth ihm ihren Glauben, daß es sich bei diesem Gespräche um irgend eine seiner persönlichen Angelegenheiten, vielleicht um irgend ein Zerwürfniß mit Leontinen handeln werde, zu dessen Ausgleichung er ihre Vermittelung begehre.

Diese Voraussetzung erschwerte ihm seine Lage. Er war überzeugt gewesen, daß die Gräfin den Zweck

seines Kommens ahnen werde, wenn schon sie nicht wissen konnte, um was es sich handelte. Er hatte geglaubt, sie müsse überhaupt das Bedürfniß haben, einen Rath, eine Stütze zu finden, und da die meisten Männer sich leicht gewöhnen, alle Frauen nach derjenigen Frau zu beurtheilen, mit welcher sie eben beschäftigt, mit welcher sie verbunden sind, so hatte der Hauptmann, als könne es nicht anders sein, danach auf ein schnelles Verstehen, auf ein schnelles Annehmen seiner Dienste von Seiten der Gräfin gerechnet, wie Jeder es in gleichem Falle bei Leontinen gefunden haben würde.

Während er noch eine Einleitung suchte und zögerte, nahm die Gräfin das Wort, und mit der anmuthigen Feinheit, welche in ihrem ganzen Wesen lag, sagte sie: Ich glaube zu wissen was Sie herführt, und ich denke, dies ist einer der Fälle, in denen eine kleine Indiskretion Nachsicht verdient, weil sie demjenigen zu Gute kommt, gegen welchen sie geübt wird. Frau von Savello hat mir geklagt, daß Sie ein paar Mal nicht gleicher Meinung gewesen wären, und ich meine mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Ihr Wunsch, mich einmal allein ohne Ihre und meine Freundin zu sprechen, sich auf jene Mißverständnisse bezieht.

Jemandem zu begegnen, der zur freundlichen Theilnahme für uns geneigt ist, während wir selbst ihn von einem schweren Loose bedroht wissen, hat immer etwas Rührendes, und unfähig, die Gräfin noch länger in ihrem Irrthum beharren zu lassen, sagte der Hauptmann: Ich würde nicht gewagt haben Frau Gräfin, Ihre Aufmerksamkeit für mich in einer Zeit in Anspruch zu nehmen, in welcher Sie von eigenen Sorgen nicht frei sind, und es sind auch nicht meine, sondern — Er brach ab, weil er Scheu trug, sie zu verwunden, und setzte dann einlenkend hinzu: ich kam, um Ihnen eine Mittheilung zu machen, welche den Chevalier Andraja betrifft, und von welcher ich glaubte, daß sie für Sie vielleicht von Werth, von Nutzen sein könnte.

Bei dem Namen des Chevaliers wechselte die Gräfin die Farbe, aber mit der Selbstbeherrschung der guten Erziehung und der innern Würde, die sich nicht preiszugeben gewohnt ist, fragte sie: Was ist dem Chevalier begegnet Herr von Saint Armand?

In dem Augenblicke überraschte den Hauptmann das Gefühl sich in eine üble Lage versetzt zu haben. Die Warnung, welche er zu geben bisher als seine Pflicht erachtet hatte, erschien ihm bedenklich in Bezug auf die

Gräfin, und als eine Verläumdung Andraja's, da die Anklage gegen denselben allein auf eine Ideenverknüpfung des Hauptmannes gegründet war. Er kam sich wie ein Angeber vor, und das Mitleid mit der Gräfin bestand in seinem Innern einen harten Kampf gegen die Ehrbegriffe der Kavalierwelt, wie gegen das eigene Gewissen des Hauptmannes, das sich sträubte, eine verdächtigende Vermuthung auszusprechen. Indeß die Theilnahme für die Gräfin trug den Sieg in ihm davon, und ohne weitere Einleitung sagte er: Ich weiß nichts Besonderes Frau Gräfin, von dem Chevalier Andraja, und ich kam nur Ihnen eine Frage vorzulegen, zu der Nichts in der Welt mich bewegen und berechtigen könnte, als eine wirkliche Ergebenheit für Sie.

Die Gräfin sah ihn forschend an, als wünschte sie zu errathen, was er meine, um sich darauf vorzubereiten, und sprach ausweichend: wirklicher Antheil an unserm Loose begegnet uns so selten, daß man in jedem Falle dafür zu danken hat! — Dann schwieg sie vorsichtig, und Saint Armand sagte: ich weiß von Frau von Savello, daß Herr von Andraja sich zu Gunsten des gefangenen Prälaten Monsignore Marcello mehrfach verwendet hat. Glauben Sie

gnädige Gräfin! daß dieser Verwendung unbedingt zu trauen ist? daß Herr von Andraja keinen Grund hat, eine strenge Haft des Gefangenen zu wünschen?

Nein! entgegnete sie, ich bin überzeugt, daß es dem Chevalier Ernst damit ist, Monsignore Marcello, so weit er es kann, Erleichterungen zu erwirken. Sie sprach dies mit Festigkeit aus, dem Hauptmanne blieb also nichts übrig, als sich wegen seiner Zudringlichkeit zu entschuldigen. Er that das so gut er es konnte, und die Gräfin kam ihm dabei zu Hilfe. Beide hatten nur der Erleichterungen für den Kranken gedacht, Beide hatten es vermieden irgend wie das Geheimniß der Gräfin zu berühren. Die Unterhaltung bog dann davon ab, schwankte noch eine Weile unbehaglich über gleichgültige Gegenstände fort, an denen die Gräfin nur mit sichtlicher Zerstreutheit Theil nahm, und der Hauptmann war auf dem Punkte sich zu entfernen.

Indeß die Ueberlegung der Gräfin hatte inzwischen eine andere Wendung genommen. Ueberzeugt daß Andraja die Möglichkeit habe, die Flucht des Gefangenen zu begünstigen, und daß er diese nur begünstigen werde, in der Aussicht dann augenblicklich durch die Hand der Gräfin belohnt zu werden, hatte sie

sich, um Marcello zu retten, an den Gedanken gewöhnt, mit Andraja eine Ehe gegen ihre Neigung einzugehen; und obschon sie wenig Zutrauen in die Grundsätze des Chevalier hatte, schreckte sie doch davor zurück, irgend Etwas zu erfahren, was ihr dieselben noch zweifelhafter machen konnte. In diesem Punkte hatte Leontine also ein Recht zu der Behauptung gehabt, daß es der Gräfin einen schlechten Dienst leisten heiße, wenn man ihr die Augen öffne über Andraja's Thun und Treiben. Aber die Worte des Hauptmannes hatten in ihr einen Zweifel an die Redlichkeit erweckt, mit welcher der Chevalier die Befreiung des Gefangenen betrieb, und die Nothwendigkeit sich darüber Gewißheit zu verschaffen, mußte jedes andere Bedenken, jede andere Rücksicht in ihr überwinden. Unentschieden so lange der Hauptmann neben ihr saß, fragte sie, als er sich erheben wollte, schnell und bestimmt: Worauf Herr von Saint Armand gründet sich Ihre Vermuthung, daß der Chevalier Andraja nicht geneigt sei, Monsignore Marcello die ihm so nöthigen Erleichterungen zu erwirken?

Der Hauptmann besann sich, dann sagte er mit ganz verändertem Tone: Frau Gräfin ich bin in diesem Augenblicke in einer Lage, in welcher man mit

allen Regeln des Herkommens und der sogenannten Sitte brechen, in welcher der Mensch frei zum Menschen sprechen oder gänzlich schweigen muß. Das, was ich Ihnen zu sagen habe, darf ich Ihnen nur mittheilen wagen, indem ich mir Ihr Vertrauen gewaltsam aneigne. Dies zu thun muß ich selbst mich als Mann von Ehre fühlen, eine feste Ueberzeugung von der Wahrheit dessen haben, was ich Ihnen zu berichten kam, und in mir sicher sein, daß nichts, ich muß dies wiederholen, nichts als ehrliche Theilnahme an Ihrem Schicksal mich zum Reden treibt. Das Alles ist mein Fall. Wollen Sie mich hören, gnädige Gräfin?

Sie gab ihm durch eine zustimmende Bewegung ihre Einwilligung zu erkennen, und der Hauptmann gestand ihr, wie er durch Leontine mit den Angelegenheiten der Gräfin vertraut geworden sei, wie er dann endlich erfahren habe, daß der Chevalier ihr Aussicht gemacht habe, die Flucht des Gefangenen zu bewerkstelligen, und daß er wisse, welche Summe derselbe zu diesem Zwecke von der Gräfin gefordert und erhalten habe. Trotz aller Vorsicht, welche Saint Armand brauchte, sie nicht zu verletzen, mußte die ganze Unterredung ihr eine Qual sein, aber sie nahm

sich zusammen, und nur ihre Röthe zeigte, was in ihr vorging. Der Hauptmann vermied es geflissentlich sie anzusehen, und mit eigenem Widerstreben sagte er endlich: Der Chevalier ist mit einigen Fremden in Verbindung, welche das Spiel lieben. Er hat gelegentlich wohl Theil daran genommen, und kurz vorher ehe er das Geld für die Befreiung des Gefangenen von Ihnen gefordert, eine namhafte Summe an einen Engländer verloren, die er in dem Augenblicke zu zahlen nicht im Stande war. — Der Hauptmann schwieg einen Augenblick, dann fügte er abschließend hinzu: an demselben Tage, an welchem Sie ihm, wie mir Frau von Savello erzählte, den Wechsel auf Ihren Banquier ausgehändigt haben, hat Herr von Andraja seine Spielschuld getilgt.

Die Gräfin zuckte bei diesen letzten Worten zusammen, und schloß unwillkürlich die Augen, wie man es vor einem grellen Lichtstrahle thut. Dann suchte sie sich zu fassen, und mit dem Tone stiller Trauer, der ihr eigen geworden war, versetzte sie: ich danke Ihnen für die Mittheilung und mehr noch für den Antheil aus dem sie entsprang; aber sie ist so überraschend für mich, so furchtbar durch die Zweifel, die sie mir nach allen Seiten hin erregt, daß ich ganz

unfähig bin, in diesem Augenblicke zu übersehen, was ich thun kann und muß. Haben Sie also Nachsicht mit mir. Es lastet auf mir ein schweres Geschick, eine schwere Verantwortung und, sie sprach dies Letztere wie unwillkürlich aus, und auch eine schwere Schuld! Dabei erhob sie sich, der Hauptmann folgte ihrem Beispiel, und verließ sie niedergeschlagen wie sie selbst.

Als er sich entfernt hatte, blieb sie lange auf demselben Flecke sitzen, von willenloser Entmuthigung gelähmt, da sie sich als einen Gegenstand des Mitleids angesehen fand. Die Hoffnung Marcello zu befreien, hatte ihren Entschluß sich zu opfern bis hieher aufrecht erhalten. Den Gedanken an ihre Zukunft als Gattin des Chevaliers hatte sie so sehr sie konnte zu vermeiden gesucht, um ihre ganze Seele erst auf das Nothwendigste, auf die Befreiung und Erhaltung des Gefangenen, zu richten. Indeß ein Unglück, das wir von Andern wahrgenommen wissen, können wir uns nicht verbergen, und in dem nämlichen Augenblicke, der ihr den Zweifel einflößte, ob Andraja ihr sein Wort in Bezug auf Marcello halten werde, trat auch die Angst vor einer Ehe mit dem Chevalier wieder in den Vordergrund ihres Geistes.

Die Gesellschaft in welcher die Gräfin erwachsen war, und in der sie sich bei ihrem vieljährigen Reiseleben vorzugsweise bewegt hatte, ist im Allgemeinen sehr nachsichtig gegen die übeln Neigungen ihrer einzelnen Mitglieder. Sie hat sich daher seit alten Zeiten gezwungen gesehen, an die Stelle der von denselben vielfach übertretenen menschlichen und bürgerlichen Rechtschaffenheit, einen konventionellen, diesem Kreise allein zugehörenden Ehrbegriff zu setzen, innerhalb dessen manche Unredlichkeiten und Laster bestehen können, ohne der Achtung vor demjenigen, welcher sie sich zu Schulden kommen läßt, wesentlichen Abbruch zu thun. Jedermann wußte es, daß Andraja in fortdauerndem Wechsel mit Frauen verkehrte, daß er das Hazardspiel liebte, daß er Schulden hatte, Schulden machte, aber man hatte ihn deshalb weder einen Wüstling noch eigentlich einen Spieler genannt. Er war, was man im gewöhnlichen Leben einen schönen Mann nennt, er war unverheirathet und verschwiegen über seine Beziehungen zu den Frauen. Er hatte seinen persönlichen Muth in ein Paar Ehrenhändeln dargethan, galt bisher meist für einen glücklichen Spieler, und hatte bis dahin seine Ehrenschulden mit gewissenhafter Pünktlichkeit bezahlt. Was seine sonstigen

Verbindlichkeiten anbetraf, so hatte er die Anwartschaft auf seines Onkels Erbe, und die Gläubiger, welche ihm auf diese Hoffnung hin, ihr Geld gegeben, mochten zusehen, wie sie fertig würden, wenn jene Aussicht ihn und sie vielleicht dereinst betrog. Indeß die Nachsicht jener Gesellschaft erstreckt sich nur auf dasjenige, wovon sie selbst nicht angetastet wird, und sie ist unerbittlich und unversöhnlich für Alles, was ihrer innern Ungestörtheit irgend wie Gefahr zu bringen droht. Alle guten Eigenschaften, alle Duldung, welche man dem Chevalier sonst zugestanden haben würde, machte man ihm streitig, weil man ihn in der italienischen Gesellschaft für einen heimlichen Beobachter, für einen Berichterstatter der verhaßten und gefürchteten Regierung ansah. Grade wie die Gesellschaft, der sie angehörte, empfand aber jetzt auch die Gräfin, und alle Reue, alle zurückgedrängte Angst brachen nun plötzlich und um so härter über sie herein.

In bitterer Selbstqual klagte sie sich an, einst durch ihre schlecht verhehlte Liebe, durch ihre Leidenschaft das Unglück Marcello's begründet zu haben. Sie dachte an den Ernst, an die Strenge seines ganzen Lebenswandels bis zu dem Tage, da er ihr seine Liebe eingestanden hatte. Sie warf es sich vor, daß sie

ihn an sich gefesselt, statt ihn von sich zu entfernen. Nur um ihr und sich selber zu entgehen, hatte er sich nach ihrer Meinung in den gefährlichen Tagen des drohenden Aufruhrs nach der Romagna begeben. Sie trug die Schuld von Allem, und die Vermessenheit, mit welcher sie geglaubt, sich einem Andraja anvertrauen, sich ihn dienstbar machen zu können für die Befreiung eines Patrioten, erschien ihr jetzt als der größte Frevel, den sie gegen den Gefangenen begangen hatte.

Wie habe ich so eitel sein mögen mir einzubilden, ich sei ein Preis um welchen er sich lossagen könne von Denen, welchen er bisher gedient? Wie habe ich so verblendet sein können, die Freiheit, das Leben, die Ehre eines Unglücklichen, den Händen eines Andraja zu vertrauen? Es kostete ihn nur die Betheurung, daß er Alles versucht, daß er das Seinige gethan, aber die Rettung des Gefangenen unmöglich gefunden habe, und sie war zum Schweigen verdammt, sie war in seiner Gewalt, denn ein Wort von ihm konnte sie als eine Mitwisserin und Mitschuldige der Empörer darstellen.

Sie rang mit aller Kraft ihres Verstandes, mit aller Angst ihres Herzens danach, einen Ausweg zu

finden. Bald dachte sie daran, Rom und Italien zu verlassen, aber wie konnte sie das, ehe das Schicksal Marcello's, ehe seine Genesung entschieden war? Dann kam ihr der Einfall, sich dem Doktor anzuvertrauen. Indeß dieser würde vielleicht zu ihrer Entfernung gerathen haben, da ihre Heimkehr nach Rußland ohnehin gefordert war, und entfernen von Rom das konnte sie sich nicht. Bald wollte sie mit Andraja selber sprechen, ihm das Mißtrauen bekennen, das sie hegte, das man in sie hineingeworfen hatte, und gleich darauf erschien ihr solch ein Versuch unmöglich neben einem Manne, auf dessen guten Willen sie mit der ihr wichtigsten Angelegenheit sich hingewiesen fand. Zwischendem Allen aber, und über das Alles hinaus, wurde ihre Sorge um Marcello immer höher gesteigert, ward ihre Hoffnung für ihn immer geringer. Wenn Andraja das Geld wirklich zur Tilgung einer Spielschuld angewendet, wenn er Nichts gethan hätte für den Kranken, wenn alle seine Berichte nur erfunden worden wären, sie hinzuhalten, sie zu täuschen, wenn Marcello vielleicht lange schon erlegen, wenn er todt wäre! dachte sie.

Das Herz krampfte sich ihr in der Brust zusammen, das Haar sträubte sich ihr auf dem Haupte. Sie

hätte Alles was sie besaß hingeben mögen, nur um darüber sich Gewißheit zu verschaffen. Was galt ihr dieses Vermögen, dieser Besitz, der von jeher der Fluch ihres Daseins gewesen war; dieser Besitz, welcher den Kaiser bewogen, sie einem alten, ungeliebten Manne zu verbinden, dieser Besitz, der auch Andraja's Habgier reizte, und dessen sie so müde war, wie der Welt, in der sie lebte, wie ihres ganzen, eigenen Daseins!

Grade in dem Augenblicke wurde der Chevalier ihr gemeldet, und wie eine Erleuchtung schoß ihr der gefährliche Gedanke durch den Sinn, das sei Gottes Fügung. In gewaltsamer Eile suchte sie sich zu fassen, ihre Aufregung zu bemeistern, und weil man mit einer körperlichen Bewegung seine innere Haltungslosigkeit leichter verbirgt, ging sie ihrem Gaste bis an die Thüre entgegen. Aber ihre Blässe, ihre ganze Erscheinung fielen ihm auf, und noch ehe sie zu Worte kommen konnte, sagte er: Sie haben einen Besuch von Herrn von Saint Armand gehabt. Welche üble Nachricht kann er Ihnen gebracht haben, daß ich Sie so aufgeregt, so bleich, so angegriffen finde?

Er nahm dabei ihre Hand, als wolle er sie schützen, indeß die Gräfin hörte aus seiner Frage Nichts heraus, als die Gewißheit, daß er auch sie

beobachten lasse, daß er Personen aus ihrer Dienerschaft in sein Interesse gezogen habe, und daß er sich das Recht anmaße, selbst ihre Empfindungen zu erspähen. Ihr Stolz empörte sich gegen diese Anmaßung, wie gegen die Verletzung ihres Hausrechtes. So viel Kränkendes sie von dem Hochmuthe des Chevalier hingenommen um ihn nicht zu reizen, um ihn ihren Planen geneigt zu erhalten, es fiel ihr unerträglich, sich in ihrem eigenen Hause verrathen zu denken, und mit einem Tone der Bitterkeit, dessen Schärfe sie selbst nicht ermessen konnte, sagte sie: meine Dienerschaft, so scheint es, übernimmt für mich die Mühe, Sie von meinen Erlebnissen zu unterrichten. Diese Mühe, Herr von Andraja, sollten Sie ihr ersparen.

Sie hatte den Chevalier bei diesen Worten nicht angesehen, hatte nicht bemerkt, wie seine Lippen unter seinem dicken schwarzen Barte im Zorne sich zusammen preßten, sonst würde es sie noch gewaltiger ergriffen haben, als sie sein volles, freies Lachen an ihr Ohr schlagen hörte. Ihren Sinnen nicht trauend, sah sie zu ihm empor, aber der Ausdruck seines Gesichtes war ganz Heiterkeit. Welch ein Glück, theure Gräfin! rief er aus, daß ich so wenig eitel, daß ich

kein junger Stutzer bin! Ihr reizender Zorn würde jeden Anderen an meiner Stelle zu den kühnsten Hoffnungen ermuthigen, denn wahrhaftig, er klang wie der Anfang eines häuslichen Zwistes!

Er bot ihr dabei seinen Arm, führte sie zu dem Platze, den sie gewöhnlich einzunehmen pflegte, und sie ließ es geschehen, denn sie wußte ihm Nichts auf seine Bemerkung zu erwidern. Einem Manne gegenüber, der entschlossen ist, in Allem was man ihm auch sagen mag, nur eine Bestätigung seiner Ansichten und Wünsche zu vernehmen, ist man waffenlos, wenn man ihm nicht gleich kommt an rücksichtsloser Selbstsucht, an Verachtung des Rechtes und des fremden Urtheils. Denn solche Menschen sind aus dem Stoffe gemacht, aus welchem in weiten Verhältnissen die Eroberer und Tyrannen erwachsen.

Das ohnmächtige Schweigen der Gräfin ermuthigte und besänftigte Andraja. Er hatte sie erschreckt und auf die Stellung zurückgewiesen, in welcher er sie neben sich zu sehen wünschte, er bedurfte also für diese Unterredung des Zurschaustellens seiner Uebermacht nicht weiter; und als wäre zwischen ihnen nicht das Geringste Ungewöhnliche oder Störende vorgefallen, so freundlich fragte er nach den Neuigkeiten,

welche der Hauptmann ihr gebracht habe? — Sie wollte ihm ausweichend sagen, daß sie zerstreut, daß die Unterhaltung gleichgültig gewesen sei, aber das machte den Chevalier nur dringender, nur argwöhnischer; und mit einer Schlauheit, welche einzig von seiner schnellen Entschlossenheit übertroffen wurde, rief er: was gilt die Wette, meine Freundin! ich weiß, wovon Sie sprachen, ich weiß, woher Ihr übler Empfang mir kommt, und ich freue mich, daß meine List gelungen!

Ihre List? Sie freuen sich? fragte die Gräfin, nicht fähig den schnellen Uebergängen des Chevaliers zu folgen und seine Absicht zu errathen.

Andraja lächelte. Freilich! rief er, Sie fragten sich, ehe ich eintrat, was kann man hoffen von einem Menschen, dessen Zerstreuungssucht, dessen Verschwendung so bekannt sind als die Andraja's? Wie kann man aber, antworte ich Ihnen, andererseits denken, daß Jemand heimliche Plane schmiedet, daß Jemand seine ganzen Kräfte auf die Befreiung eines Gefangenen gerichtet hat, Jemand, dessen Unglück im Spiele in diesem Augenblicke sprichwörtlich geworden ist, den der Hauptmann erst neulich eine nicht geringe Summe an Lord Raven hat bezahlen sehen —

Chevalier! rief die Gräfin, eben so erstaunt als beunruhigt, wie kommen Sie darauf? Der Hauptmann hat in keiner Weise —

Der Hauptmann hat mir einen Dienst geleistet, eine Beruhigung gewährt! sagte Andraja sie unterbrechend. Brutus konnte den Blödsinnigen spielen, seine Plane zu verstecken; mir, der ich Sie liebe, dessen Bewerbung um Ihre Theilnahme der Neugier nicht verborgen sein kann, mir würde dies übel anstehen, weil es mich aus Ihrer Nähe bannen würde. Aber für leichtsinnig, für einen wüsten Spieler und Verschwender gehalten zu werden, die thörichte Menge von meinen Verlegenheiten reden zu machen, das ist mir gelungen, und das beschützt sicherer als jede andere Vorsicht Ihre und meine Plane und Hoffnungen für den Gefangenen, der bald, sehr bald auf diese Bezeichnung keinen Anspruch mehr zu machen haben wird.

Er legte bei dieser ganzen Unterredung eine vollständige Unbefangenheit an den Tag. Die Gräfin glaubte ihm nicht, und fühlte sich doch von seinen Behauptungen, wie von seiner Weise beirrt und beherrscht, daß sie nicht wußte, was sie denken sollte.

Chevalier! rief sie, wenn das Wahrheit würde,

wenn es Ihnen gelänge, mir diese Hoffnung zu erfüllen, Alles was ich —

Er ließ sie nicht enden. Theure Gräfin? sagte er, wozu ein Versprechen, dessen es für mich nicht bedarf? — Das Gelingen liegt nicht in meiner Hand, aber nicht für dieses, sondern für das Gefühl, aus welchem mein Streben, Marcello zu dienen hervorging, nur für dieses Gefühl, fordre ich Ihre Anerkennung. Sind Sie mit mir zufrieden, so kümmert mich gar nicht die Meinung der Welt und der Menschen. Ich habe genug in ihr und mit ihnen gelebt, um sie zu verachten. —

Er sprach das mit dem prächtigen Stolze eines sichern Schauspielers, der weil er sich selbst genug gethan hat, seines Publikums gewiß ist; und die Gräfin war zu zaghaft und der Hoffnung zu bedürftig, um ihm zu widersprechen, um ihm nicht auf's Neue glauben zu mögen, weil fast nichts Anderes ihr übrig blieb, so lange sie noch an die Möglichkeit dachte, den Gefangenen in das Leben zurück zu führen. Aber als Andraja sich entfernte, war er sich seiner Herrschaft über sie so sehr bewußt, daß er den Augenblick jetzt ruhiger erwarten zu können meinte, der ihn in kurzer Zeit an das Ziel seiner Wünsche bringen sollte.

Viertes Kapitel.

Die Sitte des Glückwünschens ist in Rom am Neujahrstage noch vielmehr im Schwunge als bei uns im Norden, und das Wetter, welches um diese Zeit des Jahres in Italien fast immer hell und warm ist, begünstigt den Gebrauch. Nicht nur daß der Freund dem Freunde, der Beamte seinem Vorgesetzten, die Männer ihren weiblichen Bekannten Heil zum neuen Jahre wünschen gehen, auch die Dienerschaft der großen Häuser macht ihre Aufwartung bei den Gästen ihrer Herrschaft, und zwar nicht allein in deren Auftrag, sondern recht eigentlich für eigene Rechnung. Denn der Gebrauch erheischt es, an diesem Tage ihnen ein Trinkgeld zu geben, das einfach „das Neujahr" heißt, und das selbst die Domestiken der Kardinäle und Fürsten sich nicht entgehen lassen.

Das Vorzimmer des Kardinals war an dem Mor=

gen von Besuchern, von Dienern und Bittstellern nicht leer geworden. Ganz zeitig ehe die Gräfin in die Messe gefahren, hatte ihr Kammerdiener sich eingefunden und sein Trinkgeld erhalten, und es war gegen Mittag, als er seinem Gehilfen, dem jungen Antonio, den Auftrag gab, ein Billet der Herrin, das dem Kardinale ihre Glückwünsche bringen sollte, in dessen Behausung zu tragen. Der Bursche ließ sich das nicht zweimal befehlen, weil die Möglichkeit eines Neujahrgeldes auch für ihn damit verbunden war, zu welchem er sonst keine Aussicht gehabt haben würde, abgesehen davon, daß es ihm gar wohl gefiel, wie die Anderen, wie die eigentlichen Kammerdiener, in seiner schmucken Livree durch die sonnenhellen Straßen zu gehen, und in dieser Herrlichkeit noch obenein vielleicht einem seiner früheren Genossen zu begegnen.

Die bequemen Tage und das reichliche Leben im Hause der Gräfin waren ihm sehr zu Statten gekommen. Er war gewachsen, stark geworden, und da er immer auf sich gehalten und sich gut getragen hatte, konnte er für einen der hübschesten Burschen seines Alters gelten. Auch wußte er das wohl, und hätte er es nicht selbst bemerkt, die freundlichen Blicke der Mädchen des Volkes würden es ihm gesagt haben.

Eines darunter, die braune Marietta, hatte er von seiner Kindheit an gekannt. Sie war seine Gespielin gewesen auf dem Platze vor seiner Mutter Wohnung, sie hatte mit ihm zusammen den Religionsunterricht genossen, und hatte wie er, auf ihre Weise auch schon ihren Weg gemacht, denn sie hatte von einer alten Verwandten einen Bratofen ererbt, einen zweiten dazu gekauft und hielt geröstete Kastanien und gesottene Gemüse feil, dicht an dem Ausgange der Engelsburg, wo die Soldaten ihr gute Kunden waren.

Sie war es daher auch gewesen, durch welche Antonio Eintritt oder Nachrichten irgend einer Art aus dem Kastelle zu erlangen versucht, denn auch die Frauen der Beamten waren ihre Kunden, und wenn die Schwester sie einmal ablöste an ihren Oefen, so ging sie wohl gelegentlich in das Kastell hinein, eine Weile zu schwatzen mit Diesem oder Jenem. Indeß von den Dingen, welche Antonio auszukundschaften gewünscht, konnte Marietta nichts wissen, und wenn sie ihn auch eines Tages mit sich hinein genommen hatte, bis an das Schiebefenster des Thorhüters, so hatte das natürlich ihm keinen Nutzen gebracht, und die grauen uralten Mauern hatten ihm von innen nicht mehr verrathen als von außen.

Dennoch war es ihm niemals möglich, an Marietta vorüber zu gehen, ohne eine Weile mit ihr zu schwatzen, und heute, wo er die ganze lange Straße bis hinab zum Petersplatze zu passiren hatte, heute am Neujahrstage würde er es vollends für ein Verbrechen gehalten haben, Marietta nicht seinen Glückwunsch darzubringen.

Schon von weitem sah er sie sitzen, das dunkle Flanellkleid fest um die schlanken Schultern und den jugendlichen Busen gelegt, Hals, Nacken und Wangen von der frischen Luft gebräunt, und die losen Flechten des schwarzen Haares mit dem breiten silbernen Kamme zusammen gehalten, der vornehmer ist als die Nadel, weil er anzeigt, daß man keine Lasten auf dem Kopfe zu tragen habe. Schon von weitem hatte sie ihn erkannt, mit seinem betreßten Hute, mit dem breitschößigen Rocke, den Sammetbeinkleidern und mit den Tuchkamaschen reich an Knöpfen. Sie lachten einander zu mit Augen und Mund.

Glückliches Neujahr! rief sie ihm entgegen, und hielt ihm eine Hand voll gerösteter Kastanien hin.

Glückliches Neujahr! antwortete er, und zog einige Bonbons und Pastillen aus der Tasche, die er ihr anbot.

Woher des Weges? fragte sie zugreifend, und wohin?

Gradwegs zu Dir! Du siehst, ich hatte die Süßigkeiten für Dich mitgenommen.

Sie warf den Kopf ungläubig in die Höhe. Sei kein Narr, und spiele nicht den Kavaliere! Du kannst um diese Zeit so wenig spazieren gehen als ich. Wohin gehst Du? Denn Du bist nicht Dein eigner Herr!

Der Bursche wurde roth. Herr oder nicht! ich gehe wohin ich will! sagte er keck. Die junge Dirne lachte mit einer jener ausdrucksvollen Handbewegungen, die ihren Spott und ihren Unglauben zugleich bezeichneten. Sie wußte sich Etwas damit, einen eigenen, unabhängigen Broderwerb zu haben, und konnte es nicht leiden, daß Antonio in Dienste getreten war. Ihn dagegen verdroß Nichts so sehr, als wenn sie ihm dies vorwarf.

Mit dem Gelde, das ich in einem Jahre erhalte, kann ich sechs solche Oefen kaufen, und obenein ganz neue! antwortete er trotzig.

Möglich! aber Du wirst sie nicht kaufen! meinte sie in ihrer herausfordernden Weise.

Und warum werde ich sie nicht kaufen?

Weil Du kein Römer mehr bist, mit dem ge-

scheitelten Haare, mit Deinem Rocke und mit den Handschuhen, mit denen Du keine Kastanien anzurühren wagst, weil die Handschuhe nicht Dein sind.

Mein Rock gefällt mir, rief der Bursche mit wachsendem Zorne, und Deine trockenen Kastanien zu essen habe ich nicht Lust. Ich habe ein gutes Pranzo gehabt und brauche sie nicht!

Gut für Dich! denn das süße Zeug hier, dreht Einem den Magen um! entgegnete sie ebenso, und warf die letzten Confitüren, die sie noch übrig hatte, in das Feuer ihres Ofens, sich die Hände abwischend, als habe sie etwas Widerwärtiges berührt.

Das machte dem Burschen einen sehr kränkenden Eindruck, und mit ganz verändertem Tone sagte er: O! Marietta! es standen schöne Sprüche in den Papieren!

Was geht das mich an! rief sie, indem sie ihre Kastanien behutsam im Roste umwendete, und ein Paar schöne, große Früchte für sich heraussuchte, die sie mit ihren schlanken braunen Fingern geschickt enthüllsete und eßlustig in den Mund steckte.

Schöne Verse, zärtliche Verse! fügte Antonio bedauernd und nachdrücklich hinzu.

Was kümmern mich Deine Verse! Verse machen

nicht satt! versetzte sie, und als in dem Augenblicke ein Schweizer der Wache herantrat, für ein Paar Kupferstücke gesottenen Brokkoli zu kaufen, bediente sie ihn mit einem Eifer und mit einem so freundlichen Geschwätz, wie es einem fremden Söldner von diesem Kinde des alten römischen Volksstammes, von diesem schönen trasteveriner Kinde selten zu Theil geworden sein mochte.

Antonio stand ärgerlich und unentschlossen neben ihr. Bald wollte er fortgehen, bald bleiben. Er wollte sehen, was sie mit dem Schweizer habe, den sie zu kennen schien, der lange blonde Fremde sollte auch nicht meinen, daß er ihm das Feld geräumt, und doch fand er es widerwärtig, so zuschauend daneben zu stehen. Mit einem Male fiel es ihm ein, daß er seinen Monatslohn, sein Neujahrgeld in seiner Tasche habe, Geld genug, den ganzen Kram damit zu kaufen. Er wollte auch Gemüse oder Kastanien fordern, er wollte das Mädchen dahin bringen, auch ihn zu bedienen, auch mit ihm zu sprechen — aber er stand davon ab, denn er wußte, daß sich Marietta nicht zwingen ließ, und daß sie eher ihren ganzen Vorrath mit einem Stoße auf die Gasse schleudern, als ihm verkaufen würde, was er als ein Geschenk

von ihr verweigert hatte. Es war ihm schlecht zu Muthe. Ein sechszehnjähriger Liebhaber hat neben einer siebenzehnjährigen Schönen immer Unrecht, wenn sie nicht ausnahmsweise einmal gleicher Meinung sind. Er wußte sich nicht zu rathen, nicht zu helfen neben ihr, und war doch sonst nie um ein Wort oder gar um seinen eigenen Entschluß verlegen. Er nahm den betreßten Hut ab und fuhr mit der Hand durch das Haar, wie er es die Kavaliere und ihre Diener in ähnlichen unbequemen Lagen wohl hatte thun sehen, und Nichts erlernt der Italiener leichter bei seinem lebhaften Nachahmungsvermögen und seiner angebornen Gestikulation, als die Gesten Anderer. Aber Antonio traute sich nicht mit seinem Haar zu prunken, weil Marietta seinen englischen Scheitel zu ihrem Spott gemacht. Er setzte also ruhig wieder den Tressenhut auf's Haupt. Dann wieder zog er den Handschuh ab, freundschaftlich, als wäre Nichts geschehen, ein Paar Kastanien von dem Roste zu nehmen, indeß er hörte schon im Geiste des Mädchens spottende Frage, warum er nach dem guten Pranzo die schlechten Kastanien esse? und er wagte sie also nicht anzurühren. Marietta sah das Alles, und verstand das Alles, aber sie ließ es ihn nicht merken. Antonio war

nicht für sie da, der Schweizer beschäftigte sie ganz allein.

Und was habt Ihr Neues da drinnen? fragte sie ihn, nachdem der Handel, und das schöne Wetter, und die Messe in Sankt Peter, und die Vorüberfahrenden und Gehenden den Stoff zur Unterhaltung hergegeben hatten. Was habt Ihr Neues da drinnen?

Nichts! antwortete der Soldat in seinem schlechten Italienisch, es ist immer dasselbe. Es ist der schlechteste Posten von Allen.

Kein Neujahr, keine Extralöhnung heute? fuhr sie fort.

Nichts! wiederholte Jener phlegmatisch.

Also Nichts als Langeweile? spottete sie.

Langeweile und ein Todter! sagte der Schweizer.

Was heißt das, ein Todter? fragte das Mädchen.

Es ist Einer gestorben die Nacht!

Gestorben? wer ist gestorben? rief Antonio, plötzlich aus seinem verlegenen Schmollen aufgeschreckt. Wer ist gestorben?

Ein Gefangener! sagte der Schweizer, und schickte sich an, seinen Brokoli in der sichern Umwicklung von großen Kohlblättern davon zu tragen.

Aber was für ein Gefangener? rief Marietta, die schnell Antonio's Antheil an dem Falle begriff und ihn, allen Streit vergessend, augenblicklich zu dem ihren machte.

Wer weiß das! antwortete achselzuckend der Soldat. Die kluge Dirne machte ihrem jungen Kameraden ein Zeichen, nicht weiter zu forschen. Laß ihn gehen! sagte sie leise, er ist dumm und weiß Nichts! Die Fremden sind Alle dumm. Sie essen und trinken und schlafen! sie wissen Nichts!

Aber ich möchte es wissen! wir müßten es wissen! meinte Antonio eifrig.

Wir werden es erfahren, wenn es zu erfahren ist! entgegnete die Dirne mit Zuversicht und in dem vollen Gefühle ihrer Ueberlegenheit.

Antonio war ernst und nachdenklich geworden. Wenn Er es wäre? sagte er, besorgt um seinen Wohlthäter.

Ach was! Muth! rief das Mädchen, man muß nicht trauern, ehe man Grund dazu hat! — Ich werde nachhören, geh Deiner Wege!

Er zauderte. Soll ich am Abend wiederkommen? fragte er. — Komm morgen! entgegnete sie, und Beide, so wenig sie es deutlich wissen mochten, hat-

ten auch sich selber wohl dabei im Sinne, und nicht nur die Sorge um den Todten.

Ich werde am Abend wiederkehren! beschloß Antonio, und sie gab es zu. Der Friede war durch die gemeinsame Theilnahme an einem Dritten schnell und ohne besondere Rede hergestellt. Willst Du Kastanien? fragte sie, als er sich zum Gehen anschickte.

Du hast meine Süßigkeiten fortgeworfen! wendete er ein, denn nun sie freundlich war, fand er zum Schmälen Muth. —

Was macht's! Nimm immer! redete sie ihm zu. Er hielt die Hände hin, sie suchte ihm die Besten aus, und so Viele, daß er sie in die Tasche stecken mußte. Sie sind heiß und süß! versicherte sie. — „Die Verse waren noch süßer! süßer als der Zucker! süß wie Du, Marietta!" rief der junge Bursche, und Alles vergessend, mit dem schnellen Leichtsinn seines Alters, eilte er davon, die lachenden Scheltworte der Schönen nicht zu hören.

Die Zeit war ihm schnell vergangen neben ihr, und er mußte nun eilen, den Kardinal noch zu Hause zu finden, der mit dem Schlage der Mittagsstunde auszufahren pflegte. Schnell rannte er die Straße hinab, aber schon von Ferne sah er, daß es noch nicht

zu spät war, denn noch hielten mehrere Wagen vor dem Palastportale des Kirchenfürsten, und noch war die Equipage des Kardinals nicht vorgefahren.

Ohne weitere Frage ließ der Thürhüter den jungen Diener ein, der wohl bekannt im Hause war. Oben auf der Treppe begegnete er dem Chevalier in Galauniform, ein anderer Offizier ging neben ihm, der Haushofmeister des Kardinals gab ihnen das Geleit. Als Andraja den jungen Diener gewahrte, hielt er ihn an und fragte, was er bringe?

Ein Billet der Frau Gräfin an seine Eminenz! — Der Chevalier nickte mit dem Kopfe. Gut! sagte er, wie Einer, dem eine Controlle über die Handlungen des Andern zusteht, trage es hinauf. Die Frau Gräfin erwartet mich wohl?

Sie ist zu Hause, versetzte der Bursche mit seiner alten Abneigung gegen den Chevalier, aber dieser war über die Zeiten hinweg, in welchen solche Antwort ihm als eine Absichtlichkeit zuwider gewesen wäre, er beachtete sie in seiner Sicherheit nicht mehr. Es ist der Diener der Gräfin! bemerkte er gegen seinen Gefährten sein Verhältniß zu derselben als ein bekanntes und feststehendes voraussetzend. Der Andre nahm es eben so auf, und als komme dem Chevalier ein Gedanke,

sagte er sich, zu dem Haushofmeister wendend: Ich könnte im Grunde hier warten, bis mein Onkel zu der Gräfin fährt!

Der Haushofmeister verneigte sich zustimmend. Es wird ohne Frage der erste Weg seiner Eminenz sein, und der gegenwärtige Besuch wird ihn nicht lange mehr davon zurückhalten! sprach er in einladender Weise, denn sein Behaben gegen den Neffen seines Herrn war überhaupt verändert. Er wußte, wie sehr der Kardinal die Verheirathung des Chevalier wünschte, er kannte das Wohlgefallen, welches der Greis an der Liebenswürdigkeit der Gräfin hatte, und er berechnete den Einfluß, den sie und durch sie der Chevalier auf den Kardinal gewinnen konnte. Bei Zeiten vorsorgend, hatte er schon seit einigen Wochen angefangen, seinen Frieden mit Andraja zu machen, das reichliche Neujahrsgeschenk desselben, das auch ein Haushofmeister nicht verschmäht, hatte ihn noch theilnehmender gestimmt, und der Chevalier glaubte sogar zu bemerken, daß Gaetano ihn allein zu sprechen wünsche. Er verabschiedete sich also von seinem Begleiter, und als dieser die Treppe hinabstieg, und Andraja sich wendete, durch das Vorzimmer zurückzukehren, trat der Alte an ihn heran, und sagte: es ist

heute früh eine Nachricht gekommen, er sah sich vorsichtig um, da er aber Niemand erblickte als den jungen Antonio, der an dem andern Ende des Gemaches stand — fügte er leise hinzu: eine Nachricht, die ich Ihnen mitzutheilen für nöthig halte —

Andraja wurde blaß, es flog eine hastige Bewegung über sein Gesicht, und schnell hinübersehend nach Antonio, sagte er ebenfalls halblaut, doch mit Absicht deutlich genug, um von diesem verstanden zu werden: Es ist doch kein Unglück geschehen?

O nein! antwortete Jener. Im Gegentheil! es geht gut und geht Alles nach Wunsch! Und noch einmal glitt eine sonderbare Bewegung über das Gesicht des Chevalier, der Nichts auf diese Mittheilung erwiderte. In dem Augenblicke verließ der letzte Gast das Besuchzimmer, der Haushofmeister trat zurück, und ein Diener öffnete dem Kardinal die Thüre, der für die Ausfahrt gekleidet auf der Schwelle seines Gemaches erschien. Der Chevalier ging ihm schnell entgegen, und mit dem unbefangensten Tone, der ihm zu Gebote stand, sagte er: ich erlaubte mir Sie zu erwarten, mein Onkel! in der Hoffnung Ihre Eminenz vielleicht zur Gräfin begleiten zu dürfen!

Sie hat mir eben geschrieben, versetzte der Kardinal.

Der Diener wartet noch! bedeutete der Haushofmeister, indem er auf Antonio zeigte.

So gehe heim mein Sohn! befahl der Kardinal, und richte Deiner Herrin aus, daß wir bald das Vergnügen haben werden, sie zu sehen, ich und der Herr Chevalier. — Er schritt damit durch den Vorsaal, Andraja und der Haushofmeister folgten, Antonio ging dicht hinter ihnen, um sobald als möglich die Straße und damit seine Herrschaft zu erreichen. Der Chevalier war aber unruhig. Er blickte bald nach seinem Onkel, bald nach dem Intendanten, er machte sich mit seiner Uniform, mit seinem Aeußern zu schaffen, wie Einer, der sich beobachtet glaubt und unbefangen scheinen will. Der Intendant bemerkte es mit überlegenem Lächeln. Ich bedaure es gesprochen zu haben, meine Nachricht hat Sie verstimmt! sagte er vorsichtig. — Im Gegentheil! sie war mir willkommen, antwortete Andraja, ich danke sie Ihnen. Aber der Ausdruck seiner Mienen stand nicht mit seiner Rede in Einklang, und es war ihm lieb, seinem Onkel in den Wagen helfen und mit ihm

davonfahren zu können, um aus der Nähe des Intendanten fort zu kommen. Der aber zuckte geringschätzend die Achseln und sagte verächtlich: der bringt's nicht weit! Er wechselt die Farbe!

Fünftes Kapitel.

So geschickt und schnell er konnte, glitt Antonio an dem Haushofmeister vorüber, um nicht von ihm aufgehalten und befragt zu werden, wie es sonst schon geschehen war. Er wollte vor dem Chevalier bei seiner Herrschaft eintreffen, um ihr zu erzählen, was er gehört hatte, und doch fiel es ihm auf dem Wege schwer auf's Herz, daß er eigentlich Nichts wisse, nicht wisse was er selber denken und was er also sagen könne.

Als der Schweizersoldat zu Marietta von dem Tode eines Gefangenen gesprochen hatte, war Antonio überzeugt gewesen, daß sein Wohlthäter verschieden sei, denn die Liebe fürchtet noch leichter als sie zu hoffen wagt. Und als der Intendant dem Chevalier so heimlich und freudig eine Botschaft mitzutheilen begonnen, hatte Antonio darin die Bestätigung seines

Verlustes gefunden. Aber Andraja's Ausruf, sein Erschrecken, seine sichtliche Verwirrung, hatten den Knaben unsicher gemacht, und je mehr er darüber nachdachte, je zuversichtlicher fing er zu meinen an, daß er sich in seiner Voraussetzung getäuscht habe. Er kannte die Verhältnisse seiner Herrin und die Ansprüche des Chevaliers an sie gerade genug, um zu glauben, daß dieser nur Vortheil haben könne von dem Abscheiden seines Nebenbuhlers, um zu erwarten, daß Andraja Freude fühlen müsse bei der Nachricht, daß er desselben nun für immerdar entledigt sei. Des Chevaliers Erbleichen, seine Verwirrung konnten also nur der Genesung des Gefangenen gelten, und in die reine Freude, welche bei dieser Hoffnung Antonio erfüllte, mischte sich noch eine knabenhafte Schadenfreude, die dem Chevalier galt. Mit der schnellen Phantasie seines Alters und seines Volkes sah er den Prälaten genesen, frei, und Andraja verdrängt aus dem Hause, in welchem er der Dienerschaft das herbe Joch seiner kalten Herrschsucht aufgezwungen, und das er seit der Gefangenschaft Marcello's bereits als sein eigenes angesehen hatte.

Je weiter er ging, je mehr setzten diese Vorstellungen sich in dem Knaben fest. Er schalt sich

einen Dummkopf, daß er auch nur einen Augenblick an den Tod seines Beschützers gedacht. Es waren ja so viele Gefangene in der Engelsburg, es mochten manche Kranke unter ihnen sein, warum sollte denn grade seinen Wohlthäter der Tod hinweggerissen haben, ihn, für den Antonio und so viele Andere täglich beteten, ihn, der ein Segen für die Armen gewesen war, und den Gott unmöglich von der Erde nehmen konnte, um dem Chevalier ein Vergnügen damit zu machen. Es kam ihm bald wie ein Verbrechen vor, seinem Herrgott eine solche Ungerechtigkeit zugetraut zu haben, und als müsse er dies sühnen, rief er sich Alles in's Gedächtniß, was ihm das Leben seines Wohlthäters zu bestätigen und seine eigene Hoffnung für die Genesung desselben zu erheben vermochte. Er sagte sich, daß seine Herrin ihn erst vor wenig Tagen zum Pater Salvatore in das Kloster gesendet habe, dem Mönche gute Nachricht von seinem Schüler zu bringen. Er glaubte bemerkt zu haben, daß die Gräfin heiterer gewesen in der letzten Zeit, und vor Allem hielt er sich an den Aerger und an den Schreck des Chevaliers bei der Nachricht des Intendanten. Aber so klug Antonio und so fein sonst seine Beobachtungsgabe war, er war ein Knabe und ein Kind des Vol-

kes, er war einfach und ehrlich bis zur Rücksichtslosigkeit, in seiner Liebe, und in seinem Haß. Er kannte die heuchlerische Halbheit der Empfindungen nicht, mit denen civilisirtere Menschen sich selbst zu hintergehen lieben, während sie die Anderen mit Bewußtsein täuschen. Daß man dieselbe Sache wünschen und fürchten, daß man an den Mord eines Menschen denken und vor seinem zufälligen Tode grade darum erschrecken, daß man sich seiner Lasterhaftigkeit als einer Kraft berühmen, und doch gelegentlich vor sich selber den Schein der Reinheit und geläuterter Empfindungen bewahren wollen könne, das waren Erkenntnisse, welche weit ablagen von Antonio's Einsicht, der nur gut oder böse, nur wollen oder nicht wollen, nur Haß oder Liebe kannte. Die Gesellschaft jedoch, welche sich selbst als die gute Gesellschaft, als die eigentliche schöne Welt zu bezeichnen pflegt, trägt Charactere und Geheimnisse in sich, die auch dem reifen Manne zu rathen geben, und die zu verstehen keines Knaben Sache ist.

Je näher der Chevalier nach der Entfernung Marcello's sich der Gräfin zu stellen gewußt hatte, je fester er sich in die Hoffnung eingelebt, bald Herr

ihrer Person und dadurch auch ihres Vermögens zu werden, je mehr selbst die Vorstellung ihn gereizt hatte, Beides ausschließlich seiner List und Klugheit zu verdanken, um so größer war für ihn die Nothwendigkeit geworden, daß Marcello niemals wieder seinen Weg durchkreuzen, seinen Planen entgegentreten könne. Auch hatte es keiner besonderen Einwirkung von seiner Seite bedurft, dies zu verhindern. Er hatte sich in dem ganzen Handel Nichts vorzuwerfen, wie er meinte. Er hatte die rechte Straße zwischen seinem Vortheil und seinem Gewissen inne gehalten, seiner Liebe und seiner Ehre, wie er es nannte, auf seine Weise völlig genug gethan. Er war es nicht gewesen, der dem Prälaten die Gräfin entrissen; ebensowenig hatte er ihr den Geliebten entzogen. Der verderbliche, der frevelhafte Leichtsinn Marcello's selbst, seine Verbrechen gegen die Kirche und den Staat, sein eigener Fanatismus hatten ihn und die Gräfin getrennt, und Andraja hatte sich im vollen Rechte gefühlt, die Lücke auszufüllen, welche Marcello's Entfernung in dem Leben der Gräfin gelassen. Eine Frau, alleinstehend wie sie, war in Andraja's Augen ein herrenloses Gut, von dem der Erste, der es konnte, Besitz zu nehmen trachten mußte, und um so sicherer

und schneller, je weniger an die Rückkehr ihres früheren Geliebten irgendwie zu denken war.

Daß die Regierung einen Geistlichen wie Marcello, einen höheren Beamten, der eingeweiht in die innern Verhältnisse des Staates, sich gegen diesen Staat vergangen hatte, nicht wieder frei geben könne, wenn er einmal als Gefangener eingekerkert worden war, daß im besten Falle die Mauern eines sichern Klosters sein Leben begraben würden, das stand in den Augen Andraja's fraglos fest. Marcello war also für die Gräfin unter allen Verhältnissen verloren, er war todt für sie; und die Liebe wie die Trauer einer schönen, reichen Frau für einen Todten, dünkten den Chevalier um so thörichter, wenn ein Anderer, wenn er selbst in heißer Leidenschaft entbrannt, an ihrer Seite lebte. Er sah es als sein Recht, ja fast als eine Pflicht an, die Gräfin loszureißen von dem Gedanken an den unwiderbringlich für sie verlornen Geliebten, und er wäre nicht er selbst gewesen, hätte er es unterlassen, alle Mittel für diesen Zweck anzuwenden und zu nutzen, welche die Leidenschaft und die Verblendung der ersehnten Frau ihm selber an die Hand gegeben hatten. Was er zu fordern Mühe gehabt haben würde, die Hand der Gräfin, das hatte

sie selbst ihm in der Angst um den Prälaten, als Lohn für dessen Befreiung angeboten. Diese Freiheit als unerreichbar schildern, hätte schnöde, ja unritterlich auf die geliebte Frau verzichten heißen, und schließlich fühlte Andraja sich Mannes genug, um eine schöne Schwärmerin in seinen Armen einen platonischen Schwärmer vergessen zu machen.

Aber als er sich der Herrschaft über die Gräfin und über ihr Vermögen erst versichert gefühlt hatte, als er geglaubt, daß für sie kein Entrinnen aus seiner Hand mehr möglich sei, da war ein neues Gelüsten mehr und mehr in ihm erwacht. Er wollte den Besitz der Gräfin nicht nur seiner Herrschaft, er wollte ihn ihrer Erkenntlichkeit, ihrer Liebe verdanken. Marcello's Krankheit, wie die Stellung und der Einfluß des Kardinals hatten ihm auch dazu die Möglichkeit eröffnet. Er konnte der Gräfin einen Antheil an dem Gefangenen zeigen, den sie als Großmuth und Selbstverläugnung schätzen und bewundern mußte. Er konnte ohne große Mühe hier und da eine Erleichterung für den Leidenden erlangen, und als er dann später die Gewißheit gewonnen hatte, daß auf eine Genesung des Gefangenen kaum noch zu rechnen sei, da hatte er alles Ernstes daran gedacht, durch eine

Bestechung der Wärter, die ihm, dem Neffen des Kardinals, zu vermitteln nicht schwer geworden wäre, Marcello außerhalb des Gefängnisses, vielleicht sogar unter den Augen der Gräfin sterben zu lassen — nur daß er jenes für die Bestechung bestimmte Geld im Augenblicke nöthiger gebraucht hatte, und daß er nicht sicher gewesen war, welchen Eindruck der Tod und gar das mögliche Wiedersehen des Prälaten auf die Gräfin machen würden.

In dieser Stimmung hatte ihn die Mittheilung des Haushofmeisters angetroffen, deren volle Kenntniß Andraja von sich abgewiesen, weil er selber jetzt den Tod Marcello's fürchtete. Es befiel ihn eine unheimliche Empfindung, wenn er bedachte, wie lebhaft er einst gewünscht des verhaßten Nebenbuhlers ledig zu sein, dessen möglicher Tod ihn jetzt besorgter machte als zuvor sein Leben. So lange die Gräfin noch für Marcello zu fürchten, Etwas für ihn von dem Chevalier zu erbitten, zu erwarten hatte, war sie an diesen mit ihren Wünschen gebunden. Der Tod des Prälaten machte sie frei, und die Frage, was würde sie thun, wie würde sie mir gegenüber fühlen, wenn Marcello stürbe, drängte sich beruhigend in Andraja hervor.

Es lag daher in seiner Absicht, noch während Marcello lebte, die Hand der Gräfin zu gewinnen; denn sie, in dem Augenblicke zu fordern, wenn Marcello's Tod ihr und seinen zahlreichen Freunden zur Kenntniß kam, war unausführbar. Selbst im günstigsten Falle war dann immer bei der Liebe der Gräfin für Marcello und bei ihrer ganzen Sinnesart eine lange und tiefe Trauer vorauszusehen. Die Erfüllung seiner Hoffnungen, seine Verlobung, wurden wenn Marcello sterben sollte weit hinausgeschoben, die Dankbarkeit der Gräfin konnte während dessen erlöschen, andere unberechenbare Einflüsse und Hinderungen dazwischen treten, und voller Sorge und Unmuth verwünschte Andraja den Eifer des Intendanten, der ihm mit seiner Mittheilung so böse Ahnungen, so schwere Befürchtungen unnöthig aufgeladen hatte.

Ich wollte der schwatzhafte Alte hätte geschwiegen! dachte der Chevalier in seinem Innern, und mit jener lebenslustigen Zuversicht, welche solchen Menschen eigen ist, fragte er sich plötzlich: aber was hat er mir denn gesagt? Er kennt meine Plane, oder er hat sie vielmehr errathen. Er muß es aus meinen Fragen wissen, daß ich wünsche einen Fluchtversuch für Marcello zu bewerkstelligen, daß mir Alles, Alles daran gelegen ist, ihm

wenn auch nur eine Stunde der Freiheit zu schaffen, die zu erringen, der Zustand des Kranken erträglich sein muß. Er kann mir also nur dann eine gute Botschaft zu bringen geglaubt haben, wenn Marcello sich augenblicklich wirklich besser befindet, wenn die Ausführung meines Planes wirklich möglich wird. Mein Schrecken, meine Angst, Marcello könne gestorben sein, haben allein den Alten abgehalten, mir die gute Nachricht zu geben. Ich bin ihm mit meiner Frage in die Rede gefallen, und er hat mir es ja bestätigt, daß der Gefangene sich besser befindet, wie komme ich denn darauf, ihn für todt zu halten? Was hat mich so schwarzsehend gemacht, daß ich dies Aeußerste, dies mir so Nachtheilige befürchten, daß ich glauben konnte, der Alte sei tückisch genug, mir unter der Maske der Ergebenheit eine mir so unangenehme Nachricht mitzutheilen?

Er athmete auf, sein Gesicht erheiterte sich als er zu diesem Schlusse gelangt war. Es war ihm angenehm, daß er das Leben seines Nebenbuhlers wünschte. Er glaubte darin die Stärke seiner Liebe und Hingebung für die Gräfin zu erkennen. Er erschien sich in einem Lichte, in welchem er sich wohlgefiel, und er hielt die Einsicht vorsichtig von sich fern,

daß er diese Selbstzufriedenheit dem dreistesten Selbstbetruge verdankte. Trotz jenem innern Behagen, das den schmeichelnden Gaukelbildern eines Opiumrausches glich, stieg aber in Andraja dennoch das Verlangen auf, seine Stellung zu der Gräfin so schnell als möglich zum Abschlusse zu bringen. Er fragte sich: weshalb soll ich die Süßigkeit entbehren, sie auch bei Marcello's Leben schon meine Braut zu nennen, da sie ihm ja zu meinen Gunsten entsagt hat? Weshalb soll sie den Trost entbehren, mir verlobt zu sein, an mir eine Stütze zu haben, wenn einmal die Nachricht seines Todes sie in kurzer Frist treffen, und da sie ihn geliebt hat, für das Erste niederwerfen muß?

Es war in dieser Aufwallung von Seelenadel und von Herzensgüte, daß er sich geneigt fühlte, dem Onkel sein Inneres zu enthüllen, indeß bei aller Milde des Greises, welche ihm die Herzen gewann, wo er Vertrauen forderte, hielt seine abgeschlossene Würde jede ihm nicht erwünschte Vertraulichkeit von ihm fern, und es konnte sich kaum Jemand rühmen von dem Kardinale erfahren oder ihm berichtet zu haben, was mitzutheilen oder anzuhören er nicht gewillt gewesen war. Er hatte seit Jahren die Verheirathung seines Neffen gewünscht, weil er mit derselben den Unord-

nungen Andraja's eine Art von Schranke zu setzen hoffte, ja er hatte durch den Mund seines Haushofmeisters den Chevalier wissen lassen, daß dieser von dem Kardinale eine neue Deckung seiner Schulden nur durch eine schickliche Verheirathung erlangen könne, aber er hatte trotz der großen Zuvorkommenheit, welche er der Gräfin von Anfang an bewiesen hatte, nie eine Aeußerung über diese mögliche Verbindung gegen seinen Neffen selbst gethan. Auch als sich die Gräfin persönlich bei ihm zu Marcello's Gunsten verwendet, hatte er Nichts davon gegen den Chevalier erwähnt. Es war kein Wort über die Leidenschaft des gefangenen Prälaten zu der schönen Fremden jemals über seine Lippen gekommen, sei es, daß er es nicht angemessen fand, als Geistlicher von der Herzensverirrung eines Geistlichen zu sprechen, oder daß er Andraja jede Möglichkeit abschneiden wollte, ihm Geständnisse zu machen. Als Beichtiger hätte er es für seine Pflicht erkannt, keine Falte in dem Herzen seines Beichtkindes unaufgedeckt zu lassen, im Leben mochte er es für weiser ansehen, seinem Neffen mit der Schonung und der Nachsicht, die er ihm bewies, den Wunsch und das Verlangen zu erhalten, diesen Zugeständnissen zu entsprechen.

Wortkarg hatten daher Onkel und Neffe neben einander in dem Wagen gesessen, seit der Visite, welche dem Besuche bei der Gräfin vorausgehen sollen, und schon befand man sich in der Nähe ihrer Wohnung, ohne daß der Chevalier zu einem Entschlusse gekommen war. Einen Augenblick schien es ihm das Gerathenste, die Gräfin in Gegenwart des Greises förmlich um ihre Hand zu bitten, dann wieder scheute er sich davor, und noch als sie das Zimmer derselben betraten, wußte er nicht, ob er Etwas und was er unternehmen solle?

Diese Unentschlossenheit, die ganze Stimmung, in welche er sich versetzt hatte, nahmen ihm seine selbstgewisse Haltung, die den Frauen gegenüber an und für sich etwas Beleidigendes hatte, und welche der Gräfin grade in ihrer Lage oftmals sehr kränkend gewesen war. Er fühlte sich verwirrt, bewegt, als er die Gräfin erblickte, die sich niederbeugte, den Kardinal mit dem üblichen Handkusse zu empfangen.

Der Greis erhob sie, machte das Zeichen des Kreuzes über sie, und sagte auf ihren Glückwunsch zum Neujahr: ich wünsche auch Ihnen das, was wir Alle in Italien uns zu wünschen haben; Ruhe im Innern, Vergessen einer untröstlichen Vergangenheit,

und Gedeihen für Alles, was wir Glückbringendes beabsichtigen. — Er hatte damit durchaus Nichts gesagt, als was ein Jeder an seiner Stelle nach der politischen Aufregung der letzten Monate ersehnen und erhoffen mußte, aber die Gräfin und Andraja faßten es anders auf. Die Eine glaubte darin die Aussicht auf eine Begnadigung der Empörer, der Andre eine ihm günstige Aufmunterung zu hören, und die freudige Bewegung, mit welcher die Gräfin zu dem Greise emporsah, ihr leises, inniges: das gebe der Himmel! bestärkten den Chevalier in seiner vorgefaßten Meinung.

Plötzlich entschlossen trat er an die Gräfin heran, und ihre Hand ergreifend, sagte er: Es kostet Sie ein Wort, die Wünsche meines Onkels wenigstens für mich auf das Beglückendste zu erfüllen theure Gräfin! Sie kennen meine Liebe für Sie, mein Vertrauen und meine Ergebenheit in Ihren Willen Sprechen Sie das beglückende Wort aus, theure Hedwig! werden Sie endlich die Meine, und gönnen Sie mir das Glück, meinem Onkel, meinem zweiten Vater heute eine so ersehnte Nichte zuzuführen.

Die Wärme, mit welcher er das sprach war nicht erheuchelt. Sein Verlangen nach der Gräfin und

die Aufregung und Spannung, in die er selbst sich während der Fahrt versetzt hatte, liehen seinen Worten den Ausdruck der Wahrheit, der Gewalt; und der zuversichtliche Blick, mit welchem der Kardinal sie anschaute, hatte vollends etwas Umstrickendes und Zwingendes für die Gräfin. Unfähig zu irgend einer Aeußerung des Widerstandes, gefesselt von den Verwickelungen, die ihre eigene Vermessenheit, ihr leidenschaftliches, rücksichtsloses Handeln um sie heraufbeschworen hatten, stand sie willenlos dem starkwilligen Andraja, zaghaft und rathlos dem Kardinale gegenüber. Der ganze Vorgang, so oft sie sein Herannahen auch gefürchtet, so vielfach sie sich ihr Verhalten in demselben durchgedacht, war ihr jetzt grade unerwartet gekommen, und nahm ihr alle Fassung. Er erschien ihr wie ein Ereigniß in einem Traume, von dessen eigentlicher Unmöglichkeit man sich überzeugt fühlt, ohne sich deshalb der Wirkung desselben und des Leidens durch dasselbe entziehen zu können. Ihr Schweigen, ihr Schwanken reizten alle Leidenschaften des Chevaliers auf. Er wollte sie um jeden Preis besitzen, er wollte unter den Augen seines Oheims keine Demüthigung erleiden, und mit einem Tone und einem Blicke, deren eiserne Entschlossen-

heit sie nicht mißverstehen konnte, sagte er: Warum dies Schwanken, Theure? Sind Sie nicht die Meine? Fühlen, wissen Sie es nicht, daß Sie an mich gefesselt sind, und daß ich Sie nicht lassen kann, nicht lassen werde?

Da faßte der Gedanke, keine Wahl zu haben, die Gräfin mit seinen ganzen Schrecken an. Das Bewußtsein eines Elendes, dem sie nicht mehr entrinnen konnte, wohin sie sich auch wendete, engte ihren Blick ein, und mit der Ergebung, welche die Folge muthloser Verzweiflung ist, reichte sie Andraja die Hand, während sie mit hervorstürzenden Thränen, eine Hilfesuchende, in die Arme des Greises sank, die sich ihr öffneten, und sie wie eine letzte Zuflucht dünkten.

Dem Kardinal entging das nicht. Er blickte seinen Neffen warnend und unzufrieden an, und sagte nachdrücklich: Deine Braut ist sehr erschüttert!

Aber der Chevalier wollte ihn nicht verstehen. Mit dem Uebermuthe, welcher den hervorstechendsten Zug seiner äußern Erscheinung machte, rief er: Zürnen Sie ihr deshalb nicht mein Onkel! Wie könnte es anders sein? Meine arme Hedwig hat so wenig Glück gefunden in ihrer ersten Ehe, daß ich es ruhig dulden muß, wenn sie bei einer neuen Ver-

lobung alles Leiden vergangener Tage in sich lebendig werden fühlt. Aber Muth! meine Geliebte, wir werden glücklich sein, und wie bisher werden Ihre Wünsche die meinigen bestimmen!

Er küßte ihr dabei die Hand, und als der Kardinal sich darauf entfernen wollte, um die Verlobten einander zu überlassen, rief Andraja, dem Alles daran lag, seine Verbindung mit der Gräfin sobald als möglich bekannt zu machen: Wie wäre es mein Onkel! wenn wir Sie bäten, Ihren Wagen fortzuschicken und uns in dem der Gräfin, der schon vorhin im Hofe stand, zu Ihrer Schwester hinzuführen?

Der Kardinal erklärte sich dazu bereit, die Gräfin fügte sich ebenfalls seinem Verlangen, sie gehörte sich selber nicht mehr an. Während sie hinausging sich ankleiden zu lassen, schellte der Chevalier dem Diener und befahl den Wagen des Kardinals fort zu schicken, den Wagen der Gräfin vorfahren zu lassen. Dann blieben der Onkel und der Neffe mit einander allein. Sind Sie nun mit mir zufrieden, theurer Onkel? fragte der Chevalier, indem er sich dem Kardinale vertraulich näherte.

Da sah der Greis ihn mit ernstem Blicke an und sagte strenge: Du hast das Spiel gewonnen,

Spieler! Wer gab Dir aber das Recht, mich zum Zeugen Deines Wagnisses zu machen?

Andraja hatte das nicht erwartet. Mein Onkel! fiel er ihm ins Wort, indeß der Greis ließ ihn nicht weiter reden. — Ich kenne Dein Spiel, und kannte es lange! sagte er. Danke es der Liebe, welche ich für den Sohn meiner Schwester habe, und der Hoffnung auf Deine Besserung, der ich nicht entsagen will, daß ich schwieg bei diesem der Gräfin abgerungenen Zugeständniß. Aber bedenke, daß ich über sie wache, und über Dich, und daß ich den Frieden ihrer Zukunft von Dir fordre!

In dem Augenblicke kehrte die Gräfin zurück, der Kardinal ging ihr entgegen, ihr den Arm zu bieten, Andraja suchte seine frühere Haltung zu behaupten, indeß der Ernst des greisen Kirchenfürsten hatte ihn getroffen, und er kämpfte schweigend seinen Zorn hernieder. So schritten sie durch den Vorsaal nach dem Portale. Der Chevalier half seiner Verlobten und seinem Oheim in den Wagen. Da erst fiel es der Gräfin ein, daß sie niemals von einer Verwandten des Chevaliers gehört hatte, und sich zu dem Kardinale wendend fragte sie: zu wem und wohin führen Sie mich Eminenz?

In das Kloster von Trinita di Monte theure Nichte! antwortete der Greis, meine einzige noch lebende Schwester ist die Oberin desselben.

Nach dem Kloster von Trinita di Monte! befahl Andraja dem Diener, der es dem Kutscher wiederholte, und im schnellen Trabe flogen die Pferde die Straße hinab, die vielfach Erregten in das stille Asyl der frommen Nonnen des heiligen Herzens Jesu zu führen.

Sechstes Kapitel.

Wer seine Tage in Arbeit zubringt, der kennt die Kürze der Zeit, und wird immer wieder an das Entschwinden und an das Nutzen des Lebens erinnert. Für den Müßigen, der nur seinen Gedanken und Empfindungen, für Jeden, der überhaupt nur dem geistigen oder leiblichen Genusse lebt, giebt es aber kein regelndes und täglich mahnendes Zeitmaaß. Tage, Wochen, Monate gleiten an ihm vorüber, und er hat die äußern, Allen gemeinsamen Zeitabschnitte nöthig, um gewahr zu werden, daß wieder ein Theil seines Lebens verronnen ist. Für solche Personen sind das Ende eines Jahres und der Anfang eines neuen, moralische Erschütterungen. Sie fühlen sich ernsthaft gestimmt, empfinden Reue, geloben sich Besserung der Schwächen und Fehler, welche sie sich einzugestehen für gut hal=

ten, sind zu Entsagung, zu neuen Hoffnungen geneigt, und machen auch in diesem Falle als Schwelger, innerhalb weniger Stunden die Reihe von Gedanken und Gefühlen durch, welche dem mit ernstem Bewußtsein in der Arbeit lebenden Menschen, hie und da begegnen, und jedes für sich seinen Raum und seine Zeit begehren.

Obschon Leontine vielfach beschäftigt war, obschon man sie fortdauernd über Mangel an Zeit und Muße klagen hörte, so war sie dennoch entschieden zu der Zahl jener Genußsüchtigen zu rechnen, welche ihre Tage in leichtsinniger Achtlosigkeit entschwinden lassen. Ihre oftmals ausgesprochene Behauptung, daß das Alter sie einmal erschrecken werde, weil sie es nicht fassen könne, wie es so allmälig an uns herantrete, konnte für sie füglich auch auf das Ende jedes Jahres angewendet werden. Der Jahreswechsel machte sie immer traurig, und trotz ihrer Neigung für zerstreuende Geselligkeit, konnte keine Bitte sie jemals bewegen, am Sylvesterabende einem Feste beizuwohnen, oder auch nur in der Gesellschaft ihrer nähern Freunde zu erscheinen. Sie blieb dann einsam in ihrem Zimmer, schloß, wie sie es nannte, mit ihrem Gotte, mit ihrem Jahre und mit sich selber ab, und hatte es selbst dem

Hauptmann erklärt, daß sie auch ihn am Sylvester=abende nicht zu sehen wünsche.

Sie waren ohnehin seit dem Zerwürfniß auf dem Balle in einer Art von Spannung geblieben, die zwischen flüchtigen Versöhnungen und neuen Streitigkeiten schwankend, nur noch merklicher geworden war, seit Leontine von dem Hauptmanne und von der Gräfin erfahren hatte, welchen Antheil er dieser bewiesen, und daß er damit gegen den Willen und die Weisung Leontinens gehandelt hatte. Da sie selber kaum einem Manne begegnen konnte, ohne irgend in einen Herzens=zusammenhang mit ihm zu gerathen und irgend welche Neigung in ihm vorauszusetzen, hatten der Hauptmann und die Gräfin, seit sie einander öfter gesehen und theilnehmender von einander gesprochen hatten, ihre Eifersucht rege gemacht. Sie hatte den Hauptmann gewarnt, sein Herz zu wahren vor der Anmuth, vor der Sanftmuth ihrer Freundin, welche Eigenschaften ihr selber fehlten, und ihn deshalb freilich anziehen müßten; und sie hatte zu der Gräfin die Aeußerung gethan, daß Eine Erfahrung ihrem Leben noch fremd geblieben sei, die sie aber auch nicht zu machen wünsche: die Erfahrung, ihren Geliebten an eine Freundin zu verlieren. Indeß weder

Diese noch Jener hatten darauf geachtet, weil gar kein Grund zu ähnlichen Bemerkungen und Befürchtungen vorgelegen hatte, doch waren sie Beide dadurch gegen Leontine verstimmt geworden, und der Hauptmann gelangte ihr gegenüber zu einer Ermüdung, in welcher er sie noch zu schonen, zu bemitleiden, aber nicht mehr wie bisher zu lieben vermochte. Leontine, die dies empfand, versuchte bald es zu übersehen, bald machte sie es ihm zum Vorwurf. Heute suchte sie ihn, um ihm sein Unrecht klar zu machen, morgen mied sie ihn, damit er es empfinden sollte, und inkonsequent in Allem, war sie auf das Aeußerste gereizt, als Saint Armand ihrer Anweisung, sie am Sylvesterabende nicht aufzusuchen, keinen Widerstand geleistet hatte.

Mit der Wollust der Selbstquälerei, welche wenn auch unbewußt, den eigentlichen Reiz von Leontinen's einsamen Jahresbeschlüssen ausmachte, ging sie auch dies Mal in die sogenannte Feier hinein. Sie wiederholte sich Alles, was sie besessen, Alles, was sie verloren hatte. Sie wiegte sich in dem Guten, das sie Andern gethan, in all der Liebe, welche sie bewiesen und gefühlt, in dem Undank, in der Vergessenheit, die sie erfahren hatte; und es war ihr fast ein Ge-

nuß, auch Saint Armand in die Zahl der Undankbaren einzureihen. Aber das bloße Grübeln dauerte bei ihr nicht lange, sie mußte Etwas thun. Und wie sie es an jedem Sylvesterbende gewohnt war, beschloß sie, ihre Papiere durchzusehen', sie zu sondern und in Ordnung zu bringen. Diese Ordnung herzustellen, hatte sie vorerst eine wüste Unordnung um sich verbreitet. Da sie die Unart hatte, alle Papiere, welche ihr zugingen, auf gut Glück in den Fächern ihres Schreibtisches unterzubringen, so fanden sich Rechnungen, Briefe, Excerpte, Tagebuchblätter, die sie in einzelnen Momenten zu schreiben liebte, in buntem Durcheinander beisammen, und eine Sonderung derselben war nur herzustellen, indem man die sämmtlichen Behälter leerte, die sämmtlichen Papiere durchsah, und sie, je nach ihrer Wichtigkeit, verbrannte oder mit Dazugehörendem vereinte.

Aus der ersten Hälfte des Jahres fanden sich zahlreiche Briefe und Billette von verschiedenen Frauen und Männern ihrer Bekanntschaft vor, geistreiche, witzige, auch hie und da leidenschaftliche. Das unterhielt und fesselte sie lange. Jene Tage dünkten sie besonders heiter und belebt, sie lächelte zufrieden, wenn sie ihrer Antworten auf diese Briefe, ihrer damaligen

Stimmungen gedachte. Sie vergaß die völlige Lebensmüdigkeit, welche jener Epoche gefolgt war, und nachdem sie diese ganzen Briefschaften dem Feuer hatte übergeben wollen, beschloß sie im Gegentheile, sie alle zu verwahren, als Erinnerung an Stunden, welche ihr doppelt reizvoll und schwungvoll erschienen, wenn sie sie mit ihrer Gegenwart verglich. Sie warf es sich vor, all diesen Freunden Unrecht gethan, sie vernachlässigt zu haben, erst um Anna's, dann um des Hauptmanns willen, und gereizt wie sie es gegen den Letzteren war, fragte sie sich, was sie in der Gesellschaft Saint Armand's gewonnen habe, als eine sie fortdauernd hindernde Beaufsichtigung, als Ermahnungen, welche sie lähmten, ohne ihr zu nützen.

Für jede Lebensanschauung, für jede Lebensführung muß man geboren sein! sagte sie sich selbst, und schrieb dann die Sentenz, weil sie ihr so schlagend und so glücklich gefaßt däuchte, als Betrachtung in ihr Tagebuch, mit dem Zusatze: der Fisch lebt im Wasser, der Salamander im Feuer, und wer hat mit diesem zu rechten, wenn er nach seiner Lebensbedingniß auch in den Flammen seinen Tod sucht? — Anna's stille, beschränkte Weise, des Hauptmanns Verlangen nach einer gefesteten Existenz, kamen ihr dabei heute

mehr als jemals lächerlich und spießbürgerlich vor, während sie selbst sich in einem Nimbus wundervoller Freiheit und Genialität erschien, als sie mit rascher Hand und schnellem Auge sämmtliche Briefe von den Beiden zusammensuchte, und sie wie etwas Gleichgültiges, Werthloses den Flammen übergab. Sie hatte ein wahres Entzücken daran, als sie das Feuer hoch auflodern sah. Sie meinte damit ihre Zukunft von Anna und Saint Armand gelöst, das Recht ihrer freien Selbstbestimmung, das jene Beiden ihr verkümmert, wieder gewonnen zu haben, und sie sagte sich es mit triumphirender Entschlossenheit, daß die bürgerlich idyllische Episode ihres Lebens nun mit diesem letzten Tage des Jahres auch für immer zu Ende sein solle. Sie stellte sich vor, wie oft des Hauptmanns Ernst sie ermüdet, wie seine Plane sich eine ruhige Zurückgezogenheit auf der eigenen Scholle zu begründen, sie gelangweilt hatten. Sie amüsirte sich damit, wie sie einst diese ihr höchst unangemessenen Vorschläge ihren fernen Freunden karrikirend darstellen werde. Sie meinte zu entdecken, daß sie eigentlich nie die leiseste Herzensregung für Saint Armand gefühlt habe, und zurückblickend auf die letzten drei Monate, schien es ihr von allen ihren Liebeslaunen

die unbegreiflichste, daß sie sich aus Abspannung, aus Trägheit, von einem Manne habe leiten und beherrschen lassen, der sie ihrer eigentlichen Sphäre zu entrücken gedroht, daß sie geglaubt habe, eine Neigung für Jemand zu fühlen, der allen ihren Wünschen entschieden widersprach, und mit dem sie im Grunde nicht die geringste Uebereinstimmung empfunden hatte und empfinden konnte.

Als aber das verkohlte Papier zusammensank, die Flammen niedriger und spärlicher brannten, ließen auch die muthigen Schwingungen in ihrem Geiste nach. Es fing an sie schade zu dünken, daß sie unnöthig diese Erinnerungen an eine in sich abgeschlossene Lebensepoche zerstört habe. Sie wiederholte sich, daß Anna beschränkt, der Kapitain kein Mann für sie sei, aber sie räumte ihnen mehr und mehr ein, daß Beide es nach ihrer Weise wohl mit ihr gemeint hätten; und schon war sie nahe daran, Saint Armand gelten zu lassen, Reue zu empfinden und sich einzugestehen, daß er mit seiner von ihr ermuthigten Neigung doch gewisse Rechte an sie erworben habe, als ein Windzug ein kleines Blättchen, das auf dem Rande des Kamins gelegen hatte, in das Zimmer zurück trieb.

Wenn das ein Billet von ihm ist, dachte sie, so

soll das ein Zeichen für ihn sein! Und sich schnell danach bückend, hob sie es empor. Es freute sie, als sie seine Handschrift erkannte. Sie trat an das Licht zu sehen, welches Zettelchen auf so unerwartete Weise den Flammen entrissen worden war, und las die folgenden Worte: Was helfen uns die neuen Verständigungen nach den immer neuen Mißverständnissen? Wie können wir auch Freude aneinander haben, Frieden in unserm Beisammensein finden, wenn Ruhe und Gleichmäßigkeit Ihnen schon wieder drückend geworden sind? Alles, was Sie mir heute schreiben ist lieb und gut, ich möchte darauf hoffen, darauf bauen, und doch sagt mir ein Etwas in meinem Innern, daß Sie selber nicht glaubten, was Sie mir schrieben, und daß früher oder später aus alle den Wünschen und Versuchen mir Nichts übrig bleiben wird, als traurige Enttäuschungen und die Nothwendigkeit einer Trennung, die ich schon oft gefühlt habe. Aber ich werde wiederkommen, ich werde noch einmal zu glauben, zu hoffen versuchen. Noch einmal! Denken Sie daran für sich und mich! —

Der Brief war erst vor einigen Tagen geschrieben. Er war auch die Folge eines Streites gewesen, und weit entfernt in seiner ernsten Trauer Leontine

zu rühren, verdroß und kränkte er sie. Sie fand ihn kalt und herablassend. Sie nannte es anmaßend von Saint Armand, daß er sie begnadige, wenn er kein Vertrauen zu ihr habe. Sie wollte nicht wie ein Kind behandelt werden, dem man verzeiht, während man es zugleich bedroht, und dieser Gedanke setzt sich endlich in ihrem Innern fest. Mit dem Widerwillen gegen das, was sie eine Drohung nannte, fühlte sie aber einen solchen Zorn, eine solche Empörung gegen den Hauptmann in sich erwachen, daß alle weicheren Gefühle davor verstummten. Mit grausamer Härte zergliederte sie sich sein ganzes Wesen, und hob sich daneben in dreister Selbstvergötterung empor. Die guten Eigenschaften, welche jeder gerechte Beurtheiler ihm zugestehen mußte, waren für sie nicht mehr vorhanden. Sie sah Nichts als sich selbst: eine Frau, die mehr vom Leben zu fordern berechtigt war als eine bürgerliche Versorgung für ihre alten Tage; eine Frau, die auf Alles verzichten konnte, nur nicht auf die Bewahrung ihres Selbstgefühls, auf die Erhaltung ihrer idealen Richtung, eine Frau endlich, von der wirklich geliebt zu werden, einen Mann zum Gotte erheben mußte. Warum hatte Saint Armand es nicht verstanden, ihr diese Liebe einzuflößen?

In ihrem Zorne wollte sie das Billet in das Feuer zurück werfen, aber sie zerriß es und schleuderte die Stücke zusammengedrückt in eine ferne Ecke. Für diesen Brief ist das Feuer viel zu gut! sagte sie, und es war ihr nun fortan überhaupt nicht mehr möglich, sich mit dem Sondern der Papiere zu beschäftigen. Sie war aufgeregt und unmuthig bis zum Weinen. Da sie aber doch Etwas gethan, Etwas in Bezug auf ihre Briefschaften geordnet haben wollte, ließ sie einen ihrer Koffer bringen, packte sämmtliche Papiere hinein, und befahl ihn in ihre Schlafstube hinzustellen, damit sie gelegentlich die begonnene Arbeit wieder aufnehmen könne.

Darüber war es fast Mitternacht geworden, und Leontine viel zu zerstreut, sich in die Stimmung der Erhebung und Buße zu versetzen, die sie an diesem Abende doch nicht entbehren mochte, und die trotz aller ihrer Anstrengungen sich einzustellen weigerte. Sie holte die Bilder ihrer gestorbenen Lieben hervor, sie sah in die Nacht hinaus, es regte sich draußen Nichts, es regte sich Nichts in ihr, als der Zorn gegen den Hauptmann, und diesen in solcher Stärke zu empfinden, daß er sie selber peinigte, war ihr unbequem. Saint Armand vergällte ihr Alles, dachte

sie, selbst die schöne Stunde innerer Erbauung, welche ihr sonst an diesem Tage nie gefehlt hatte. Durch seine Schuld ging das Jahr ihr in Mißmuth und in Erbitterung zu Ende, durch seine Schuld mußte das Neujahr ihr traurig beginnen.

Die Vorstellung riß sie aus der früheren Gedankenreihe empor. Dahin sollte es nicht kommen! dazu sollte er es nicht bringen! Den Neujahrstag, den wollte sie sich wahren. Sie hatte sich auf ihn gefreut, allen ihren Bekannten hatte sie den Winter hindurch ein Fest an diesem Tage zu geben versprochen, sie waren Alle geladen und nun sollte sie die Freunde mit niedergedrücktem Geiste empfangen? Nun sollte sie umhergehen wie ein gescholtenes Kind, zu welchem der Hauptmann sie erniedrigen wollte? Nimmermehr! — Es blieb ihr auch nicht Zeit sich in ihr Leiden zu versenken, als das Fest ihr nur erst wieder eingefallen war, denn noch hatte sie kaum die ersten Vorkehrungen für dasselbe gemacht. Je weiter sich ihre Gedanken aber darauf richteten, je sicherer meinte sie zu fühlen, daß ihr Schicksal an dies Fest gebunden sei, daß es das Mittel werden müsse, ihre Freiheit wieder zu gewinnen. Und plötzlich hingegeben an diese Idee, war sie so vollständig damit beschäftigt,

sich den Verlauf des nächsten Abendes auszumalen, mit Allem, was sie dabei sagen und was sie thun, mit dem was sich ereignen werde, daß sie die Glockenschläge der Jahresscheide mit vollster Gleichgültigkeit an sich vorübergehen ließ.

Indeß sie war nun einmal wach, es war nun einmal Neujahr, irgend Jemand mußte nun doch Rührung fühlen, da sie selbst es nicht vermochte, und niemals um eine Aushülfe verlegen, schellte sie ihrer Kammerfrau. Es war das eine verständige Person, eine Wittwe, die ihr seit Jahren diente, ihre Fehler kannte, vielen ihrer Verkehrtheiten unbemerkt entgegentrat und ihr anhänglich geworden war, weil Leontine sie gut behandelte, reichlich lohnte und ihr durch ihre Läßlichkeit das Leben an ihrer Seite erleichterte. Niemals war die Rede davon gewesen, daß dieselbe ihre Herrin verlassen wolle, niemals hatte diese sich über den Undank ihrer Dienerin zu beschweren gehabt, aber Leontine hatte sich in der letzten Stunde in das Thema vom Undank versenkt, und glaubte ihn auch von dieser treuen Seele fürchten zu müssen. — Mit eindringlicher Wärme stellte sie ihr deshalb vor, was sie Beide schon mit einander durchlebt und durchkämpft hätten, sie erinnerte sie wieviel Unglück sie Beide

erlitten, ermahnte dann zu Thränen gerührt, die weinende Frau, ihr treu zu bleiben, dankte ihr für die geleisteten Dienste, machte ihr ein ansehnliches Geschenk, trocknete sich und ihr empfindungsvoll die Augen, und — ließ sich dann in Eile, um der Dienerin, wie sie ihr sagte, am nächsten Tage Zeit zu sparen und Ruhe zu gönnen, einige Karten geben, auf welche sie jetzt in tiefer Nacht die noch fehlenden Einladungen für den nächsten Abend aufschrieb. Darauf probirte sie in aller Schnelle ein phantastisches Kostüm an, das die Kammerfrau ihr eben hatte anfertigen müssen, und legte sich dann endlich mit dem Bewußtsein zum Schlafe nieder, alle ihre Angelegenheiten reiflich durchdacht, sich ernsthaft Rechnung gelegt, und einen würdigen Abschluß des alten Jahres, feste Pläne und muthige Hoffnungen für das beginnende gewonnen zu haben.

Auch wachte sie mit freiem Geiste auf. Sie kleidete sich zeitig an, befahl ihre Thüre für Jedermann zu verbieten, und hatte mit Gärtnern und Blumenverkäuferinnen genug zu thun, ihren Salon nach ihrem Sinne zu schmücken und einzurichten. Mit der höchsten Gewandheit wußte sie alles Vorhandene zu benutzen, Fehlendes durch irgend eine Aushilfe zu er-

setzen, und ehe noch die eigentliche Besuchzeit herangekommen war, saß sie bereits im Wagen, um in den verschiedenen Magazinen die Einkäufe für die Bewirthung ihrer Gäste zu machen oder zu bestellen. Dann fuhr sie in der vollgepackten Kutsche bei der Gräfin vor, hörte aber, daß dieselbe mit dem Kardinale und dem Chevalier ausgefahren sei, und war im Grunde recht froh sie nicht sprechen zu müssen. Die Trauer der Gräfin, ihre Sorgen und Befürchtungen zogen Leontine stets mit sich hernieder, und würden ihr die Stimmung verdorben haben, in welcher sie sich bis zu dem Abende zu erhalten wünschte. Auch sah sie es als eine Regel an, daß der ausübende Künstler sich wo möglich ehe er seine Leistung beginnt, von seinem Publikum entfernt halten, gleichsam eine Scheidewand zwischen sich und seinen Hörern aufrichten, eine Isolirung suchen müsse, auf welcher er dann, abgetrennt von seinem täglichen Leben, als ein Sonderwesen erscheinen und seine Darstellung in dem rechten Lichte zur Anschauung bringen könne. Und auf eine künstlerische Darstellung war es für den Abend von ihr angelegt.

Der Hauptmann, welcher in Leontinens Abwesenheit bei ihr vorgesprochen war, hatte den Bescheid er-

halten, sie werde erst spät nach Hause kommen, und müsse sich dann Ruhe gönnen bis zur Ankunft ihrer Gäste. Er war bis zu einem gewissen Grade von ihrem Vorhaben unterrichtet, sie hatte oftmals allerlei Plane für dieses Fest mit ihm durchgesprochen, sich aber zuletzt geheimnißvoll mit ihren Beschlüssen verborgen, so daß auch er nur von einer beabsichtigten Ueberraschung Kenntniß hatte, ohne zu wissen, worin dieselbe bestehen würde. Als er, wie es sonst vielmals geschehen war, in ihren Salon zu gehen wünschte, um ein paar Worte des Glückwunsches für sie niederzuschreiben, verweigerte die Kammerfrau ihm den Eintritt. Er fand unter den vorliegenden Verhältnissen nichts Auffallendes darin, und begnügte sich, mündlich die Bitte zu hinterlassen, Leontine möge ihre Einrichtungen in solcher Weise treffen, daß er sie noch allein sehen könne, da er zeitiger als die anderen Geladenen kommen werde. Er wußte darauf nicht, was er mit seiner Zeit beginnen sollte, und ging nach der Promenade auf dem Monte Pieccio, welche, wie immer um diese Zeit, von zahlreichen Spaziergängern belebt war.

Auf und niederschlendernd bemerkte er, wie ein Paar junge vornehme Römer sich mit dem tadelnden

Ausrufe: das ist unerhört! nach der Seite wendeten, als wollten sie einer Begegnung ausweichen. Er sah sich um, wem das gelten möge, und Andraja, die Gräfin am Arme, stand vor ihm da. Sie war ungewöhnlich bleich, hatte ihren Schleier niedergeschlagen, und wollte, dem Gruße des Hauptmannes dankend, an ihm vorübergehen. Aber Andraja hielt sie zurück, trat an den Hauptmann heran, und sagte mit triumphirendem Selbstgefühl: da Sie, wie ich von der Gräfin hörte, immer so vielen Antheil an mir bewiesen haben Herr von Saint Armand! so freut es mich, daß Sie außer meiner Familie der Erste sind, dem ich die Gräfin als meine Braut vorstellen kann.

Der Hauptmann traute seinen Sinnen nicht. Er begriff nicht, wodurch diese Verbindung so plötzlich herbeigeführt worden war, nicht wie es der Gräfin möglich gewesen sei, dem Chevalier von der Warnung zu sprechen, welche er ihr gegeben hatte; und doch glaubte er aus den Worten Andraja's herauszuhören, daß dies geschehen sei, während dessen Freundlichkeit und die ungezwungene Weise, in welcher er ihm die Hand bot, ihn wieder daran zweifeln machten. Da er ihn aber hinlänglich kannte, um ihm eine solche Verstellung zuzutrauen, so begnügte er sich mit dem her-

kömmlichen Glückwunsche, dem die Gräfin mit flüchtiger, wortkarger Annahme dankte. Andraja that es um so zuversichtlicher. Er bemerkte dann, daß er der Gräfin schon vorgeschlagen habe, ihre Freundin, Frau von Savello, zu besuchen, daß sie aber davon abgestanden, weil sie ihren Wagen dem Kardinal zur Heimkehr überlassen, und daß sie hofften, Frau von Savello am Abende zu sehen. Dann führte er seine Verlobte fort, und ließ den Hauptmann voll Erstaunen über das Geschehene, voll Mitleid für die Gräfin zurück, und gespannt auf die Folgen, welche diese Verlobung und die vermeinte Indiskretion der Gräfin für ihn selber haben würde.

Siebentes Kapitel.

Ueber Oskar war ein ganz anderer Geist gekommen, seit er jene erklärende Unterredung mit Anna gehabt hatte. Er war nach wie vor an jedem Tage bei ihr gewesen, aber mit keinem Worte, mit keiner Andeutung hatte er jemals wieder derselben erwähnt, und sein Ehrgeiz, ihr zu beweisen, daß er werth gewesen wäre, ihre Liebe zu gewinnen, wie er sie erstrebt, ließ ihn oft seiner eigenen Hoffnungslosigkeit vergessen. Seine Aufmerksamkeit für sie hatte sich womöglich noch gesteigert, sein Vertrauen zu ihr war sich gleichgeblieben, es hatte nur eine andere ernstere Richtung genommen. Sonst pflegte er in der Unterhaltung gern und oft von sich und von seiner Vergangenheit zu erzählen, jetzt kam er meist auf die früheren Jahre seiner Freundin zurück, oder er sprach von seiner Zukunft mit ihr, aber auch von dieser nur, so-

weit sie seine Güter und die Einrichtungen betraf, welche er dort zu machen haben würde. Er vermied es gewissenhaft, irgend eine Klage laut werden zu lassen, nur den Bildhauer in Anna's Nähe zu erblicken, daß schien er nicht ertragen zu können, und wo immer er sie zufällig beisammen fand, suchte er sich zu entfernen, wozu seine zahlreichen Unterrichtsstunden ihm den bequemsten Anlaß boten.

Mit der innern Haltung, welche die Selbstüberwindung, und die fortschreitenden Studien ihm gaben, verlor sich auch seine Schüchternheit. Er wußte jetzt mehr als vorher, was ihm noch fehle, aber er hatte das Zutrauen zu sich gewonnen es nachholen zu können, und da der Hauptmann seit ihrem damaligen Streite, ihm stets nur mit einer gewissen Zurückhaltung genaht war, und andererseits von der Veränderung überrascht, welche sich immer schneller und entschiedener in seinem jungen Gefährten vollzog, ihm rücksichtsvoller begegnete als zuvor, so ließ auch Oskars Abneigung gegen denselben allmälig nach. Der Hauptmann hatte es seit jenem Zerwürfnisse aufgegeben, ihn zu erziehen, was er nie verstanden. Seine hingeschleuderten, meist spottenden Bemerkungen, von denen Oskar sich immer auf das Tiefste beleidigt gefunden,

hatten damit aufgehört; und grade jetzt, wo die Nachricht, daß der König den Hauptmann von seinem Amte neben dem jungen Manne entbinde, erwartet werden konnte, jetzt da ihre Trennung in Aussicht stand, fand Oskar die Gesellschaft seines Begleiters nicht mehr drückend, sondern vielmehr seinen Studien förderlich.

Das Lernen eines Erwachsenen vollzieht sich ganz anders als das eines Kindes. Auch dem Achtlosen sind im Laufe der Jahre eine Masse vereinzelten Wissens, vereinzelter Thatsachen zugeführt, die ihm zu Nutzen kommen, wenn er sie mit dem, was er systematisch zu erlernen hat, in Verbindung zu setzen anfängt; und während das Kind an dem Lernen des Einzelnen sich die Begriffe zu entwickeln und die ihm fernliegende Welt daraus aufzubauen hat, geht der Erwachsene mit fertigen Anschauungen, mit der Vorstellung des Welt- und Menschenwesens an die ihm fehlenden Kenntnisse heran, um das ihm Bekannte damit zu ordnen und geistig zu beleben. Grade für diese Art des Erlernens aber, welche in jedem Augenblicke zum Vergleichen und Anknüpfen auffordert, boten die vielfachen Erlebnisse des Hauptmannes und die Bekanntschaft mit verschiedenen praktischen Fächern,

mit denen er sich, ein Fortkommen suchend, beschäftigt hatte, Oskar'n große Vortheile dar. Daneben beunruhigte ihn auch die materielle Lage des Hauptmannes. Denn für sich selbst an keine derartige Sorge auch nur im Entferntesten gewohnt, und eines reichen Besitzes für alle Zeit gewiß, mochte der junge Mann nicht daran denken, seinem Begleiter durch jenes Zerwürfniß auch in Betracht auf seine Zukunft nachtheilig geworden zu sein.

Oskar hatte außer dem reichen Majorate, dessen Besitzer er war, noch ein anderes Gut von einer Mutterschwester, einer alten, unverheiratheten Dame, ererbt. Da es aber in Norwegen gelegen, und an das Erbe die Bedingung geknüpft war, dasselbe nicht zu veräußern, sondern es dem Majorate mit einzuverleiben, so blieb keine andere Wahl, als diese Herrschaft von einem Fremden verwalten und bewirthschaften zu lassen. Die Kontrakte mit dem Administrator derselben waren nur bis zur Volljährigkeit des Besitzers abgeschlossen worden, und Oskar hatte jetzt oftmals daran gedacht, sobald er Herr seines Willens sein würde, diese Besitzung dem Hauptmanne zur Verwaltung anzubieten. Neben einer ihm erwünschten Thätigkeit, konnte sie demselben vereint mit seiner Pension eine behagliche

Existenz und einen einträglichen Erwerb darbieten, aber streng wie der Hauptmann es im Punkte seiner Ehre war, und bei der Empfindlichkeit, welche er mit allen Denjenigen theilte, die sich in unbequemen oder nicht recht gefestigten Stellungen zu behaupten haben, befürchtete Oskar, daß Saint Armand sich weigern werde, irgend eine Hilfe oder Förderung von ihm anzunehmen.

Oskar hatte in den letzten Zeiten mehrmals versucht eine Annäherung und Versöhnung herbeizuführen, indeß der Hauptmann hatte das entweder nicht verstanden, oder nicht verstehen wollen, und auch der Neujahrsmorgen, auf welchen Oskar sich im Stillen vertröstet, war ohne die gewünschte Verständigung vorüber gegangen. Der Hauptmann hatte das Haus verlassen, Oskar hatte sich eine Weile mit dem Gedanken herumgeschlagen, ihm zu schreiben und ihm in einem Briefe Alles, was er in sich erwogen, auseinanderzusetzen. Dann aber war ihm das unmännlich erschienen, weil es der offenen Begegnung von Mann zu Mann auswich, und als ein Mann zu handeln, das war sein einzig Streben seit er beschlossen hatte für Anna eine Stütze und ein Trost zu werden. Er entsagte daher dem Plane mit dem Briefe, und beschloß darauf Anna zu besuchen.

Auf dem Wege zu ihr kaufte er einen frischen Veilchenstrauß, den er ihr zu bringen wünschte. Als er aber in ihrer Wohnung nach ihr fragte, erfuhr er, sie sei schon seit mehr als einer Stunde abwesend, da eine aus Deutschland angekommene Bekannte sie in Beschlag genommen habe, und über die Zeit ihrer Wiederkehr habe sie Nichts hinterlassen. Es blieb ihm daher Nichts übrig als sich zu entfernen, und eben wollte er sein Bouquet für Anna der Bedienung übergeben, als es ihn verdroß, daß sie ihn am Neujahrstage nicht erwartet habe. In diesem kleinen Unmuth dachte er, er könne die Blumen ja auch Flora geben, weil diese die Veilchen vorzugsweise liebte, und damit ging er fort.

Als er mit den Blumen in der Hand nun die Treppe hinabstieg, fiel ihm der Abend bald nach seiner Ankunft ein, an welchem er Flora zufällig bei dem Ordnen ihrer Blumen angetroffen, und wie die Menge derselben sie in dem geschlossenen Raume unwohl gemacht hatte. Es kam ihm vor, als trennten ihn Jahre von jenem Zeitpunkte. Er dachte lächelnd an die Verlegenheit, mit der er vor dem Gasthofe auf und nieder gegangen war, an die Unbeholfenheit, mit welcher er neben Flora an dem Blumentische gestanden hatte, und während

er sich in seiner damaligen Gestalt sehr komisch erschien, trat ihm die Erinnerung an Flora höchst anmuthig und lieblich aus seinem Gedächtnisse hervor. Das war in seinem Innern der Vorgang weniger Sekunden, denn er befand sich vor ihrer Thüre, und hatte kaum die Schelle gezogen, als sie selbst ihm zu öffnen kam, und ihn gewahrwerdend, schnell durch den kleinen Vorsaal in das Zimmer zurücktrat.

Alles in demselben war hell, war sonnendurchleuchtet, und paßte recht eigentlich als Hintergrund für die Gestalt des Mädchens, das in seinem blaßrothen Kleide so frisch und klar aussah, wie die sanften, blonden Lichtgestalten, welche Fiesole den jungfräulichen Madonnen als Verkünder des Lebens gegenüberstellt. Es fiel Oskar auf, als sie vor ihm herging, wie schlank Flora sei, und ihr schnell folgend, sagte er: Warum wenden Sie sich denn nicht zu mir, Flora? Zum Neujahr giebt man einander doch die Hand!

Sie kehrte sich darauf schnell um, und als er ihr den Strauß hinreichte, wurde sie roth, sagte kurz: Ich danke Ihnen, und fragte dann: Anna war wohl nicht mehr zu Hause? —

Nein! entgegnete Oskar, und in dem Augenblicke legte Flora das Bouquet aus der Hand.

Das fiel ihm auf. Mögen Sie die Veilchen nicht? fragte er, ich glaubte es wären Ihre Lieblingsblumen?

Ich liebe sie sehr, aber ich werde sie für Anna bewahren, der sie wohl bestimmt gewesen sind! gab sie ihm zur Antwort.

Im Gegentheil! rief Oskar schnell und lebhaft, sie waren Ihnen zugedacht! und seine Wangen färbten sich noch dunkler als die des Mädchens, denn er sah sein Geheimniß von ihr errathen, und das innere Bewußtsein, von Anna verschmäht zu werden, war ihm seiner jungen Gefährtin gegenüber so unerträglich, daß er sich der Unwahrheit, in Bezug auf die Veilchen, nicht erwehren konnte. Auch gelang es ihm, Flora wenigstens in diesem einzelnen Falle zu täuschen, weil es ihr wohlthat ihm zu glauben, und weil sie seine Wahrhaftigkeit bis dahin unwandelbar gefunden. Ein Lächeln der reinsten Freude flog über ihr Gesicht. Sie reichte ihm die Hand, und mit aller Anmuth ihres Alters zu ihm emporsehend, sprach sie: Nun ich weiß, daß Sie wirklich einmal auch an mich gedacht haben, nun danke ich Ihnen herzlich für die Veilchen.

Er wollte ihr die dargebotene Hand küssen, wie er es Anna oftmals that, indeß Flora war ihm zu jung dazu und es kam ihm lächerlich vor. Er

schüttelte ihr also nur die Hand und sagte herzlich: Ich bin Ihnen recht gut Flora!

Ich Ihnen auch! versetzte sie, und noch einmal schüttelten sie sich die Hände. Aber als sie dabei so nahe vor ihm zu stehen kam, hatte er Noth sie nicht zu umfassen und ihr einen Kuß zu geben, weil er eine große Zärtlichkeit für sie fühlte und weil er sie so schön fand, daß er es ihr endlich mit den Worten aussprach: Wissen Sie Flora, Sie sehen am Tage immer besser aus als am Abende, und Anna grade umgekehrt!

Das Mädchen lachte. Weshalb lachen Sie darüber? fragte er.

Weil Sie eine so alltägliche Bemerkung wie eine große Entdeckung aussprechen.

Welche Bemerkung?

Daß ältere Damen bei Licht hübscher aussehen und wir Mädchen im Sonnenschein! Oskar hatte an dem Morgen seine erste Unwahrheit, Flora ihre erste kleine Bosheit begangen, aber Oskar gewahrte das nicht. Ihm fiel nur die Unterredung mit der Wirthin ein, welche in der Jugend einen alten Mann geheirathet hatte. Dann dachte er an den darauf folgenden Abend, wurde plötzlich ernsthaft und sagte

seufzend: Es wäre vielleicht Alles anders gekommen, hätte ich eine Schwester gehabt wie Sie!

Mit dem Hellsehen des Herzens errieth Flora, was in ihm vorgegangen war, was sie in ihm heraufbeschworen hatte, und vor dem Ausdruck der Traurigkeit in seinen Zügen war sie machtlos. Sie hatte ihm wehe gethan, sie mußte es gutmachen. Sie allein, das war immer ihr Glaube gewesen, konnte ihn trösten über seine hoffnungslose Liebe zu Anna. Hundertmal hatte sie gedacht, wenn er Dein Bruder wäre, wie wolltest Du ihm beistehen! Und nun sprach er selbst es aus, was ihm fehlte, was ihm zu Hilfe kommen konnte, wie war da ein Zaudern, ein Bedenken für sie möglich? Sie trat an ihn heran, legte die Hand leise auf seine Schulter, und sagte: Oskar, ich habe auch keinen Bruder, nehmen Sie mich zu Ihrer Schwester an!

Ach wie gern! rief er, zog sie an seine Brust und sie küßten einander den Mund in vollster Unschuld des Herzens. Dann aber ließen sie einander, schnell wie sie sich erfaßt hatten, wieder los, und wußten nicht, was sie sagen oder thun sollten. Flora ging an das andere Ende des Zimmers, Oskar sah ihr verwundert nach. Darauf folgte er ihr, legte den

Arm um sie und fragte: Flora, thut es Ihnen denn leid, daß Sie sich mir zur Schwester angelobten?

Leid? wiederholte sie, während sie ihm mit himmlischer Zärtlichkeit in das Antlitz schaute. Ich kann es nur noch nicht begreifen, wie es kam?

Aber Du wirst es halten! sagte er ernsthaft und bittend.

Sie legte beide Hände betheuernd auf ihre Brust. So gewiß als Gott lebt! rief sie aus.

Und ich auch! sprach er wie schwörend, und es kamen, nun er sich ihrer gewiß fühlte, eine große Freiheit und Heiterkeit in sein Gemüth. Er wollte sie in die Höhe heben, sie wehrte es ihm und entfloh. Er eilte ihr nach, darüber kamen sie Beide in ein helles Lachen, und weil die Lage Beiden eine ganz neue war, geriethen Sie fast außer sich vor toller, kindischer Lust. Endlich sprang Oskar, Nichts mehr achtend, über ein Paar Stühle hinweg, stieß dabei gegen einen Tisch, und der Tisch fiel polternd zu Boden. Das brachte Flora zu sich. Oskar! rief sie, was sollen die Leute hier unter uns denken, und wenn unser Mädchen käme, oder gar Papa?

O! dann sind wir gleich manierlich! sagte er mit dem erzwungenen Ernste eines Schülers, der das Ende

der fröhlichen Zwischenstunde herannahen sieht. Aber dieser Ernst rief nur neues Lachen bei Flora hervor, und gewöhnt sich selbst zu meistern, sprach sie: Nun ist's genug Oskar! nun ist's genug!

Was ist genug?

Das tolle Umherlaufen! Nun wollen wir wirklich wieder verständig sein.

Verständig? was sollen wir denn thun?

Flora besann sich, und eine unbestimmte Scheu trieb sie, Oskar's Entfernung zu wünschen, der sie in seiner Fröhlichkeit schöner dünkte, als irgend ein anderer Mensch. Sie müssen fortgehen, sagte sie.

Das thue ich nicht!

Sie müssen, lieber Oskar! betheuerte sie.

Ich will nicht, liebe Flora! spottete er ihr nach, und von Neuem fielen sie in das frühere Lachen.

Aber wenn ich mit Ihnen komme, werden Sie dann gehen?

Ja, dann werde ich gehen! sagte er, und ohne ihm weiter irgend eine Zeit zu lassen, eilte Flora in das Nebenzimmer, und kam gleich darauf mit Hut und Shawl versehen, daraus zurück. Nun lassen Sie uns gehen, Oskar! bat sie, nun wollen wir recht vergnügt in das neue Jahr hineinlaufen!

Sie ging vor ihm hinaus, gab dem Mädchen den Auftrag, dem Vater, wenn er zurückkehre, zu sagen, daß sie mit dem Baron spazieren gegangen sei, und dann schritten sie die Stiege hinab, durch das dunkle Portal des alten, pallastähnlichen Hauses in die Straße hinaus, deren helle Freundlichkeit ihnen entgegen winkte. Oskar bot ihr den Arm und sie machten sich auf den Weg.

Seit sie sich kannten, waren sie vielmals so mit einander gegangen, in Gesellschaft der Uebrigen und auch allein, indeß niemals hatte es ihnen ein solches Vergnügen gemacht als heute. Mir ist als höbe mich der Boden in die Höhe, sagte Oskar, so vergnügt bin ich! — Er sah dabei Flora fröhlich an, sie blickte mit ihren strahlenden Augen zu den seinen empor, und er sprach, indem er ihren Arm an sich drückte, um nur Etwas zu sagen: süße, kleine Schwester!

Ich bin nicht klein! entgegnete sie.

Aber doch kleiner als ich!

Ja, das freilich! gab sie zu, sonst wären Sie auch kein Beschützer für mich, und ein Bruder muß doch vor Allem der Beschützer seiner Schwester sein!

Eine Schwester muß vor Allem ihren Bruder Du nennen! meinte Oskar.

Das geht nicht! erklärte Flora.

Weshalb nicht? fragte er.

Mein Vater würde es nicht erlauben, und die Leute würden sich darüber wundern! antwortete sie ihm.

So sagen wir es dem Vater nicht, und die Leute brauchen es auch nicht zu wissen. Du bist meine Schwester für mich allein, sagte Oskar, und vor den Andern kannst Du mir in Gottes Namen die fremde Dame bleiben. Ich weiß doch, was Du mir bist — und Du hast es mir auch zugeschworen! fügte er ernsthaft hinzu.

Sie erwiderte darauf nicht, aber sie war auch ernst geworden, denn sie wußte, daß sie mit diesem Zugeständniß ein Unrecht that, daß sie gegen den Willen ihres Vaters handelte, und fühlte sich doch unfähig dem Verlangen des jungen Mannes zu widerstehen. Dadurch geriethen sie Beide in ein Schweigen, bis Oskar endlich fragte: Flora! wohin gehen wir denn? —

Sie sah ihn erstaunt an. Ich weiß nicht, ich ging Dir nach! sagte sie, und ihre Stimme bebte, als sie das „Du" gesprochen hatte, das auch in seinem Herzen eine wundersame Bewegung hervorrief. Er konnte ihr keine Antwort darauf geben, er hatte eben so viel

Lust als Scheu, den süßen Klang noch einmal zu vernehmen, und ohne ein Wort mit einander zu sprechen, gingen sie, da sie die Straße von Capo le Case hinabgestiegen waren, an der Propaganda vorüber, über den spanischen Platz die spanische Treppe hinan, und wieder auf den Monte-Pincio hinauf, wo sie sich unter die große Menge der übrigen Spaziergänger mischten. Aber sie blieben schweigsam, voll von jener heiligen Furcht der noch schlummernden Liebe, bis Oskar den Vorschlag machte, sich vor einem der Boskets ein Wenig niederzusetzen.

Kinder von allen Nationen spielten um sie her, eine immer wechselnde Masse von Menschen ging an ihnen vorüber, sie bemerkten es nicht. Es war der hellste, wärmste Sonnenschein, die Rosen blühten ringsum auf den Beeten, die Vögel sangen in den Aesten über ihren Häuptern wie im Sommer, indeß die Beiden wurden immer in sich gekehrter und endlich saßen sie so traurig neben einander, als wären sie nicht eine Stunde vorher voll glücklichster Lebenslust gewesen. Bald wollte Er, bald Sie Etwas sprechen, aber es ging ihnen nicht mehr von Statten, bis Flora fragte: Oskar! was fehlt Dir eigentlich?

Ich denke darüber nach, sagte er, daß ich es mit

Dir viel besser habe als Du mit mir, und daß ich nicht redlich gegen Dich gewesen bin.

Nicht redlich? sprach sie ihm ungläubig nach.

Nein! nicht redlich! wiederholte er. Ich hätte Dir vorher sagen müssen, daß ich —

Daß Du Kummer hast, das weiß ich! fiel sie ihm in's Wort, und das Blut stieg ihr so heiß in die Wangen, daß sie den Kopf abwendete, damit er es nicht gewahren sollte. Er achtete aber gar nicht darauf, denn er dachte nur an sich, und sagte traurig: Es ist sehr hart, keine Gegenliebe zu finden, wo man so sehr liebt, wie ich Anna liebe! Und vollends zu denken, daß sie ihr Herz einem Andern geweiht hat, der es nicht begehrt! Aber das kannst Du Dir freilich nicht denken! Er sah dabei zur Erde nieder und zeichnete zerstreut mit seinem Stöckchen Striche und Züge in den Sand. Als er den Kopf emporhob und auf Flora blickte, war sie blaß geworden, und die Thränen liefen ihr über die Wangen herab.

Liebe Flora! rief Oskar, ganz erschrocken, als er es bemerkte, liebe Flora! warum weinst Du? — Er war aufgestanden, und hatte sich vor sie hingestellt, daß er sie den Augen der Vorübergehenden damit entzog. Sie trocknete schnell das Gesicht, ließ den

Schleier herunter, erhob sich ebenfalls und sagte: Komm! ich will nach Hause gehen!

Aber weshalb weinst Du? wiederholte er dringender.

Weil ich mir denken kann, wie weh es Dir thun muß! — sagte sie leise aber fest.

Er drückte ihr die Hand und sie gingen nach ihrer Wohnung zurück, Beide traurig, Beide stumm. Denn jetzt wußte Flora es, was in ihr seit lange, vorgegangen war, jetzt wußte sie, wie sie Oskar liebte; und daß er es nicht ahnte, schnürte ihr das Herz zusammen. Aber tüchtig und zur Hingabe für Andere erzogen, stand auch in dem nämlichen Augenblicke ihr Entschluß in ihr fest, und was in Andern lange Zeit zur Entfaltung, zur Reife bedurft haben würde, das war in ihr entschieden, sobald sie es erkannte.

Als sie vor die Thüre ihrer Wohnung gekommen war, blieb sie stehen und sagte ihm Lebewohl. Er fragte, ob er nicht mit ihr hinaufgehen dürfe. Sie lehnte das ab. Hätte ich Dir meinen Kummer nur verschwiegen! sagte er, nun bist Du nicht heiterer als ich selbst, und Dein Frohsinn hat mich heute so glücklich gemacht.

Ich werde schon wieder fröhlich werden! entgeg-

nete sie, deshalb sorge Dich nicht. Und ich werde Dich auch trösten. Sage mir nur Alles, aber Alles Oskar! Hörst Du, Alles!

Er versprach ihr das und fügte hinzu: ich möchte auch wegen des Hauptmanns mit Dir reden, mit dem ich neulich Streit gehabt habe, und der sich von mir trennen will.

Möchtest Du, daß er bliebe?

Ob ich das möchte, weiß ich selber kaum, antwortete er, ich möchte nur nicht, daß er im Unfrieden von mir ginge, und daß er die Zeit nicht bereute, die er mit mir verlebt hat.

Hast Du denn Unrecht gegen ihn gehabt?

Er hatte mich immerfort gereizt und ich war dessen müde! sagte Oskar, aber es thut mir jetzt leid.

Ach! versöhne ihn! bat Flora mit einer schmerzlichen Dringlichkeit, es sind so schon so viele Traurige und Unglückliche in der Welt! Ich bitte Dich, versöhne ihn!

Er gab ihr darauf die Hand zum Zeichen des Versprechens, sie sagte ihm nochmals Lebewohl, und so trennten sie sich.

Achtes Kapitel.

Von den Erlebnissen dieses Morgens hingenommen, vermochte Oskar sich Anfangs keine klare Rechenschaft über seine Stimmung zu geben. Er war mit Flora im Innern beschäftigt, aber er wußte eigentlich nicht, was er von ihr dachte. Sie lag ihm nur immerfort im Sinne, und er sah sie vor sich, bald wie er sie in seinen Armen in die Höhe gehoben in fröhlicher Lust, dann wieder, wie sie weinend vor ihm gesessen hatte, und in beiden Fällen dünkte sie ihn, als das schönste Mädchen, das er jemals gesehen. So dunkel seine Erinnerungen an seine kleine, früh verstorbene Schwester waren, meinte er dennoch, daß sie wohl eben so liebreizend als Flora geworden sein würde, und in demselben Augenblicke fragte er sich, weshalb eigentlich weder der Hauptmann noch Anna oder Leontine jemals von Flora's Schönheit zu ihm gesprochen hätten? Warum sie nicht den Antheil an ihr

nahmen, den er für sie fühlte? Dann wieder hielt er sich daran, daß Flora jenen Allen, wie er selber, fern stehe durch ihre Jugend, und er sagte sich, weil sie Beide also durch diese Jugend auf einander angewiesen wären, so wolle er auch künftig immer zu ihr halten. Im Grunde aber suchte er nur nach einer Erklärung, weshalb er so ausschließlich an sie dachte, weshalb der Gedanke an sie ihn unruhig machte, statt ihn zu erfreuen, und weshalb er doch nicht aufhören konnte, sie fort und fort in seinem Herzen, seine schöne Flora, seine süße, holde Schwester zu nennen, und Lust zu haben an dem Geheimniß welches er mit ihr theilte. Denn grade daß sie ein Geheimniß mit einander hatten, das entzückte ihn, das gab ihn ihr und sie ihm eben recht zu eigen.

Erst allmälig klärte sein Sinn sich zu der Empfindung auf, daß Flora gut sei, daß er ihr danken, es ihr lohnen müsse, sich ihm zur Schwester geweiht zu haben, und die zärtlichste Erkenntlichkeit wachte in seiner Seele auf. Er gelobte sich, sie solle immer auf ihn zählen können, wie auf sich selbst. Er malte sich aus, was er thun würde, wenn jetzt ihr Vater plötzlich stürbe, seine Phantasie erschöpfte sich in Möglichkeiten, und kam dann von dem entferntesten Punkte

wieder darauf zurück, daß er sie von Herzen liebe, daß sie schön und gut sei wie ein Engel, daß er sie auf Händen tragen wolle, und daß er sich mit dem Hauptmanne noch heute auszusöhnen suchen müsse, weil sie es von ihm gefordert habe.

Saint Armand hatte die Gewohnheit ehe er zur Mahlzeit ging, noch einmal in seiner Wohnung vorzusprechen, um noch zu hören, ob irgend welche Bestellungen oder Briefe für ihn angekommen wären. Sein junger Gefährte durfte also darauf rechnen, daß er dies auch heute nicht unterlassen würde, und setzte sich mit einem Buche bei der Lampe nieder, ihn zu erwarten. Indeß seine Gedanken waren nicht im Geringsten bei dem, was er las. Er erhob sich also und ging unruhig und ungeduldig im Zimmer auf und nieder, überlegend, was er dem Hauptmanne sagen, wie er Alles einkleiden, was er ihm bekennen und was verbergen wolle, als dieser mit der alltäglichen Frage an den Diener in das Vorzimmer eintrat, ob Etwas für ihn angekommen sei?

Der Diener verneinte es, während er ihm die Thüre zu dem kleinen Salon öffnete, in welchem sich Oskar befand. Also gar keine Bestellung? fragte der Hauptmann noch einmal.

Gar keine! gab der Diener zur Antwort. — Und auch keine Briefe? — Der Diener verneinte es abermals und entfernte sich. Der Hauptmann bot Oskar guten Abend, legte den Hut und die Handschuhe mit der ihm eigenthümlichen militairischen Pünktlichkeit auf den gewohnten Platz, und sagte zu Oskar, während er vor dem Spiegel mit der Bürste Bart und Haar in Ordnung brachte: wissen Sie schon die Neuigkeit des Tages? Die Verlobung der Gräfin Daschkow mit dem Chevalier Andraja ist erklärt.

Wenn wir irgend ein bestimmtes Vorhaben, irgend eine Handlung im Sinne haben, deren Ausführung uns schwer und doch nothwendig scheint, so daß unser ganzes Wollen ausschließlich darauf gerichtet ist, kann uns nichts Uebleres widerfahren, als eine weit abliegende und für unser Vorhaben gleichgültige Mittheilung von dem Munde desjenigen, an den wir uns zu wenden im Begriff waren, und mit dem wir es im Geiste zu thun gehabt. Auch fühlte Oskar sich von des Hauptmanns Erzählung völlig aus seiner Richtung gebracht, und immer noch nicht so weit Herr über sich, seine Aufwallungen verbergen zu können, rief er: in Gottes Namen! was geht das mich an!

Aber in demselben Momente fühlte er auch das

Unschickliche dieses kindischen Ausrufes, und sich von seinem Platze erhebend, sagte er: Ich dachte nicht, was ich sprach, denn diese Verlobung ist gewiß kein Glück für die Gräfin; aber ich hatte für Sie Saint Armand! etwas auf dem Herzen, und es verdroß mich, davon abgebracht zu werden.

Sie hatten für mich Etwas auf dem Herzen? fragte der Hauptmann mit Verwunderung, da der hingebende Ton des jungen Mannes ihm etwas vollkommen Neues war.

Ja! versetzte er. Es thut mir weh, Saint Armand, wenn ich Sie täglich so dringend den Brief erwarten sehe, der uns trennen soll, und — setzte er mit freier Sicherheit hinzu, und noch mehr wehe, daß ich Sie dahin gebracht habe, diese Trennung zu wünschen. Vergeben Sie mir meine neuliche Heftigkeit Kapitain!

Er hielt diesem dabei die Hand entgegen, und als der Hauptmann ihn ansah, glaubte er kaum noch den ihm anvertrauten blöden Jüngling vor sich zu haben. Größer als Saint Armand stand Oskar ihm mit freimüthigster, selbstgewissester Männlichkeit gegenüber, und wie er den Hauptmann in seinem frühern Trotze doch immer nur knabenhaft gedäucht hatte, so sah er in dem Vergebung fordernden Jünglinge plötz-

lich einen Mann und seines Gleichen vor sich. Ihm selber war jener Streit und seine Folgen eine drückende Erinnerung gewesen, denn er mußte sich eingestehen, sie zu großem Theile verschuldet zu haben. Das unerwartete Entgegenkommen seines jungen Gefährten machte deshalb einen großen Eindruck auf ihn, und Oskar's dargebotene Hand ergreifend und herzlich schüttelnd, rief er: Denken Sie nicht mehr daran, und lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen, denn auch ich habe Ihnen Entschuldigungen zu machen. Aber Sie sollen weiter nicht über mich zu klagen haben!

Damit war ihre Versöhnung gemacht, indeß nun wußten sie Beide nicht, wie sie es anfangen sollten, eine neue Bahn für ihr Beisammensein, und eine Unterhaltung für den Augenblick zu finden. Denn aus lange eingewohnten Verhältnissen geht man nicht mit einem Schlage, nicht mit einem bloßen guten Vorsatze gleich in andere, neue Verhältnisse über, und es hatte sich niemals eine wirkliche Annäherung, ein wirkliches Vertrauen zwischen ihnen entwickelt. Oskar hätte dem Hauptmanne gern den Vorschlag mitgetheilt, den er ihm zu machen wünschte, aber er mochte grade jetzt es nicht aussprechen, daß er sich mit der

nahen Abreise desselben innerlich vielfach beschäftigt hatte. Der Hauptmann hingegen hätte von Oskar wissen mögen, was ihn zu dieser Sinnesänderung, zu dieser plötzlichen Erschlossenheit für ihn bewogen hatte, hätte er nicht gefürchtet ihn mit einer solchen Zumuthung zu verletzen. Da aber doch irgend eine Unterhaltung angefangen werden mußte, fragte er endlich: haben Sie Anna heute gesehen?

Der junge Mann glaubte darin die Ansicht wahrzunehmen, daß er unter ihrem Einflusse gehandelt habe, und gegen sein sonstiges Empfinden war dies ihm lästig. Nein! ich habe sie nicht gesehen, nicht heute, nicht gestern, sagte er schnell. Als genüge ihm dies noch nicht, setzte er hinzu: daß eine Versöhnung zwischen uns stattgefunden, würde sie gewiß erfreuen, wüßte sie, daß es einer solchen bedurft hat!

Damit war das Gespräch wieder zu Ende, und der Hauptmann fühlte, daß er seinem jungen Gefährten entgegen kommen müsse, sollte aus dem Vorgange irgend etwas für beide Theile Förderliches erwachsen. Er setzte sich also an den Kamin, zündete eine Cigarre an und sagte, indem er nach der Uhr sah: da wir noch mehr als eine Stunde haben, ehe wir zur Frau von Savello gehen, will ich diese Zeit

und unsere mir in der That sehr erwünschte Verständigung dazu benutzen, Ihnen ein Paar Mittheilungen zu machen. Vielleicht hätte ich das früher thun sollen, vielleicht bin ich allein Schuld an dem Unbehagen, das wir neben einander empfunden haben, aber Sie waren in Ihrer weltfremden Sauvagerie für mich, für unser Einen wirklich unfaßbar wie ein Mondbewohner! — Er lachte dabei, strich die Asche seiner Cigarre an dem Marmorrande des Kamins ab, und schien eine Antwort Oskars zu erwarten, der ihm gegenüber, ebenfalls rauchend, ausgestreckt auf einem Sopha lag. Es war bei diesem eine Art von absichtsloser Affektation. Sich plötzlich Jemandem gleichgestellt zu fühlen, der sie bis dahin unterdrückt gehalten, bringt die Jugend immer zur Schaustellung einer gewissen Anmaßung, welche sie oft genug nicht einmal fühlt; und mit anscheinendem Gleichmuthe den Rauch durch die Nase in die Luft blasend, sagte er: bemühen Sie sich nicht, mir zu erklären, was mir gefehlt hat, Kapitain, da ich sehr wohl empfinde, was mir auch jetzt noch fehlt! Wir machten's Beide so gut wir konnten, und darüber ist dann Nichts mehr zu sagen. Denken Sie nicht mehr daran!

Er gefiel sich in dieser Haltung, aber jeder junge

Mann hat es bei dem Eintritte in das Leben nöthig, sich hie und da mit Selbstgefälligkeit zu betrachten, ja sich gelegentlich zu überschätzen. Es ist das ein natürliches Gegengewicht gegen den Druck, der willkürlich und unwillkürlich von den Aelteren und Erfahrenen auf ihn ausgeübt wird, und die Selbstbespiegelung war in Oskar mit so viel Offenheit und Herzlichkeit verbunden, daß sie den Hauptmann nicht verletzen konnte, wenn schon er sie als Das erkannte, was sie war.

Sie erwähnten einer Mittheilung, die Sie mir machen wollten, sagte der junge Mann darauf nach einer kurzen Pause. Darf ich Sie fragen, worin sie bestand?

Ich befinde mich in einer sonderbaren Lage, in einer gewissen Verlegenheit, antwortete der Hauptmann zögernd.

Wegen des Briefes von dem Könige? fiel ihm Oskar in das Wort, daran habe ich gedacht. Ich will schreiben, will sagen, daß eine Heftigkeit von mir Sie gezwungen hat, unsere Trennung zu wünschen, Saint Armand! darum sorgen Sie Sich nicht. Der König wird mir das, wird das meiner Jugend, meiner — nun meiner Dummheit verzeihen, sagte er

lachend — darum sorgen Sie Sich nicht. An das Alles habe ich schon gedacht!

Oskar! rief der Hauptmann, hingerissen von seines jungen Freundes herzlicher Wärme, von seinem redlichen Willen zu vergüten, wo er kaum Etwas begangen hatte, das der Vergütigung bedurfte, Oskar, Sie sind wirklich ein guter Junge! Er trat zu ihm hin, schüttelte ihm nochmals die Hand, Oskar erhob sich, und sie umarmten sich zum erstenmale seit sie einander kannten. Damit hörte die kleine Affektation des Jünglings vollends auf, und der Hauptmann sagte: es war übrigens nicht dieser Brief, von dem ich reden wollte, da ich glaube, daß er Nichts bringen kann, als was ich jetzt doppelt für angemessen halte, die Zustimmung zu meiner Rückkehr; sondern ich dachte an meine unangenehme Lage gegenüber der Gräfin. Ich hatte es für eine Pflicht gehalten, sie über Andraja aufzuklären, der ohne alle Frage ein falsches Spiel mit ihr getrieben hat, trotzdem finde ich sie heute als Verlobte desselben. Sei es nun, daß sie ihm meine Warnung mitgetheilt hat oder nicht, immer kann ich ihr Haus nicht mehr besuchen, und eigentlich erwarte ich, daß Andraja darüber eine Erklärung von mir verlangt.

Werden wir ihn nicht heute Abend bei Frau von Savello finden? fragte Oskar.

Ja! Sie hatte ihn und die Gräfin eingeladen, antwortete der Hauptmann, und Beide hatten es angenommen.

Nun! so werden Sie ja noch heute wissen, woran Sie sich zu halten haben! meinte Jener, und sie trennten sich, um ihre Toilette für die Abendgesellschaft zu machen.

Neuntes Kapitel.

Mit der größten Zufriedenheit ging Leontine in ihren Zimmern auf und nieder. Ihre Schlafstube, ihr kleiner Salon waren von Bäumen umstellt, mit farbigen Lampen erleuchtet, um ihnen das Ansehen eines Treibhauses zu geben. Der große Saal, früher ein Maleratelier, in welchem sie die Proben für ihre öffentlichen Konzerte abhielt und den Musikunterricht gab, war oben an den Wänden leicht und hübsch mit farbigen Drapperien behängt, um ihn nicht kahl erscheinen zu lassen, und um die Thüre, welche hinter dem Atelier in ein viertes Zimmer führte, war eine Art von gothischem Portale aus Blumengewinden errichtet, so daß man hinter der Portiere, welche den Eingang verhüllte, etwas Besonderes zu erwarten berechtigt war. Ein Flügel stand in der Mitte des Ateliers, und rund umher ließen eine Anzahl von

Notenpulten die Ankunft eines vollständigen Orchesters erwarten.

Ursprünglich hatte Leontine es nur auf eine hübsche musikalische Unterhaltung ihrer Freunde abgesehen gehabt, indeß da ihre sechs Konzerte zu Ende waren, und da die große Anzahl ihrer Verehrer gegen sie vielfach das Verlangen ausgesprochen hatte, sie noch einmal zu hören, so hatte sie den Kreis der Einladungen mehr und mehr erweitert, und der Hauptmann und Oskar fanden die beiden ersten Zimmer schon voll von Gästen, als sie zeitig genug bei Leontine erschienen.

Gleich der erste Eindruck war aber dem Hauptmanne ein unerfreulicher. Die Ausschmückung der Zimmer, so geschickt sie gemacht worden, hatte Etwas das die Eile, die Zufälligkeit verrieth, und wenn dies auch dem Fremden nicht auffallen konnte, wenn das Ganze diesem auch einen heitern, phantastischen Anblick gewährte, so erschien es Saint Armand, der hier einen Shawl, dort eine Schärpe oder ein Bouquet aus Leontinens Garderobe wiedererkannte, als etwas Komödianten- und Zigeunerhaftes, was ihm die Stimmung verdarb. Dazu fand er die Gesellschaft jetzt schon viel größer, als er sie erwartet hatte. Es waren Personen darunter, von denen er nicht begreifen

konnte, weshalb sie eingeladen worden, und er sah darin eine Bestätigung für seinen Glauben, daß Leontine ihm immer einen Theil ihrer Beziehungen zu andern Menschen verborgen habe, wenn auch nur aus Lust an jenen Heimlichkeiten und kleinen Intriguen, zu denen gewisse nerveuse Frauen einen so unwiderstehlichen Hang besitzen, weil die Furcht vor Entdeckung sie in einer ihnen angenehmen beständigen Spannung erhält.

Mit anmuthigster Freundlichkeit kam sie dem Hauptmann entgegen, und kaum hatte Oskar sie erblickt, als er die Bemerkung machte, so wie heute habe er Leontine schon einmal gekleidet gesehen. Sie trug ein weißes Kleid, eine schwarze Spitzenmantille, und hatte große Sträuße von dunkelrothen Nelken und Tuberosen vor der Brust und im Haare. Es war ein Anzug, wie sie ihn an dem ersten Morgen in Baveno getragen, nur daß er sie heute, wo sie Brust und Arme entblößt trug, und gesünder aussah, noch schöner kleidete als damals. Auch der Hauptmann hatte die Kleidung augenblicklich wiedererkannt, aber es war ihm dabei eine Art von unheimlicher Ahnung aufgestiegen; und wie er es ihr Dank gewußt haben würde, hätte sie ihn einmal allein in dieser Tracht empfangen, so verdroß es ihn, daß sie dieselbe grade

heute angelegt hatte, wo er nicht der Einzige war, sich daran zu erfreuen.

Sie tadelte den Hauptmann wegen seines späten Kommens, er bewies ihr, sich um die verabredete Stunde eingefunden zu haben, und es stellte sich durch das Hinzutreten eines anderen Gastes zufällig heraus, daß sie einem Theile ihrer Geladenen eine frühere Zeit zu ihrem Kommen angegeben habe. Sie glitt indessen achtlos über die Befremdung Saint Armands hinweg, indem sie es leichthin eine Folge ihrer Zerstreutheit nannte, und sagte im Hinblick auf ihre Kleidung: in dieser Tracht hätte ich von Ihnen Alles eher als Vorwürfe erwartet.

Es giebt Erinnerungen, die man nicht theilen mag! entgegnete er.

O! rief Leontine, so ausschließlich muß man nicht sein! Denn auch Oskar und Anna, ich bin eitel genug das zu glauben, werden sich bei dem Anblick dieser Blumen ebenfalls eines schönen Tages gern erinnern.

Gewiß! sagte Oskar, ich machte den Hauptmann gleich darauf aufmerksam. Sie trugen sie an dem Morgen in Baveno, an dem Sie sagten, daß es nichts Höheres im Leben gäbe, als Genuß und Wechsel.

Den Hauptmann verstimmte diese Bemerkung vollends, Leontine aber sprach lachend: Da Sie ein so gutes Gedächtniß haben, Baron, so muß ich meine Behauptung wahr machen, und es soll uns auch heute weder an dem Einen noch an dem Andern fehlen! — Damit ließ sie die Beiden stehen und wendete sich zu andern Gästen, welche eben eingetreten waren. Als diese sich zu den Uebrigen gesellt hatten, trat Saint Armand an sie heran und fragte leise: haben Sie Nachricht von der Gräfin?

Ja! sie schrieb mir, daß sie nicht kommen werde, weil es ihr nicht passend scheine, gleich am Tage ihrer Verlobung eine Gesellschaft zu besuchen. Ich begreife das freilich nicht, aber darin muß Jeder nach eigenstem Empfinden handeln. — Der Hauptmann, so genau er Leontine zu kennen glaubte, wußte in diesem Augenblicke nicht, was er von ihr denken sollte, und sagte ihr, daß ihre Gleichgültigkeit ihn räthselhaft dünke.

Ach! entgegnete sie, wären wir allein, so würde ich Ihnen deutlich machen, was ich bei der Nachricht empfunden habe! Aber wie soll man auch Antheil nehmen an dieser Art von Frauen, die ohne Selbstgefühl, ohne irgend einen idealen Schwung des

Geistes, ganz Herz sind, und darum aus einem Jammer in den andern fallen! Als Marcello sie aufgab, hätte sie Rom verlassen und nach Rußland gehen sollen. Die Ferne tröstet und stellt her! Sich selber erretten, sich selbst helfen, das ist das Wesentlichste!

Das ist eine gefährliche Lehre, die Sie mir in diesem Augenblicke geben! meinte der Hauptmann mit scharfem Nachdruck.

Gar nicht! versetzte sie, denn wer sie nicht aus sich selbst erzeugt, befolgt sie nicht!

Es lag ein übermüthiger Trotz, ja fast eine Herausforderung in ihren Worten, und sie selbst mußte das fühlen, denn sie sagte begütigend: ich verlange übrigens, das wissen Sie, für diese Ansicht weniger Nachahmung als Duldung, und beneide vielleicht Diejenigen selbst, welche sie nicht zu der ihrigen zu machen brauchen! — Dazu lächelte sie, als hätte sie das Heiterste gesprochen, und that dann gleich ein paar muntere Fragen an die nächsten Männer und Frauen, mit denen sie sich in den Saal begab, die Anordnungen für den Beginn der Musik zu treffen.

Der Hauptmann folgte ihr nicht. Er hatte ihr kein Wort entgegnet, er war entschlossen, keines wieder mit ihr zu wechseln. Was sich langsam und allmälig

unter vielfachem Schwanken in ihm vorbereitet hatte, das wurde durch Leontinens gegenwärtiges Verhalten in ihm zur letzten Entscheidung gebracht. Aber er selbst wurde es dabei nur zu deutlich gewahr, wie tief die Neigung für sie in ihm gewurzelt, wie wesentlich sie ihn verändert hatte.

Die ganze Zeit seines Beisammenlebens mit Leontine erneuerte sich in seinem Gedächtniß. Er dachte des Tages, an dem er sie bei dem Bergübergange getroffen, der spielenden Gefallsucht, mit welcher sie einander erfaßt, des Leichtsinnes, mit dem er dies neue Abenteuer willkommen geheißen, und der Herrschaft, die er über sie zu gewinnen, sich damals zugetraut hatte. Es kam ihm aber vor, als läge diese Zeit sehr fern von dem gegenwärtigen Augenblicke, als sei er um viele Jahre älter geworden seit jenem Tage, und als könne eine ähnlich bewegte Epoche ihm nicht wiederkehren, ja als sei für ihn die Lust an dem Zufälligen, wie die Gunst des Zufalls fortan nicht mehr vorhanden. Die Haltlosigkeit Leontinens hatte ihn fester, ihre Unruhe ihm das Verlangen nach Ruhe für sie und für sich nur lebendiger gemacht, ihre Verschwendung war ihm ein Hinweis zur Sparsamkeit geworden. Er erkannte, daß die leichtsinnigste

der Frauen ihm zur ernsten Selbsterkenntniß und Selbsterziehung verholfen habe, weil er gestrebt, sie zur Erkenntniß zu bringen, ihr ein Halt, ein Beistand zu werden, weil er sie mit der Leidenschaft der Jugend, mit der ertragenden und umfassenden Hingebung des reifen Mannes geliebt. Aber auch diese Hingebung mußte ihre Gränze haben. Zum Spielball einer phantastischen Frau sich erniedrigen zu lassen, fühlte er sich nicht gemacht, und ohne daß er ihre leichtfertigen Lehren anerkannte, sprach auch zu ihm die Pflicht der Selbsterhaltung. Es mußte ein Ende haben.

Alles hatte sich nach dem Konzertsaale verfügt, in welchem die schöne, kunstbegabte Wirthin vor dem erhöht stehenden Flügel Platz genommen hatte. Er allein war zurückgeblieben. Verborgen von den Zweigen eines Oleanderstrauches saß er ihr gegenüber. Er sah sie noch in der phantastischen Schönheit, mit welcher sie ihm an jenem ersten Morgen in Baveno das Herz umstrickt, er sah, wie ihre mächtigen Augen dem Orchester das Zeichen zum Anfange der Musik ertheilten, er hörte wieder die gewaltigen Klänge, die schmeichelnden Töne, welche ihre Hände dem Instrumente entlockten, er sah, wie Mitspielende und Hörer

gebannt an ihren Blicken, beherrscht von ihrem Spiele an ihr hingen, er sah den Stolz auf ihrer Stirne, er sah die Erregung ihres Geistes an der athmenden Bewegung, die ihren Busen hob, er war selbst hingerissen, erschüttert von ihrem Spiele wie immer — aber über dies Alles hinaus bewegte ihn der Gedanke: er sehe, er höre, er genieße das Alles zum letzten Male.

Er blickte in den Räumen umher, und ihr Aufputz that ihm leid. Er hätte dieselben noch einmal vor Augen haben mögen, wie er sie zu sehen gewohnt war, denn unter diesen Büschen und Blumen waren sie ihm fremd, und er selbst kam sich in ihnen schon wie ein Fremder vor, da er sich nicht mehr als hieher, als zu ihnen gehörend, in ihnen heimisch betrachtete. Mit dem Augenblicke aber, mit welchem wir uns von den vorhandenen Verhältnissen losreißen, wendet sich von innerer Nothwendigkeit getrieben unser Sinn auf andere Gegenstände, andere Zustände hin, und ohne angeben zu können, wie er darauf gekommen war, dachte Saint Armand mit einem Male an Schweden, an sein Vaterland, ehe er noch mit sich einig gewesen war, Italien zu verlassen. Die Vorstellung, seinen Dienst am Hofe wieder anzutreten, wieder als angenehmer

Gesellschafter in der Gesellschaft zu leben, ohne Arbeit und ohne Zweck, war ihm der unbehaglichsten Eine, und zum erstenmale stellten sich die Bilder eines einsamen Alters vor sein Auge. Indeß das Herrannahen des Alters erschreckte ihn nicht. Nur der Unthätigkeit, nur des erfolglosen Strebens, des bloß genießenden Daseins war er müde, und die Aussicht auf die Tage, in welchen auf irgend einem Fleck des Vaterlandes ein kleiner Garten ihm Raum genug für seine Thatkraft wie für seine Wünsche bieten werde, hatte fast etwas Verlockendes für ihn. Ja! er meinte endlich, diesem Zeitpunkte schon nahe, schon an der Schwelle des Alters zu stehen, und hätte ein Spiegel ihm in dieser Stunde sein Antlitz als das eines Greises zurückgegeben, es würde ihn kaum befremdet haben. — Solche gewaltsame Uebergänge sind aber etwas sehr Gewöhnliches bei den Menschen, welche die oberflächlich zerstreuende Lebensweise der Jugend noch über das reife Mannesalter ausdehnten, und dann einmal plötzlich gewahren, daß die fern hintragende Hoffnungsfähigkeit der Jugend sie zu verlassen begonnen hat.

Während dessen war das erste Musikstück beendet, Leontine erhob sich, ihre Gäste umringten sie mit

dankendem Beifall, mit lauter Bewunderung, sie strahlte von Schönheit und Zufriedenheit. Saint Armand blickte sie unverwandt und lange an. Mit diesem Ausdruck des Glückes wollte er sie zum letzten Male sehen, sich ihr Bild für immer in die Seele prägen. Plötzlich aber zog es wie ein feuchter Schleier über seine Augen, er stand auf, richtete sich hoch empor und verließ das Gemach. Aber er kam sich wie sein eigenes Gespenst vor, als er mit fester Hand die Thüre der Wohnung schloß, in welcher er so heftige Erregungen, in welcher er eine ganze, in sich abgeschlossene und für ihn so umgestaltende Epoche seines Lebens durchgemacht hatte.

Im Vorzimmer, als er seinen Mantel nahm, traf er Leontinens Kammerfrau. Sie war ihm ergeben, weil sie den guten Einfluß, welchen er auf ihre Herrin zu üben versucht, als eine verständige Frau dankbar gewürdigt hatte. Sie wunderte sich über sein Fortgehen, und fragte um die Ursache desselben. Er schützte ein körperliches Unwohlsein vor, und bat sie, wenn ihre Herrin nicht nach ihm frage, ihr seine Entfernung nicht zu melden. Aber die Kammerfrau hatte den Hauptmann immer als einen Gesunden gesehen, und sie fühlte ein Mißtrauen, eine Besorgniß darüber,

daß er vorzeitig die Gesellschaft verließ. Sie erbot sich ihrer gnädigen Frau zu bestellen, um welche Zeit der Hauptmann morgen wieder zu kommen denke, er sagte, daß er dies nicht zu bestimmen vermöge, und so ging er fort.

Leontine vermißte ihn Anfangs nicht. Weil die Ueberraschung welche dem Konzerte folgen sollte, sie hauptsächlich interessirte, suchte sie die Reihenfolge der musikalischen Aufführungen möglichst zu beschleunigen, und der Beifall für das zuletzt ausgeführte, die Anordnung für das nächste Stück, nahmen sie gänzlich hin, bis sie in der großen Pause zwischen den beiden Abtheilungen, die sie wie in den öffentlichen Konzerten, so auch hier veranstaltet hatte, endlich den Hauptmann suchte. Da sie ihn nicht fand, wendete sie sich an Oskar, der ihr keine Auskunft geben konnte. Sie fragte Anna, den Doktor, Flora, den Bildhauer und die übrigen Personen, mit denen er in näherer Beziehung stand, Niemand wußte von seiner Entfernung. Es hatte ihn aber auch Niemand gesprochen, und nur Walther sagte, daß er ihn zu Anfang des Konzertes in dem ersten Zimmer gesehen habe.

Leontine wurde unruhig. Sie wußte, was sie ihm mit der Art und Weise ihres Empfanges angethan,

aber sie hatte ihm vielfach Aehnliches geboten, und seine Nachsicht hatte es ertragen. Sie meinte er werde wieder kommen, wenn er seinen Unmuth durch einen Weg im Freien abgekühlt habe, und mit einer übermüthigen Sicherheit, die sie zu fühlen weit entfernt war, sagte sie, als Oskar sich erbot nach Saint Armand sich umzusehen: Lassen Sie es nur! Sie kennen ja den Grillenfänger! wenn er sich müde gemacht haben wird, findet er sich wieder ein!

Oskar, der kein Verlangen trug, sich zu entfernen, ließ es gern dabei bewenden, und Leontine ging wieder an ihren Flügel zurück; aber wer sie kannte, mußte es merken, daß sie zerstreut war. Bald sah sie mit Spannung nach dem Eingange des Saales hin, bald schien sie sich wieder in der Musik zu verlieren, indeß es fehlte ihr die wandellose Sicherheit, mit welcher sie sonst auch in der leidenschaftlichsten Aufregung ihre Aufgabe beherrschte. Das machte die Musiker, welche sie zu begleiten hatten, erst ungewiß, dann verdrießlich über die Willkür ihres Vortrages, bei welcher es kaum möglich war ihr zu folgen, und sie selbst fing an den Einfall zu verwünschen, durch welchen sie dieses, mit ihrem eigentlichen Vorhaben in keinem Zusammenhange stehende Konzert veranstaltet hatte.

Die Sorge für dasselbe, die Sorge für die Bewirthung und für die Unterhaltung ihrer Gäste, welche einander zum großen Theile völlig fremd waren, der Gedanke an die theatralische Scene, welche sie aufführen wollte, waren ihr allmälig über den Kopf gewachsen, und gleich Anfangs hatte ihre Eile und Flüchtigkeit ihren nähern Freunden den unbehaglichsten Eindruck gemacht, der sich durch Leontinens offenbare Bestürzung über das Verschwinden des Hauptmanns noch gesteigert hatte. Daß sie noch etwas Besonderes im Hinterhalte habe, davon waren ihre Freunde gleich Anfangs überzeugt gewesen, aber je mehr sich Leontinens Unruhe verrathen, um so besorgter waren sie Alle geworden, und die Fremden ausgenommen, welche Nichts im Sinne hatten als das Konzert, lag auf den Uebrigen eine Art von Unbehagen und von Angst.

Auch für die vorsorglichste und geübteste Hausfrau giebt es Gesellschaftstage, auf denen kein Stern, kein rechtes Gelingen ruht, denn eine Gesellschaft bedarf wie ein ächtes Kunstwerk, neben dem Talente und der Sorgfalt der Wirthin, auch der Gunst des Zufalls. Leontine, deren ganzes Thun und Treiben gleichsam aus dem Stegreif vor sich ging, pflegte

sonst bei solchen Anlässen die vielfachen kleinen Mängel, das fehlende Ineinandergreifen der Vorkehrungen durch ihre Geistesgegenwart und gute Laune unfühlbar zu machen, oder mindestens zu verdecken. Heute aber, da sie mit ihrem Sinne anderweit beschäftigt war, brachten die Störungen sie selber außer Fassung und fielen dadurch doppelt auf. Sie half selbst den Lampen nach, die nicht gleichmäßig brennen wollten, sie beklagte sich gegen verschiedene Personen, daß der Eisverkäufer sie warten lasse, befahl dann eine nicht für den Augenblick passende Erfrischung herum zu reichen, beschwerte sich bei Anna mit heftigen Worten über Saint Armand's Rücksichtslosigkeit, und eilte dann mit einemmale an das Klavier, um, von einer neuen Idee hingerissen, statt der Jubelouvertüre von Weber, mit welcher sie die musikalische Aufführung zu enden vorgehabt hatte, die wilde Don Juan-Phantasie von Liszt zu spielen.

Anna hörte kaum die ersten Klänge derselben, als sie zu dem Doktor, der neben ihr saß, die Bemerkung machte, daß Leontinen irgend Etwas begegnet sein müsse, das sie außer sich gebracht habe. Als die beiden Frauen in Vevay nebeneinander gelebt, hatte Leontine ihr nämlich einmal gestanden, daß sie

diese Phantasie nie ohne ein geheimes Entsetzen spiele, weil ihr dabei sei, als schwebe sie über einem Abgrunde, in den sich hinabzustürzen eine wahnsinnige Lust sie verlocke. Es ist mir dann grade, hatte sie gesagt, wie an dem Abende auf der Terrasse, an dem vielleicht Ihre Hand allein mich vor dem Hinunterstürzen bewahrte. Aber ich habe seit langen Jahren ein wunderbares Genügen darin gefühlt, so auf der Grenzscheide zwischen Leben und Tod zu schweben, wenn ich das Dasein als eine Last oder eine Langeweile empfand, und ein ähnliches Grausen, ein ähnliches schwindelndes Entzücken strömt mir durch die Adern, wenn ich diese Phantasie spiele, in welcher Mozart und Liszt ihre unersättliche Lebenslust und ihren Ueberdruß an dem was das Leben ihnen zu bieten vermochte, gemeinsam niedergelegt und ergossen haben. — Anna hatte sich damals von ihr die Zusage geben lassen, daß sie diese Phantasie nicht wieder spielen wolle, und Leontine hatte dies bis dahin gehalten. Aber als erinnere auch sie sich deutlich jenes Vorganges, als habe sie eine besondere Lust daran, auch diesem Versprechen zu trotzen, so oftmals sah sie zu der Freundin hinüber, so wild und gewaltig leuch-

teten ihre Augen, so bachantisch raste sie fort, von der Töne rauschenden Flügeln getragen.

Sie selbst wußte kaum, was sie dabei empfand. Eine dumpfe Vorstellung, daß etwas Unwiederbringliches verloren sei, eine Angst, die sie sich nicht erklären konnte, die ihr aber fast den Athem benahm und den Kopf schwindeln machte, lagen über ihr, und dazu fühlte sie sich von einem leidenschaftlichen Zorne gegen den Hauptmann entbrannt. Daß sie ihn von sich zu entfernen gewünscht, das vergaß sie, weil er ihr zuvorkommend, sich entfernt hatte. Sie wollte es ihm nicht gönnen, sie damit überrascht zu haben, sie konnte es ihm nicht verzeihen, daß er ihr die Möglichkeit genommen, sich in der Weise von ihm zu trennen, wie sie es sich ausgedacht hatte. Denn daß er gegangen war, um nicht mehr wiederzukehren, davon war sie überzeugt. Und mitten in diesen durcheinander ziehenden, einander widersprechenden Gedanken fühlte sie einen furchtbaren Schmerz darüber, daß er gegangen sei, und daß sie ihn verloren habe.

Als sie die Phantasie beendet hatte und der Beifall ihrer Gäste ihr entgegen kam, zeigte sie wider ihre sonstige Gewohnheit dabei eine beleidigende Ungeduld; aber man kannte die Ungleichheit ihrer Stim-

mungen und ertrug sie mit jener Nachsicht, welche die Gesellschaft den Launen der Personen gefällig angedeihen läßt, von denen sie sich unterhalten fühlt. Nur Oskar, der schon früher sich gegen Anna über sie geäußert hatte, sagte zu Leontinen selbst, daß er sie noch niemals so aufgeregt gesehen habe.

Sie haben auch noch nie einen sterbenden Fechter gesehen, ehe er zusammenbricht! gab sie ihm zur Antwort, und da er sie anblickte, um zu verstehen, was sie meinte, fügte sie hinzu: sagen Sie doch Ihrem Freunde, er hätte sich dieses Schauspiel nicht entgehen lassen sollen!

Sie wendete sich darauf rasch von ihm ab, und verließ das Zimmer, ohne daß man wußte, was dies zu bedeuten habe. Es hatte sich während dessen aber allmälig allen ihren Gästen ein Mißbehagen mitgetheilt. Oskar war von Anfang an verstimmt gewesen, weil sich Walther in der Gesellschaft befand. Diesen hatten die Aufmerksamkeit und Rücksicht verdrossen, welche Anna ganz unverkennbar für den jungen Mann an den Tag legte, und Flora fühlte sich um Anna's Willen vernachlässigt. Sie hatte dem Vater anvertraut, daß Oskar ihr seine Liebe für die Freundin eingestanden habe, ohne daß sie es vermocht hätte,

dem Vater zugleich von der Zusage zu sprechen, welche sie selbst dem Jünglinge geleistet. Dadurch in ihrem Gewissen beunruhigt, war sie scheu auch gegen den Vater geworden, und obschon dieser nach seiner Erfahrung es nicht für gerathen hielt, die Tochter aus Oskars Nähe zu entfernen, oder sie in diesem Augenblicke über ihres Herzens Innerstes zu befragen, verlor er sie doch weniger als sonst aus dem Auge. Er meinte noch vorbeugen und ihr eine Selbsterkenntniß ersparen zu können, die ihr freilich schon geworden war, und in welcher sie sich auf ihre Weise zurechtgefunden zu haben glaubte. Es war aber für den ganzen engeren Freundeskreis einer jener Zeitpunkte herangekommen, in welchem Jeder seine Stellung dem Anderen gegenüber als eine veränderte erkannt hatte, in welcher Jeder es wußte, daß es so nicht bleiben könne, daß die Verwirrung wachsen, oder eine Lösung finden müsse. Aber Niemand konnte sich entschließen schon jetzt das entscheidende Wort zu sprechen. Denn es liegt in der Bildung, welche man vorzugsweise die Bildung der höheren Stände nennt, eine Neigung zu abwartendem, hinhaltendem Ertragen, die eigentlich mehr eine Schwäche als eine Tugend ist.

Empfänglich, wie solche gespannten Zustände den Menschen machen, hatten Leontinens Freunde zuerst jenes Bangen und jene Unsicherheit über den Ausgang des Festes gefühlt, die sich allmälig auch allen Andern aufgedrängt, und als die Wirthin darauf so plötzlich aus dem Saale verschwunden war, hatte im Grunde Niemand gewußt, ob er gehen oder bleiben, was man fürchten oder erwarten solle. Aber Theilnahme hielt die Einen, Neugier die Andern fest, und zwischen den ausgesprochenen Zweifeln und Vermuthungen entschwanden Minuten nach Minuten.

Während dessen hatte Leontine sich in ihre Schlafstube zurückgezogen, wo ihre Kammerfrau sie schon erwartete, ihr das Kostüm anzulegen, das sie in der vorigen Nacht versucht hatte.

Hast Du den Hauptmann gesehen? fragte sie, sobald sie sich mit ihrer alten Vertrauten allein befand. Die Frau erzählte was geschehen war, Leontine erwiderte kein Wort darauf. Sie wurde nur sehr blaß und die Kammerfrau sah, daß sie im Schrecken mit der Hand nach der Lehne eines Stuhles griff, sich daran zu halten. Sie bot ihr Wasser oder sonst eine Erfrischung an, indeß Leontine fragte, wie sie darauf komme, und versicherte als Jene sich

besorgt über das Befinden ihrer Herrin äußerte, daß die Dienerin sich täusche, und daß sie sich freier und leichter fühle als die ganze Zeit zuvor. Mit sicherer Hand und großer Schnelle wechselte sie ihre Kleidung, nahm die Erfordernisse für ihre beabsichtigte Ueberraschung mit sich, gab mit einer kleinen Glocke das Zeichen für die Musiker, und diese begannen eine Art von Introduktion, welche Leontine selbst für diesen Abend, nach den Motiven der Elfenmelodien aus dem Mendelssohn'schen Sommernachtstraum arrangirt hatte. Unter den letzten Tönen dieses klingenden, summenden und süß gaukelnden Webens wurde der Vorhang, der die Schlußthüre des Saales bis dahin verborgen hatte, zurückgeschlagen, und von einer hügelartigen ebenfalls mit Blumen und Bäumen geschmückten Erhöhung trat aus dem gothischen Portale Leontine langsam in den Saal hinunter.

Sie war in ein langes Gewand von weißem Flor gekleidet, und trug einen eben solchen Schleier. Er war mit einem leuchtenden Sterne über ihrem Haupte befestigt, wallte weit hinab zur Erde, und war wie das Kleid mit silbernen Flittern übersäet und mit silbernem Rande breit gesäumt. Ein Kranz von grünem Schilfe, auf dem sich künstliche Thautropfen

wiegten, saß in ihrem hellen Haare, und seine Zweige fielen von beiden Schläfen über die entblößten Schultern bis zu der silbernen Schnur hernieder, welche das Gewand um den Leib zusammenhielt. Dazu trug sie ein Füllhorn aus leichten Silberstäben zusammengesetzt in ihrem linken Arm, und die linke Hand hielt einen Strauß von weißen Mohnblüthen, in deren Kelchen sich helle Sterne funkelnd wiegten.

Ihr blondes, langes Gelock, ihre Blässe und die blendende Weiße ihres Halses und ihrer Arme machten ihre Erscheinung gradezu zauberhaft, aber während die Fremden in ihr mit Entzücken den Genius des Traumes begrüßten, glaubte Oskar in ihr eine Ophelia zu sehen, und Flora sagte ganz erschreckt zu Anna: mit solchen todten und doch funkelnden Augen muß ein böser Geist, ein Vampyr auf die Menschen blicken.

Ursprünglich hatte Leontine nur die Absicht gehabt, einen Genius der Freude darzustellen und ihren Gästen Blumen und andere kleine Gaben mit heitern Sprüchen zu überreichen; dann aber, als ihr in der Nacht der Gedanke gekommen war, sich von Saint Armand zu trennen, hatte sie die Rosen fortgelassen, welche ihr Haar und ihre Kleider als Zeichen der Freude schmücken sollten, und ihr Kostüm durch den grünen

magischen Kranz, durch den Stern und durch die Mohnblumen in die Rolle eines Genius des Traumes hineingepaßt, und auch die einleitenden Verse danach, so weit es nöthig war, umgemodelt. Das Ganze war von Anfang an auf Saint Armand berechnet gewesen, und in ihrer gestrigen Stimmung hatte sie die Scene und die Dichtung so eingerichtet, daß er der Letzte sein sollte, dem sie sich nahte. Sie hatte ihm eine der weißen Mohnblumen geben wollen, die so gebunden war, daß sie auf einen leisen Druck von ihrer Hand zerfallen mußte, während sie sie ihm darreichte, und in deren Kelch statt des Sternes auf einem Blättchen die Worte standen: es war ein Traum! Die Worte: Lebt wohl! es war ein Traum! sollten auch den Schluß der ganzen Scene machen. Und wie ihre Phantasie in der Regel sie über ihre ersten Absichten hinaustrug, so hatte sich im Laufe des Tages der Gedanke in ihr ausgebildet, der sich während des Abends vollends in ihr befestigt, nicht nur den Hauptmann, sondern ihre sämmtlichen Bekannten und auch Rom gleich in den nächsten Tagen zu verlassen, diesem Feste dadurch den Charakter eines Abschiedes aufzuprägen, und Niemand von ihren Gästen mehr wiederzusehen, nachdem sie ihr Festspiel beendet haben würde.

Es gehört aber zu den Eigenthümlichkeiten solcher Naturen, welche man die Romantiker des Lebens nennen müßte, daß Niemand mehr als sie selbst dem Zauber erliegen, den sie heraufbeschwören, daß sie ohne es zu wollen aufgehen in der selbstgewählten Rolle, und statt Herr über dieselbe zu bleiben, von ihr beherrscht und fortgerissen werden. Sobald Leontine sich in dem nebelhaften Schleier, in den weißen Gewändern, in dem blaßgrünen, thautropfenden Kranze erblickt hatte, war sie sich selbst gespenstisch, war sie sich wie ihr eigener Schatten erschienen. Es war ihr vorgekommen, als müsse man sie einmal in solcher Kleidung zu Grabe tragen, als werde sie sich einmal in solcher Gestalt vor ihrem eigenen Tode als Vorbote desselben sehen, und schnell wie dieser Einfall in ihr rege geworden war, fühlte sie sich auch überzeugt, im Laufe dieses Jahres, in nicht ferner Zeit zu sterben, weil der Zufall sie gezwungen, am Neujahrstage in einer so unirdischen, schattenhaften Erscheinung, sich selbst ihr nahes Ende vorauszubilden und vorauszukünden.

Kaum war sie also vor ihre Gäste hingetreten, als der Gedanke, sie Alle zum letztenmale zu sehen, und überhaupt von ihren Freunden sobald getrennt

zu werden, sie gewaltsam ergriff und erschütterte. Sie hatte sich nach ihrem eigentlichen Plane eine kleine deutsche Einleitung gedichtet, die ihr Kommen und ihre Bedeutung erklären sollte, und sich dann für die Gaben, die sie vertheilen wollte, Verse aus den Dichtern der verschiedenen Nationalitäten, je nach dem Bedürfniß und der Sprache des Empfängers ausgesucht; Indeß mitten in der Einleitung von ihrer plötzlichen Todesahnung bewegt, hatten die vorher gedichteten Strophen ihr nicht passen wollen. Sie waren ihr so widernatürlich, so unangemessen für ihr ganzes Empfinden vorgekommen, daß sie unwillkürlich aus der Dichtung zu einer Art von rhytmischer Prosa überging, und sich mit freier Anrede an ihre Hörer wendete. Weil ihr das neu war, trugen der Reiz und die Erregung des Augenblickes sie mit sich fort. Statt ihren Gästen ein glückliches Neujahr oder schöne Träume mit freundlicher Traumerfüllung zu verkünden, wie sie gewollt hatte, sprach sie von dem Leben, das an ihr vorübergezogen sei wie ein wüster trüber lastender Traum, der keine Sehnsucht ihres Herzens gestillt, keine Hoffnung zur Wahrheit gemacht, und aus dem nichts Tröstliches ihr geworden sei, als die Gabe ihr Leid auszuweinen in den Tönen der Musik.

Es lag etwas Ueberwältigendes, Großartiges in ihrem Wesen, wie sie so dastand, von sich selber sprechend, ihr Schicksal anklagend, ihren Beruf in gewissem Sinne entweihend, weil sie ihn so gering anschlug. Dennoch war der Eindruck, den sie auf diejenigen machte, welche sie verstanden, ein furchtbarer, während sie den Fremden, die des Deutschen nicht mächtig waren, thöricht und räthselhaft, tragisch oder komisch erschien, je nach der Persönlichkeit eines Jeden. Wie sie zu dieser Preisgebung ihrer Person gekommen war, was sie damit bezweckte, wie die Blumen und die Geschenke, welche sie in ihrem Füllhorne trug, irgendwie damit zusammenhingen, das begriff Niemand, und noch weniger wußten ihre Freunde, wie das enden, oder was sie dabei thun sollten. Sie hatten Alle die Empfindung, sie anrufen, zurückhalten zu müssen, aber wie bei einer Mondsüchtigen fühlten sie die Ueberzeugung, daß die einzige Möglichkeit eines guten Endes höchstens auf ihrer Ungestörtheit beruhen könne. Athemlos, gespannt, geängstigt sahen und hörten sie, wie Leontine sich immer weiter hinauswagte, und noch unentschlossen, ob sie gehen, oder den Schluß abwarten sollten, um die ihrer selbst nicht mehr mächtige Frau nicht zu verlassen, rathschlagten Anna und

der Doktor in leisem Gespräche mit einander, als eine heftige Bewegung Leontinens, ihren weiten langen Schleier einer der Lampen zu nahe brachte. Er fing Feuer, und plötzlich sah man sie von einer schnell aufflammenden Gluth erfaßt und umzüngelt.

Augenblicklich sprangen die Männer herzu. Mit rascher Hand rissen der Doktor und Walther den Schleier hernieder, aber auch das Kleid brannte bereits, und ein Fetzen, den man fortschleuderte sengte und zündete eine der niederhängenden Drapperien. So gering bei der Achtsamkeit der zahlreich anwesenden Männer die Möglichkeit eines größern Brandes auch war, so entstand doch die höchste Verwirrung durch den Vorfall. Die fremden Frauen drängten sich nach den Thüren hin, die Musiker suchten ihre Instrumente in Sicherheit zu bringen, die Männer traten die brennenden Zeugstücke aus und rissen die Drapperien überhaupt hernieder, und mitten in der Zerstörung trugen der Doktor und Walther Leontine in ihr Zimmer, die laut nach Saint Armand rufend, ohnmächtig zu Boden gesunken war.

Zehntes Kapitel.

Der Aufregung dieses Neujahrsfestes folgten stille Tage voll Sorge und Niedergeschlagenheit. Leontine hatte an den Händen und Armen einige nicht unbedeutende Brandwunden erhalten, die ihr im Vereine mit der leidenschaftlichen Erschütterung ihres Gemüthes, ein heftiges Fieber zuzogen. Sie war dabei im höchsten Grade beunruhigt über die Entstellung, welche ihren schönen Gliedern drohte, und voll Verzweiflung über das Fortbleiben des Hauptmannes, der es verweigert hatte, sie zu sehen, obschon er in Rom geblieben war, um der Nachrichten von Leontine nicht zu entbehren.

Anna hatte sich der Pflege wegen ganz bei der Kranken eingerichtet, und auf deren Verlangen den Doktor gebeten, Saint Armand von Leontinens Sehnsucht nach ihm zu unterrichten. Der Doktor hatte

sich dieses Auftrages auch entledigt, indeß er selbst widerrieth dem Hauptmanne, ihr zu willfahren. Daß an irgend eine verständige Verbindung mit der Künstlerin für denselben nicht zu denken war, darüber konnte sich jetzt Niemand mehr täuschen, denn Leontine hatte in der ersten Aufwallung ihres Schreckens gegen den Doktor und Anna es selber ausgesprochen, daß sie den ihr zugestoßenen Unglücksfall für eine Strafe des Himmels ansehe, die sie mit ihrer Absicht, den treuen Freund in frevelndem Uebermuthe von sich zu entfernen, nur zu sehr verdient habe. Aber diese Einsicht, diese Selbsterkenntniß waren bei ihr auch nur von vorübergehender Dauer. Zudem hatte der ganze Ausgang des Festes ein unangenehmes Aufsehen gemacht, und ein halb ärgerliches, halb lächerlicher Licht auf sie geworfen. Die Gesellschaft der in Rom versammelten Fremden, in welcher es wie überall, wo große Massen müßiger Menschen sich zusammenfinden, an einer starken Neigung zu deutelnder Nachrede nicht fehlte, erklärte den Vorfall sehr verschiedenartig. Grade weil man bisher geneigt gewesen war, Leontinen jede Laune und Uebertreibung nachzusehen, so fing man jetzt an, ihre letzte wie ihre frühere Vergangenheit mit weniger Geneigtheit zu besprechen

und zu untersuchen, und die Unvorsichtigkeit und der Leichtsinn, mit denen sie stets gehandelt hatte, boten dem übelwollenden Urtheil tausendfache Gründe zum Tadel und zur Anklage dar.

Saint Armand sah sich dadurch in eine üble Lage versetzt. Das natürliche Gefühl des Mannes, die Frau, welche er liebte, nicht in einer bösen Lage zu verlassen, stritt in ihm mit der Ueberzeugung, daß dieser Augenblick für die ihm nothwendig gewordene Trennung von Leontinen der geeigneteste sei, und der Doktor bestärkte ihn in dieser Ansicht.

Alle Ihre Theilnahme und Ihre Warnungen, sagte er zu Saint Armand, haben es nicht hindern können, daß Frau von Savello sich hier ihre Stellung verdorben, ja unmöglich gemacht hat, und Ihre Liebe hat in der wankelmüthigen Frau keine wirkliche Gegenliebe hervorgerufen. Sie selbst spricht davon Rom zu verlassen, und man muß ihr, Alles in Erwägung gezogen, auch dazu rathen. Wohin sie sich wenden will, darüber hat sie noch keinen Plan gefaßt. Auf welchen Ort aber ihre Wahl auch fallen möge, immer wird es überflüssig sein, daß Sie ihr dahin folgen.

Der Hauptmann hatte dem Doktor bis dahin

schweigend zugehört, indeß die Vorstellung, Leontine wieder ihr abentheuerndes Künstlerleben, ihre einsame und für sie durch ihren Leichtsinn so bedenkliche Laufbahn fortsetzen zu sehen, ging ihm schwer zu Herzen. Er empfand sehr richtig, daß der Mann eine Pflicht übernehme mit der Liebe für eine Frau, und er mochte nicht daran denken, Leontine ohne Schutz zu lassen. Er fühlte sich gegen seine Einsicht doch wieder geneigt in ihrer Nähe zu bleiben, über sie zu wachen, ja er bereute fast sich von ihr losgesagt zu haben. Indeß der Doktor warnte ihn vor dieser Schwäche der Großmuth.

Lassen Sie sich nicht hinreißen, mein Freund! sagte er, eine in diesem Augenblicke noch zu lösende Verwicklung zu einer unauflösbaren zu machen. Sich zu opfern, seinen Ruf, seine Ehre daran zu setzen für eine Frau, die unverschuldet leidet, die man stützen, der man helfen, der man sich zum Schilde machen kann, darin liegt nicht nur, wie Sie sagen, eine Pflicht, sondern auch ein Glück. Aber sich zum Theilnehmer und Mitschuldigen unberechenbarer Phantasien, zum Spielball eines Herzenswahnsinns herzugeben, das würde ich für einen moralischen Selbstmord erachten. Auch Anna ist dahin gekommen einzusehen, daß man

sich Leontinen gegenüber selbst zu wahren habe. In Naturen, wie die von Frau von Savello, wird jede Krankheit zugleich zu einer geistigen Krise. Sie wird sicherlich in der Abspannung nach derselben, die Trennung von Ihnen und von den Gefährten, mit denen ein Reisezufall sie vereinte, weniger schmerzlich empfinden, und nach erfolgter Genesung wird sie mit der wiedergewonnenen Kraft sich auch Trost in neuen Launen und Erlebnissen zu schaffen wissen.

Saint Armand, der nur zu gut einsah, wie richtig die Ansicht des erfahrenen Mannes war, fand sich durch dieselbe in seinem Innern erleichtert, in seinem Entschlusse bestärkt. Mit dem Momente jedoch, in welchem er den Vorsatz faßte, Leontine aufzugeben, nahm ein Gefühl der Demüthigung ihn gefangen. Er schämte sich vor dem Doktor, daß er in seinem Alter sich noch von einer Leidenschaft beherrschen lassen, die er zu bereuen hatte. Er empfand sich Oskar gegenüber nicht an seinem Platze, und wäre er in dieser Stimmung Leontinen begegnet, er würde es kaum überwunden haben, ihr die Vorwürfe zu ersparen, welche sein Verstand und sein Ehrgefühl ihr machten, obschon sein Herz noch an ihr hing.

Auch die Andern waren Alle nach dem Feste in

einen Zustand unruhiger Abspannung gekommen, in welchem sie, unzufrieden mit einander wie mit sich selbst, eine Aenderung ihrer Verhältnisse ersehnten. Es war unter ihnen ein Grübeln, Schmollen, Zuwarten und Hoffen eingetreten, ein Beobachten der Andern, das Alle verstimmte, weil es ein eben so unerquickliches als unfruchtbares war. Selbst Anna, welche bis dahin ihren klaren Sinn noch am meisten erhalten und bewährt hatte, fand sich in die Verwirrung mit hineingezogen, und die Fessel, welche Leontinen's Krankheit ihr auferlegte, war ihr im Grunde eine willkommene, weil die Beschäftigung mit der Leidenden sie von sich selber zeitweise abzog, während die augenblickliche Trennung von den übrigen Reisegenossen ihrer Ueberlegung und Selbstprüfung zu Gute kam.

Seit Oskar ihr sein Herz erschlossen, hatte sie das frühere Verhältniß zu ihm nicht wieder finden können, obschon sie Nichts als Mitleid mit ihm zu haben glaubte. Aber das Mitleid der Frauen mit einer unglücklichen Leidenschaft, welche sie selber einflößen, ist der Liebe um so näher verwandt, je weniger eine solche ihnen zu Theil geworden ist. Die Erinnerung an ihre eigne hoffnungslose Jugendliebe,

wie die Scheu vor Oskar's Leidenschaft, gaben Anna's Verkehr mit ihm einen Anstrich der Zärtlichkeit und Nachsicht, welche weit entfernt ihn zu trösten und zu beruhigen, nur dazu geeignet waren, ihn und sie selbst zu täuschen, und Walther allmälig zu beirren, der sich Anna's Betragen gegen den Jüngling nicht zu erklären vermochte.

Oskar ohne Nachtheil neben sich zu dulden, hätte es für Anna einer Erfahrung bedurft, welche ihr vollständig fehlte. Jede Kokette würde mit ihm ein leichtes Spiel gefunden, und ihn auf die eine oder die andere Weise in den ihr wünschenswerthen Schranken zu bannen verstanden haben, denn ruhige, herzlose Berechnung ist eine Macht, der man sich schwer entzieht! Anna aber, welche Oskar schadlos halten zu müssen glaubte, fand sich bald gegen ihren Willen von ihm beherrscht. Weil sie ihm noch gütiger als zuvor begegnet, suchte er ihre Nähe nur um so eifriger. Weil sie ihn freundlich neben sich gewähren ließ, sah er es bald als sein entschiedenes Recht an, sich neben ihr zu behaupten, und herrschsüchtig wie jeder liebende Mann, betrachtete er es bald gradezu als eine Kränkung dieses seines Rechts, wenn Andere die gleiche Gunst von ihr in Anspruch nahmen. Ihn aufmerksam

darauf zu machen, was er mit dieser Anmaßung begehe, mochte sie nicht wagen, denn in jeder solchen Erklärung liegt eine Bitte um Schonung und ein Zugeständniß der Schwäche, die sie ihm zu verrathen Bedenken trug. Und über alle diese Rücksichten hinaus, trieb ein ihr selbst nicht klares Gefühl des Zornes gegen Walther sie dazu an, Oskar nicht aus ihrer Nähe zu entfernen.

Gegen einen Mann, von dem sie einmal eine Herzenskränkung erlitten haben, sind die Frauen so lange sie ihn noch lieben, leicht sehr ungerecht, und nach dem kleinen Mißverständniß, mit welchem Anna sich auf dem Balle von Walther getrennt, hatte es nur eines geringen Anlasses bedurft, um sie gegen ihn zu erzürnen. Diesen Anlaß aber hatte Oskar ihr, ohne es zu wissen, durch die Mittheilung dargeboten, daß Walther es ihm abgeschlagen habe, ihm die Büste von Anna zu kopiren. Statt darin, wie sie es mit ungetrübtem Sinne gethan haben würde, des Bildhauers Mißfallen an Oskar's Huldigung für sie, und an ihrer Schonung für denselben zu erkennen, meinte sie, Walther könne die Kopie aus keinem andern Grunde zu machen verweigert haben, als weil es ihm unlieb sei, an die Zeit erinnert zu werden, in welcher

er das Monument so liebevoll geschaffen. Das hatte sie lebhaft gekränkt und geschmerzt, und um Walther zu strafen und Oskar eine Freude zu bereiten, hatte sie diesem die Zusage gemacht, einem andern Bildhauer zu einer neuen Büste für ihn zu sitzen. Mit der Eitelkeit der Jugend und der Liebe hatte der junge Mann sich dieser Gunst gegen Walther gelegentlich gerühmt, und von dem Tage ab hatte der Bildhauer Anna zu meiden begonnen, weil es ihm, dem älteren Manne, nicht anstehen konnte, den Nebenbuhler eines bevorzugten Jünglings zu machen.

Indeß eben weil er ein Mann war, und ein verständiger, hatte die unmuthige Aufwallung gegen Anna nicht lange auf ihm gelastet, und die bessere Kenntniß, welche er von ihrem Wesen besaß, den Sieg in ihm davongetragen. Freilich war ihm Oskar dadurch nicht lieber, sein Verhalten gegen Anna und das ihre gegen denselben nicht angenehmer geworden, aber er hatte sich gesagt, daß hier von ihrer Seite nur irgend ein großmüthiger Irrthum, irgend eine Schwäche des Herzens obwalten könne. Wenn er dann auch wieder in andern Stunden die Anzeichen einer gegen ihn gerichteten Absichtlichkeit in der großen Begünstigung gewahrte, welche Anna dem Jünglinge ange-

deihen ließ, so gestand er es sich ein, daß er einst Schwereres gegen sie verschuldet, daß sie ihm mehr als eine solche Gereiztheit zu verzeihen habe, und daß es thöricht von ihm sein würde, sie auf einem verkehrten Wege fortgehen zu lassen, statt ihr die Hand zu reichen und ihr zu sagen, welchen Mißdeutungen von Fremden sie sich aussetze, da er selbst eines Zweifels an ihr sich bisweilen nicht habe erwehren können.

Wie das Mannesalter gerecht macht, so macht es aber auch selbst den Lebhaften bedächtig, und Walther hatte nach jenem Abende auf dem Balle eine Weile angestanden, sich Anna wieder zu nähern, weil er sich die Frage nicht zu beantworten vermocht, wohin ihn dieses führen werde? Nach dem Ende seiner unglücklichen Ehe, nach dem Tode seiner Gattin hatte er seiner Freiheit froh, nicht wieder an eine neue Heirath gedacht, und das arbeitsvolle, wechselnd bewegte Leben eines schaffenskräftigen Künstlers hatte ihn Nichts vermissen, ihn nicht empfinden lassen, daß er allein stehe in der Welt. Jetzt, seit er Anna wiedergesehen, hatte er an seine Einsamkeit gedacht. Mancher Traum, den er früher neben ihr gehegt, manche Bilder eines häuslichen Glückes, die er damals sich ausgemalt, waren jetzt ganz in derselben

Gestalt aus den Tiefen seiner Erinnerung wieder in ihm hervorgetreten, und hatten ihm das Herz bewegt, daß er oft gewähnt, seine Jugend wiedergefunden zu haben. Indeß die Zuversicht der Jugend war ihm nicht mehr mit ihren Erinnerungen zurückgekehrt, und er besaß nicht mehr die Kraft, unbedenklich wie sonst an die Erfüllung seiner Wünsche zu glauben. Anna's Selbstständigkeit, die sie so werth zu halten schien, verbunden mit ihrem Idealismus, hatten ihn ungewiß gemacht, über dasjenige, was sie vom Leben noch erwarten möge. Er hatte sich gefragt, ob sie geneigt sein würde, ihre Freiheit einem Manne zu opfern, der sie einst verschmäht, dem eine lange Reihe erfahrungsvoller Jahre einen großen Theil der Hoffnungen geraubt, an welchen Anna noch zu halten schien, und der von eben jenen Erfahrungen zu manchen Ansichten und Ueberzeugungen geführt worden war, die sie kalt und hart bedünken mochten. Er war zu sehr Künstler um an eine Verstandesheirath denken zu können, er hatte das Leiden einer unglücklichen Ehe zu bitter kennen lernen, um einer Jugenderinnerung, einer neuen Aufwallung prüfungslos zu folgen, und er war endlich auch zu stolz, um eine Annäherung und Werbung bei einer Frau zu versuchen, die er

günstig aufgenommen zu sehen, nicht unbedenklich sicher sein konnte.

Weil er Anna eine Zeit lang nicht gesprochen, hatte er Leontinens Fest als eine schickliche Gelegenheit zu neuer Begegnung betrachtet, aber grade an dem Abende war Oskar nicht von ihrer Seite gewichen, und eben so wenig hatte Flora sie verlassen, so daß Walther, da er die Beiden nicht zu entfernen vermochte, sich auf eine allgemeine und oberflächlige Unterhaltung mit Anna beschränkt gefunden hatte. Aber festentschlossen sie dennoch an diesem Abende, wenn auch nur für wenige Augenblicke, allein zu sprechen, um sich mit ihr in das Gleiche zu setzen und sich einen baldigen Besuch bei ihr zu erleichtern, hatte er während der Aufführungen hinter ihrem Sessel seinen Platz genommen, und war also in ihrer Nähe gewesen, als der Unfall mit dem Feuer sich ereignet. Kaum aber hatte die Flamme aufgelodert, so hatte Anna sich mit dem Rufe: Walther! lieber Walther! nach ihm gewendet und ihm ihre Hand gereicht, die er ergriff und festhielt.

Das war nur ein Moment, war nur ein Verrath gewesen, den ihr Schrecken an ihr selbst beging, denn schon im nächsten Augenblicke war sie Leontinen zu

Hilfe geeilt, und Walther hatte sie nicht mehr gesprochen, weder an dem Abende noch an den folgenden Tagen, welche sie seitdem an dem Lager der Kranken zugebracht. Aber jene flüchtige Bewegung hatte ihm alle weiteren Erklärungen entbehrlich gemacht. Zu wem eine Frau in solcher Weise sich Hilfe suchend wendet, der hat in dem Augenblicke ihren Sinn beschäftigt und ist ihrem Herzen der Nächste.

Mit einer ruhigen Heiterkeit, und doch mit einem neuen Leben in der Brust ging Walther darauf am folgenden Tage in sein Atelier und an seine Arbeit. Es gelang ihm Alles wohl, er hatte rechte Freude an seinem Schaffen, obschon er mit seinen Gedanken bald in weiter Vergangenheit, bald bei dem gestrigen Abende, bald in einer Zukunft verweilte, für deren Nähe er sich keine bestimmte Zeit zu denken wußte, die ihm aber als etwas nicht zu Fernes, als etwas Freundliches und Schönes erleuchtend vor der Seele schwebte, und seine Thätigkeit beflügelte. Mit einem Male ließ er von seinem Werke ab und ging in den Raum, in welchem seine Schüler arbeiteten, um sich die Büste Anna's von dem Borde herabnehmen zu lassen, auf dem sie bis dahin in einer Reihe mit vielen andern Abgüssen gestanden. Als er sie in sei-

nem Studio hatte, blieb er eine Weile betrachtend davor stehen. Die Reinheit und der Adel dieser jugendlichen Schöne erquickten ihn, eine tiefe Zärtlichkeit und eine Rührung, wie er sie in dem Grade nicht empfunden, weder an dem Tage als er Anna zuerst in Rom gesehen, noch bei den späteren Begegnungen und Gesprächen mit ihr bemächtigten sich seiner. Das Vertrauen zu ihr und das Verlangen nach ihrer Nähe wurden gleich lebhaft in ihm rege, und daneben hegte er jene beglückende Sorge um sie, die einen wesentlichen Theil ausmacht in der Liebe des lebengeprüften und durchgebildeten Mannes, der sich als den natürlichen Beschützer des Weibes empfindet, das er liebt.

Anna am Krankenbette der Freundin aufzusuchen, fühlte er weder Beruf noch Lust. Er konnte jetzt geduldig das Wiedersehen erwarten, nur beschäftigen mußte er sich mit ihr; und noch ehe er an dem Tage sein Atelier verließ, hatte er mit sichrer Hand den ersten Entwurf zu einem neuen Werke begonnen, das ihre edlen Züge tragen und ihr eigen werden sollte, wie er sie selbst in beruhigtem Herzen jetzt wieder als sein Eigenthum empfand.

Diese Beruhigung zu theilen war Anna jedoch

weit entfernt, obschon auch ihr jener Augenblick es mehr enthüllt hatte, wie wenig es mit ihrem Zorne gegen Walther auf sich habe, wie unzerstörbar die Neigung für den Geliebten ihrer Jugend in ihr sei. Aber grade diese Einsicht brachte sie zu dem Verlangen, ihren Aufenthalt in Rom abzubrechen, und hatte Theil an ihrem Einfall, mit Leontine zugleich nach Neapel zu gehen, obschon sie nicht mehr daran dachte, neben dieser oder gar mit ihr zusammen zu leben. Sie bedurfte aber nach ihrer Meinung eines Vorwandes für ihre Entfernung, da sie bisher die Absicht ausgesprochen, bis zum Frühjahre in Rom zu weilen, und diesen Vorwand bot ihr Leontinens Unfall dar, während sie derselben in der That noch ein Mal wesentlich zu nützen hoffte, wenn sie ihr über die Tage der Abreise und des ersten Alleinseins wieder forthalf. Sie selbst trennte sich dadurch von Oskar, dem dies nur heilsam sein konnte, und den zu freiwilliger Entfernung aus ihrer Nähe zu bewegen, ihr nicht gelungen war. Sie entzog sich der Gefahr, sich auf's Neue, wie es eben jetzt geschehen war, an Walther zu verrathen, und sie vermied es, sich mehr und mehr an seine Gegenwart zu gewöhnen, und wieder zu empfinden, was er ihr hätte sein

können und was sie entbehre, da sie seine Liebe nicht besitze. Daß dies nicht der Fall sei, daß nichts in seinem Herzen mehr für sie spreche, davon hielt sie sich mehr als jemals überzeugt. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß er nach dem Schrecken und der Unruhe jenes Abendes, nicht einmal nach ihr gefragt, daß er nicht einmal gekommen war, sie zu sehen, daß er nicht daran dachte, wie befreiend seine Erscheinung auf sie wirken, wie es ihr wohlthun würde, wenigstens seiner Freundschaft und seines Antheils an ihr sich wieder sicher zu fühlen? Denn wie Leontine stets bereit war, aus Eitelkeit und Phantastik sich die Wirkung zu übertreiben, welche sie auf Andre übte, so verfiel Anna in ihrer zur Entsagung gewöhnten Verständigkeit leicht in den entgegengesetzten Fehler. Sie wurde zu ungerecht gegen sich und gegen Andre, weil sie sich selber unterschätzte.

Mitten in der Einsamkeit dieser Tage, und mitten in ihrer Unentschlossenheit, traf sie eines Morgens Flora's Besuch. So natürlich es war, daß sie zu ihr kam, so fiel es ihr gleich auf, daß Flora ihr nicht mit ihrer sonstigen Unbefangenheit begegnete, und die oberflächige und gleichgültige Weise, in welcher sie sich nach Leontinens Befinden erkundigte, stei-

gerte Anna's Befremden. Auch ließ ihr Flora zu demselben nicht lange Zeit, denn nachdem sie Antwort auf ihre Fragen erhalten hatte, sagte sie: eigentlich wußte ich das Alles von dem Vater, und die Nachrichten von Frau von Savello, welche ich einziehen wollte, waren mir im Grunde nur ein Vorwand, zu Ihnen zu gehen.

Ein Vorwand zu mir zu gehen? wiederholte Anna erstaunt. Liebste Flora! seit wann bedürfen Sie dazu eines Vorwandes?

Flora antwortete nicht gleich. Sie saß der älteren Freundin gegenüber, und es schien als bereue sie, sich mit jener Aeußerung hervorgewagt zu haben, denn sie wendete den Blick von Anna ab, und ihre Lippen, die sich zum Sprechen geöffnet hatten, schlossen sich wieder. Mit einem Male aber hob sie die großen Augen zu ihr empor, und sagte, indem sie ihr fest und grade in das Antlitz schaute: seit ich kein Vertrauen mehr zu Ihnen habe.

Flora! rief Anna bestürzt, was sprechen Sie, was fällt Ihnen ein?

Ich spreche nur aus, was ich schon lange fühle, und was die Andern denken! Niemand hat Vertrauen zu Ihnen, auch mein Vater nicht! wiederholte

sie bitter und mit jener gewaltsamen Uebertreibung, welcher man unterliegt, wenn man mit seinem Handeln über das eigentliche Maaß seiner Kraft hinausgeht. Grade in dieser Uebertreibung lag aber für Anna das Erschreckende, und während der schwere Vorwurf sie wie ein niederfallender Schlag unvorbereitet traf, flößte ihr zugleich der Anblick und das Wesen des jungen Mädchens eine unbestimmte Angst ein. Unwillkürlich griff sie nach Flora's Hand, aber diese entzog sie ihr.

Lassen Sie mich, sagte sie stolz, ich wenigstens will die Hand keines Menschen berühren, den ich nicht mehr liebe, den ich nicht mehr achte; ich wenigstens will mir das Bewußtsein erhalten, wenn wir Alle hier von einander gehen, daß ich nicht geheuchelt, daß ich Niemand mit falschem Schein getäuscht habe. Und wenn ich dann auch sehr unglücklich sein werde, mein Vater wird doch noch bei mir sein und ich werde ein gutes Gewissen, ich werde es nicht zu verantworten haben, fuhr sie heftig heraus — wenn Oskar in Verzweiflung gestürzt wird! —

Wie ein grelles Licht zuckte der Name aus Flora's Worten vor Anna auf, und die ganze Leidenschaft, die furchtbare Energie des jungen Mädchens, die An=

klage, welche es gegen sie erhob, wurden ihr damit erklärt. Flora! rief sie, Sie lieben Oskar! —

Ja! entgegnete sie, und kein Erröthen, keine Schwäche irgend einer Art änderte ihre Haltung, ja! ich liebe ihn; aber anders als Sie ihn lieben Anna! sprach sie mit demselben ungebeugten Stolze. — Ihnen ist er ein Spielzeug, ein Gegenstand der Laune, denn Ihr Herz weiß Nichts von ihm, und Sie ziehen ihn an und stoßen ihn ab, wie Ihre Leidenschaft für Walther es Ihnen eben eingiebt. Mir Anna! sagte sie, und jetzt ergriff sie Anna's Hand, mir Anna ist er Alles! Alles! Mir ist sein Glück die Aufgabe meines Lebens! Und weil Sie ihn elend machen Anna! weil ich es hören muß, täglich, alltäglich von seinem eigenen Munde, daß Sie ihn nicht lieben und daß er Sie nicht lassen kann; weil ich es sehe, wie sein wackres Herz es Ihnen verschweigt was Sie ihn leiden machen; weil ich es gesehen habe, wie blaß er wurde und wie seine Hand sich krampfhaft ballte, als Sie bei der albernen Komödie Leontinens Ihrem Walther die Hände reichten, darum — darum Anna hasse ich Sie!

Sie hatte die letzten Worte mit dem Zorne der Leidenschaft, mit einer Energie gesprochen, die weit

über ihr Alter hinausging. Aber als sie sie geendet hatte, wendete sie sich von Anna ab, stützte ihr Haupt in ihre Hände, und blieb stumm und gedankenvoll sitzen, während ihr Busen sich von der gewaltigen Bewegung ihres Herzens stürmisch hob und senkte. Sie war jetzt nicht mehr das scheue Mädchen, das sie gewesen in der Unterredung mit dem Vater. Damals hatte sie noch nicht gewußt, daß sie Oskar liebte, wie ein Weib den Mann. Aber mit dem Augenblicke, da dies Bewußtsein ihr gekommen, war auch die ganze Kraft des Weibes, die Fähigkeit der Selbstverläugnung und des liebenden Ertragens, das Bedürfniß den Geliebten vor Schmerz zu behüten, ihn glücklich zu wissen, und die Gewalt des Hasses gegen Alles, was diesem Verlangen entgegenstand, völlig in ihr zur Reife gediehen. Ihre freie, von einem Manne geleitete Erziehung, ihr grader Sinn und ihr Selbstgefühl hatten diesen Empfindungen den stolzen Ausdruck geliehen, und so hart ihre Vorwürfe Anna auch trafen, sie konnte sich einer bewundernden Ehrfurcht nicht erwehren, als sie das Mädchen mit seinem selbstgewissen Stolze, wie ihren Richter vor sich stehen sah.

Schwankend zwischen dieser Anerkennung und

zwischen der ihr zugefügten Kränkung, hingerissen von des Mädchens ganzer Erscheinung, und bei der Nothwendigkeit sich zu vertheidigen, doch nicht gewillt, demselben hart entgegenzutreten, sagte Anna: Was wäre Oskar geworden ohne mich? Was war er als wir ihm begegneten, und was ist er jetzt?

O! rief Flora, haben Sie denn nicht gesehen, wie ich es Ihnen dankte, wie wir Beide Sie verehrten Anna! weil Sie ihn liebevoll behandelt, ihn, den Niemand geliebt hatte bis dahin? Der Inbegriff alles Guten und Heiligen sind Sie mir gewesen, mir und ihm, warum mußten Sie ihm mehr zu sein verlangen! warum? — Die anklagende Frage verstummte auf ihren Lippen, und mit leisem weichem Tone sagte sie: ich hatte Sie so lieb, daß ich oft wünschen konnte, Sie wären meine Mutter!

Sie hatte ihr sonst in guten Stunden manchmal diesen Namen gegeben und Anna hatte ihn gern von ihr gehört, heute aber schmerzte er sie, und sie sagte abwehrend: was bedürfen Sie meiner, da Sie fester und entschiedener sind als ich!

Flora erwiderte Nichts darauf, und sie saßen eine kurze Zeit lang einander schweigend gegenüber. Anna wagte nicht sich gegen Flora zu rechtfertigen, denn

obschon sie sich sagen durfte, für Oskar das Beste gewollt zu haben, hatten doch ihre Nachgiebigkeit und das Gefallen, welche sie an Oskar's Hingebung für sie gezeigt, die Verwirrung heraufbeschworen, von welcher sie sich befangen sah. Sie mußte einen Ausweg suchen, Abhilfe schaffen, und ihre frühere Absicht damit vereinend, sagte sie: Wenn uns Gutes, das wir gewollt haben, mißlingt, weil wir für den rechten Zweck die falschen Mittel wählten, so haben wir nur unsere mangelnde Einsicht zu beklagen, und Demjenigen gerecht zu werden, der dadurch gelitten hat. Das Erstere habe ich schon lange gethan, und Oskar zu Hilfe zu kommen durch meine Entfernung, war ich entschlossen, ehe ich Sie gesprochen hatte. Ich verlasse Rom in kurzer Zeit, und —

Oskar wird Ihnen folgen! fiel ihr Flora schnell und fest in's Wort.

Da bemächtigte sich Anna's eine Ungeduld, und mit einer ihr sonst fremden Härte sagte sie: da Sie sich zum Richter meiner Handlungen machen, so sprechen Sie es aus, was verlangen Sie, daß ich für ihn thue?

Flora's Herz schwoll auf, sie konnte den Ton nicht von Anna ertragen, sie hätte sie gern um Vergebung gebeten, aber sie unterdrückte das, und antwortete mit

erzwungener Ruhe: das ist es eben, was ihn unterdrückt hat und gehemmt sein Lebenlang, daß Alle glaubten, sie müßten ihn beschützen, weil er anders war als sie; daß Alle glaubten, sie könnten ihm helfen, wenn sie auf ihn herabsahen, ohne ihn zu verstehen. Es braucht ihm Niemand mehr zu helfen, laßt ihn endlich gehen! Und so gewiß als ich ihn kenne, so gewiß als ich wollte, ich wäre nur halb so gut und wahr als er, so gewiß wird er den Weg finden, der ihm der Beste ist, nur lassen Sie ihn frei, nur lassen Sie ihn gehen!

Gehen? fragte Anna, und wohin?

Wohin er mag!

Und Sie? fuhr Jene fort.

Ich? wiederholte Flora, was meinen Sie mit dieser Frage?

Sie denken hier zu bleiben? forschte Anna.

Da flog eine zornige Röthe über des Mädchens Wangen, und mit einer Würde die trotz seiner Jugend etwas Achtunggebietendes hatte, sagte es: wie gering müssen Sie von mir denken, daß Sie glauben, ich fordre seine Entfernung um meinetwillen! — Sie brach plötzlich ab, Anna schwieg, und erst nach einer Weile, als Flora wieder völlig Herr ihrer selbst ge-

worden war, sagte sie: wenn Oskar bestimmt haben wird, wohin er sich zu wenden denkt, werde ich meinen Vater bitten, danach unsern nächsten Aufenthalt zu wählen. Denn — — mein Vater weiß es, daß ich nöthig habe Oskar nicht mehr zu sehen! setzte sie mit bebender Stimme hinzu, und sank Anna mit beiden Armen umschlingend an ihre Brust, das Haupt an ihrer Schulter bergend, als ertrage sie es nicht länger ihr in das Auge zu schauen, ihr anders als liebend nahe zu sein.

Elftes Kapitel.

Leontine war schon mehr als vierzehn Tage krank, und man befand sich bereits in der zweiten Hälfte des Monats, ohne daß die Gräfin nur einmal bei ihr vorgesprochen wäre, oder sich anders als schriftlich um ihr Befinden erkundigt hätte. Der Chevalier hatte sie unter verschiedenen Vorwänden daran zu hindern gewußt, weil es in seiner Absicht lag, sie von ihrem bisherigen Umgangskreise, und wie es schien überhaupt von der Gesellschaft zu trennen. Leidenschaftlich und dringend, rücksichtslos, ja hart bis zum Tage seiner Verlobung, war er nach derselben ein völlig Anderer geworden, und wie er vorher der Gräfin auf jede Weise seine Herrschaft über sie fühlbar zu machen gestrebt, so war er jetzt anscheinend bemüht, sich völlig in ihre Wünsche zu fügen, und sie zu zerstreuen, indem er sie vergessen machen wollte,

auf welche Weise er ihr die Zustimmung zu ihrer Verbindung abgewonnen. Er, ein Geringschätzer aller Wissenschaft und Kunst, hatte alltäglich neue Vorschläge für die Besichtigung von Privatgallerien, Palästen oder Bibliotheken zu machen, in denen irgend ein Gegenstand das Interesse der Gräfin fesseln konnte, und seines Onkels Verbindungen erschlossen ihm in diesem Betracht, was sonst auch dem bevorzugtesten Theile des Publikums unzugänglich blieb. Wenn er den Morgen hindurch seine Verlobte mit solchen Ausflügen beschäftigte, so wußte er ihre Nachmittage dadurch auszufüllen, daß er sie seiner Tante zuführte, deren milde Frömmigkeit das Herz der Gräfin gewonnen hatte, und von der er sicher war, daß er in ihr bei der blinden Vorliebe, welche sie für ihn hegte, eine immer beredte und stets geneigte Fürsprecherin besaß.

Merkte er, daß er die Gräfin damit ermüdete, so wußte er ihr seine Neigung für eine völlige Zurückgezogenheit in warmen Farben darzustellen, und fand er dies Alles wirkungslos, dann erhielten sein Mißmuth und seine Eifersucht sie in einer Spannung, in welcher er zuletzt als der Gewährende und Verzeihende erschien, wenn er seinen Ungerechtigkeiten ein

Ziel zu setzen endlich für gut befand. Indeß alle diese Künste konnten es nicht hindern, daß die Gräfin immer wieder nach Marcello fragte, alle sein Dringen konnte sie nicht vermögen den Tag ihrer Hochzeit zu bestimmen, wie er es verlangte, und nachgiebig aus Furcht vor ihm, wie sie sich bisher bewiesen hatte, fand er sie nur in dem Einen unerschütterlich, nicht eher seine Frau zu werden, ehe ihr nicht die Gewißheit geworden war, daß sie das Opfer ihres ganzen Daseins nicht vergebens gebracht, daß sie mit ihrer Freiheit die Freiheit des Gefangenen, des Geliebten erkauft habe.

Anfangs hatte der Chevalier dieses Verlangen nicht zu verstehen, nicht zu beachten geschienen. Mit jedem neuen Tage, den er sich als den Verlobten der Gräfin gefunden, hatte er mehr und mehr versucht, ihr die Erinnerung an die Vergangenheit zu verwirren und zu verfälschen, indem er seine Beziehungen zu ihr in eine Ferne zurückdatirte, in welcher er ihr fast noch ein Fremder gewesen war; während er Alles, was sich auf ihre Liebe für Marcello bezog, als ein Geringfügiges, als eine flüchtige Aufwallung ihres Herzens kaum der Erwähnung werth zu denken schien. Aber diese List, die er im Verkehr mit Frauen leich-

ten Sinnes, wirksam genug gefunden hatte, schlug ihm bei der Gräfin fehl. Je mehr er bemüht war, sie der Wahrheit und der Treue ihrer Erinnerungen zu entfremden, um so lebhafter klammerte sie sich an dieselben an. Je mehr er versuchte sich vor ihr zu rechtfertigen, sich vor ihrem Geiste zu erheben, um so unerbittlicher rief ihr Verstand es ihr zurück, wie er gehandelt, was er gethan und gewagt hatte, und die Folgerungen, welche sie daraus zog, fielen Alle gegen ihn aus.

Diesen Zustand der Unsicherheit zu tragen, die Aussicht nahe am ersehnten Ziele noch zu scheitern waren des Chevaliers Sache nicht. Da er die Hoffnung schwinden sah, die Erfüllung seiner Wünsche durch seine Nachgiebigkeit erreichen zu können, stand er nicht an, mit Gewalt zu behaupten, was er der List und der Gewalt verdankte. Weil er es fühlte, daß die Gräfin sich ihm mehr und mehr abzuwenden begann, je näher er ihr getreten war, weil er erkannte, wie sie davor zurückschreckte die Seine zu werden, war er entschlossen sie bald und nöthigen Falls auch gegen ihren Willen zu besitzen; sei es, daß er ihren überrraschten Sinnen ein Zugeständniß abtrotzte, das sie abhängig von ihm machte, oder daß

er sie politisch in einer Weise verdächtigte, welche es ihr, ihrem Vaterlande gegenüber wünschenswerth erscheinen lassen mußte, als Gattin eines päpstlichen Offiziers, Schutz und Sicherheit in der Heimath desselben zu finden. Für beide Zwecke aber mußte er aus ihrer Nähe alle die Personen entfernen, auf deren Treue und Ergebenheit sie bauen konnte, und der Erste gegen welchen seine Maaßregeln sich richteten, derjenige, der ihm von dem ersten Tage, da er ihn im Dienste der Gräfin gesehen hatte, verdächtig und zuwider gewesen, der Erste dessen Entlassung er von ihr verlangte, war Antonio. Seine Vorsicht mußte ihm für diese Forderung den Vorwand leihen. Er nannte es leichtsinnig von der Gräfin, ja gefährlich für ihre Sicherheit und für ihre Plane zu Gunsten des Gefangenen, den Schützling desselben in ihrem Dienste zu behalten, ihn als Boten in das Haus des Chevaliers und des Kardinals zu senden, und damit die Fäden bloß zu legen, welche dem Auge zu entziehen man so viel Gründe habe. Aber die Gräfin ließ den Rath unbeachtet an sich vorübergehen, und widersetzte sich endlich dem bestimmten Verlangen Andraja's. Sie wußte seinen Einwendungen Gegengründe zu bieten, sie wollte Antonio nicht mehr als Boten be-

nutzen, sie begann ihn zu vertheidigen, wie sie sich selbst fortdauernd vertheidigen mußte, seit sie die Braut Andraja's geworden war. Und wie der bis zur Regungslosigkeit Umstrickte am Ende dahinstrebt, sich wenigstens einen letzten freien Athemzug zu erretten, so hielt die Gräfin Antonio neben sich fest, der ihr als ein Vermächtniß des Geliebten werth war, und dessen Ausdauer bei der absichtlichen Härte des Chevaliers, ihr die Treue des jungen Dieners vielfach bekundet hatte.

Um ihn dem Uebelwollen Andraja's zu entziehen, hatte sie ihn von dem Dienste entbunden, den er seither neben dem älteren Diener bei der Aufwartung in den Zimmern zu leisten begonnen hatte, und da er sie auch, wenn sie mit dem Chevalier ausfuhr, niemals mehr begleitete, da er zu keiner Bestellung in der Familie desselben mehr verwendet wurde, blieb dem rührigen Burschen ein Theil seiner Zeit zu freier Verwendung, den er gelegentlich auf seine Weise zum Herumschlendern benutzte, wenn er nicht mit Erlaubniß seiner Herrin zu dem Pater Salvatore ging, den Unterricht fortzusetzen, welchen dieser ihm auf den Wunsch Marcello's schon früher ertheilt hatte.

Wer aber einmal eine bestimmte Thätigkeit ge-

habt hat, deren Nutzen und Zweck er in jedem Momente übersehen konnte, der findet nicht leicht mehr Gefallen an einem Lernen und Schaffen für einen ihm noch nicht erkennbaren Zweck, und Antonio betrachtete seine jetzige Muße keinesweges mit günstigem Blicke. Da er stolz darauf gewesen war, die Livree der Gräfin zu tragen und der Herrin zu dienen, welcher sein Wohlthäter ihn empfohlen hatte, fand er eine Kränkung seines Ehrgefühls, seiner Anhänglichkeit darin, aus ihrer Nähe verbannt zu werden, und sein Haß gegen den Chevalier, sein Argwohn gegen ihn steigerten sich dadurch. Er war es, der die Gräfin in ihrem Mißtrauen gegen Andraja unvermerkt bestärkte, er war es, der müßig, wie er sich jetzt fand, nicht müde wurde, in der Nähe der Engelsburg umher zu laufen, der nicht müde wurde die schöne Marietta anzuspornen, daß sie nachforsche, von wem man Kunde erhalten könne über die Gefangenen und Kranken in der Festung. Aber Marietta hatte Nichts erfahren können, und weil man achtsam geworden war auf ihre häufigen Fragen nach demselben Gegenstande, hatte man sie nicht mehr wie sonst ungehindert in den Höfen umhergehen lassen, wenn sie ihr gesottenes

Gemüse und ihre Kastanien in die Küchen der verschiedenen Beamten hineintrug.

Ein gemeinsames Wollen verbindet aber immer enger, und auch Marietta und Antonio waren noch bessere Freunde geworden, seit das Mädchen mit ihm Partei genommen hatte, gegen den Chevalier, der, wie Antonio ihr vertraut, sein Feind war und sein Verderben wollte. Die ganze Klugheit des Volkes, die ganze böswillige Pfiffigkeit der Kinder wendeten sie gegen ihn auf, und wie Einer den Andern im Eifer gegen Andraja zu überbieten trachtete, so überboten sie sich in der Ausmalung der Gefahren, mit welchen dieser das Dasein des Prälaten und der Gräfin bedrohte.

Eines Tages hatte der Chevalier seine Braut zu einer Mahlzeit in das Haus seines Onkels begleitet, und der Diener war ihnen am Abende mit dem Wagen nachgefahren sie abzuholen. Es mochte gegen zehn Uhr sein, bis zu welcher Zeit der Kardinal die Kartenpartie auszudehnen pflegte, die er allabendlich spielte und bei der die Gräfin angefangen hatte, gefällig seine Partnerin zu sein. Der Thürhüther der Gräfin hatte sich für eine Stunde entfernt, und Antonio sich erboten, seinen Posten auszufüllen, denn Marietta kam bisweilen noch Abends spät des Weges

vorüber, wenn sie, ihre leeren Körbe und ihre Bratöfen auf ihren Esel geladen, nach ihrer Wohnung zurückkehrte. Sie verschmähte es dann nicht, einen kurzen Halt vor dem Palaste zu machen, in dessen Seitenthüre Antonio sie erwartete, so oft er konnte. War er behindert, so hing sie irgend ein übriggebliebenes Kohlblatt an die obere Angel der kleinen Pforte auf, die zu so später Stunde nicht mehr geöffnet wurde, und auch heute hatte sie sich schon auf den Prellstein geschwungen, von dem aus sie die Angel erreichen konnte, als Antonio aus dem großen Portale heraustrat, und ihr sein: Wie gehts? entgegenrief.

Es geht mir gut! entgegnete sie, indem sie herunterſprang und das Blatt ihrem Esel zusteckte, der sich dies unnütz gewordene Freundschaftszeichen wohl schmecken ließ. Es geht mir gut! wiederholte sie, und Dir?

Der Bursche zuckte mit den Schultern. Immer dasselbe! sagte er. Ich sorge um den Einen, der nicht da ist, und verfluche den Andern, der hier ist! Sie sind zum Onkel Kardinal gefahren.

Und Du mußt lauern bis sie wieder kommen?

Ich wollte es lauerte hier irgend ein Anderer auf ihn!

Weshalb das?

Ihm einen ehrlichen Messerstoß zu geben! stieß der Junge zwischen den Zähnen hervor, während seine Augen leuchteten, daß Marietta in der hellen klaren Nacht ihr wildes Funkeln sah. Einen ehrlichen Messerstoß diesem Tyrannen meiner Gräfin! diesem vermaledeiten Feinde der Armen und der heiligen Freiheit! wiederholte er knirschend.

Marietta schlug ein Kreuz, denn auch sie verehrte wie tausend Andre die Freiheit als eine der Heiligen ihrer Kirche, als eine Beschützerin und Trösterin der Armen und des Volkes, und sie würde nicht angestanden haben denjenigen für einen Ketzer anzusehen, der ihr gesagt hätte, daß die Freiheit, für welche Monsignore Marcello in den Kampf gegangen, und für die so viele Römer zu Märtyrern geworden waren, keine Heilige ihres christlichen Kalenders sei. Es war das keine Täuschung, in welche irgend Jemand sie absichtlich geworfen hatte, es war nur eine Folge der ganzen Anschauungsweise und des plastischen Sinnes, der diesen Kindern des Volkes eigen ist!

Sprich nicht so! die Wände haben jetzt Ohren und die Steine auf denen wir stehen, hören auch! sagte sie im Tone des Hasses und der Sorge, und

fügte dann leise hinzu: der alte Vincenzo war heute draußen und bei mir!

Hast Du ihn sprechen können? fragte Antonio lebhaft.

Ja! denn er war allein da, aber er sagte Nichts.

So hast Du es falsch angefangen! tadelte der Bursche.

Ach was! falsch angefangen! spottete sie ihm ärgerlich nach. Ich habe ihm gesagt, daß ich mich freute ihn einmal wieder draußen zu sehen, weil er mir so lange Nichts zu verdienen gegeben hätte. Ich habe ihn beklagt, daß er nicht öfter herauskommen und selber sich seine Waaren kaufen könne, und als er erwiderte, daß er freilich lange nicht auf der Straße gewesen sei, er werde aber auch nicht bezahlt, um spazieren zu gehen, da habe ich gleich gesagt, ich könne mir das wohl denken, er habe gewiß schwere Kranke gehabt, es sei ja Einer auch neulich gestorben.

Und was hat er darauf gesprochen? rief Antonio.

Was hat er gesprochen! Nichts hat er gesprochen! Er hat gesagt: was geht das Dich an!

Und Du?

Ich habe ihm fast eine doppelte Portion von Broccoli für seine zwei Bajocsi gegeben, als wenn

ich's aus Versehen thäte, und habe gesagt: wenn die Galeerensklaven hier Einen wegtragen, so denke ich immer, ob er alt war oder jung, der in die Erde muß, ob er sein Leben zu Ende gelebt hat oder nicht? Darum fragte ich Euch, ob er jung war oder alt der Todte? — Darauf hat Vincenzo seine Broccoli langsam eingewickelt, und sie noch recht mit Vergnügen in der Hand gewogen, und dann hat er gesagt: laß die Alten und die Todten und sei zufrieden, daß Du lebst und jung bist.

Und das war Alles? fragte Antonio, der sich offenbar in seiner Erwartung sehr getäuscht fand.

Nicht Alles! denn er versprach mir, als er fortging, daß er mir morgen wieder Broccoli abnehmen würde!

Das ist sein Vortheil, weil Du ihm über den Preis gegeben hast, aber das ist Nichts für uns! meinte der Bursche.

Das soll Nichts für uns sein? Wo hast Du den Verstand Antonio, daß Du nicht siehst, was es bedeutet. Wie käme der Alte dazu, alltäglich hinauszugehen, wenn sein schwerer Kranker nicht schon besser wäre —

Oder gestorben! sagte Antonio.

Gestorben! gestorben! rief sie mit dem Eifer einer Frau, der man ihr besseres Wissen streitig macht. Gestorben ist ein Alter, das hat er ja gesagt! Er sagte: laß die Alten und laß die Todten! Ein Alter ist gestorben, und der Junge lebt, und hat ihn nicht mehr nöthig! Mein Moretto kann das begreifen, fügte sie lachend hinzu, indem sie ihrem Esel einen kleinen Schlag gab, aber Du bist dummer geworden als Moretto, seit Du gehorsam in den Stuben und nicht mehr lustig auf der Straße lebst.

In dem Augenblicke fuhr der Wagen der Gräfin in das Portal, und das scharfe Gesicht des Chevalier hatte den jungen Diener gesehen, wie er schleunig seine Freundin verlassen, um die Flügel des großen Thores zu öffnen. Als der Wagen hielt, der Kammerdiener den Tritt herunter geschlagen hatte, und Andraja der Gräfin die Hand bot, fiel sein Auge auf Antonio, der rasch herbeigeeilt war. — Was hattest Du da draußen mit dem Volke auf der Straße zu schaffen? fuhr der Chevalier ihn heftig an, und der Kammerdiener, welcher wußte, wie abgeneigt sein künftiger Gebieter dem jungen Burschen war, beeilte sich hinzuzusetzen: er liegt immer draußen und zieht uns das Gesindel in das Haus! —

Gesindel Du selbst! murmelte Antonio, aber die Gräfin hatte es gehört, und nannte warnend seinen Namen, daß er augenblicklich verstummte, während sie die Treppe hinaufstieg, durch den Vorgang beleidigt. Dem Chevalier war das nicht entgangen, aber der Anlaß zu einem Streite kam ihm gelegen, und ohne ihr Zeit zu einem Tadel oder zu einem Vorwurfe zu lassen, sagte er: der Bursche muß aus dem Hause und zwar gleich! denn seine Unverschämtheit ist Dank Ihrer Schwäche maßlos geworden. Sie verstehen nicht zu befehlen, liebe Hedwig! und wenn ich nicht überhaupt das Auge über Sie offen hielte, so würden wir in kürzester Zeit genöthigt sein, unsere Heimath außerhalb den römischen Staaten aufzuschlagen. Sie verstehen Ihre Angelegenheiten nicht zu führen!

Nein! leider nicht! seufzte die Gräfin, und Andraja, der eigentlich auf eine zornige Antwort gewartet hatte, fragte: Soll das ein Epigramm sein?

Es ist Nichts, als der Ausdruck der innigsten Ueberzeugung und der innersten Ermüdung! versetzte sie, während sie sich am andern Ende des Gemaches niederließ. Darauf hatte Andraja nicht gerechnet, und zum erstenmale schien er unentschlossen, über das, was

er thun sollte, denn auch er nahm Platz und in dem weiten Raume blieb es still, bis der Chevalier aufstand, zu der Gräfin ging, und mit der Frage an sie herantrat: wollen Sie mir einmal offen Rede stehen, Hedwig?

Es kommt darauf an, was Sie mich fragen! entgegnete sie.

Nein! rief Andraja, ein bedingtes Zugeständniß nützt mir nicht, wo ich Ihnen ein ehrliches Bekenntniß abzulegen wünsche. Wollen Sie mir ohne Rückhalt antworten und wollen Sie mich hören?

Die Gräfin erklärte sich dazu bereit. Der Chevalier setzte sich zu ihr nieder, und wie Einer, der eine innere Selbstschau anstellt und mit starker Ueberwindung sich zu einer schweren Aufgabe rüstet, hub er langsam an: Es ist ein Unglück für einen Mann, wenn er, wo er Liebe erwerben will, zugleich das Andenken an eine frühere unglückliche Liebe in dem Gegenstande seiner Neigung zu bekämpfen und zu zerstören hat. Es ist das ein Unglück für Jeden, es war doppelt ein solches für mich, der Alles was er wollte, stets ganz gewollt hat, dessen Leidenschaften stark, dessen Blut heiß ist, und der nicht gelernt hat,

sich mit halben Gefühlen durch halbe Verhältnisse hindurchzuwinden. —

Zufrieden mit dem rhetorischen Anfang seiner Geständnisse machte er eine Pause und sagte: Selbst diese Erklärung ist gegen meine Natur, und Sie müssen das fühlen. Lassen Sie mich also nackt die Wahrheit sagen. Ich liebte Sie seit ich Sie sah, und beneidete Marcello, der Ihre Gunst besaß. Ein Ereigniß, das ich noch heute ein glückliches nennen würde, wäre es nicht eine Empörung gegen die Kirche und den Staat gewesen, entfernte ihn aus meinem, aus Ihrem Wege. Ich näherte mich Ihnen, Sie nahmen meine Huldigungen an, ja, Sie ermunterten mich in meinen Hoffnungen, und ich war ehrlich genug, Ihnen zu vertrauen. Da plötzlich finde ich, daß ich Ihnen Nichts bin, Nichts als ein Werkzeug für die Befreiung Ihres bevorzugten Geliebten. Läugnen Sie die Thatsache, wenn Sie's können!

Die Gräfin war auf diese Wendung des Gespräches nicht gefaßt gewesen, aber von dem Elend ihres jetzigen Lebens auf das Aeußerste getrieben, sagte sie: Wie sollte ich läugnen, was ich Ihnen zu verbergen nicht im Stande war? wie sollte ich ein Geständniß scheuen, auf dem jetzt einzig meine Hoffnung ruht? — Ja

Andraja! ich habe Sie getäuscht, und mich über mich selbst betrogen! — Ich wähnte, ich könne aus Liebe der Liebe entsagen, ich meinte aus Liebe ein liebeleeres Dasein auf mich nehmen zu können, ich vertraute Ihrem Worte, und —

Und was giebt Ihnen ein Recht daran zu zweifeln? fiel der Chevalier ihr in die Rede, dem mit diesen Geständnissen der Gräfin nicht gedient war. Was giebt Ihnen ein Recht an mir, an dem Worte des Mannes zu zweifeln, wiederholte er, der wie ein Schutzgeist über Ihnen wachte? Wäre ich Ihnen nicht zu eigen gewesen mit meinem ganzen Leben, hätte ich nur einmal dem Mißtrauen, nur einmal meiner gerechten Eifersucht Gehör gegeben, so hatte ich ja die Macht in Händen, Ihnen und dem Gefangenen fühlbar zu machen, wie tief ich den Verrath empfand, den Sie an mir begangen haben. Ich besaß ja die Mittel Sie von Rom zu entfernen und den Empörer es in seiner ganzen Schwere büßen zu lassen, was er verschuldet hatte?

Er machte eine Pause, denn die Gewalt, die er sich anthat, seinen ganzen Zorn hinter der Maske der gekränkten Liebe zu verbergen, nahm ihm fast den Athem. Er war aufgestanden in seiner Leidenschaft,

nun setzte er sich wieder, barg das Haupt in den Händen, und begann dann mit ganz verändertem Tone: Sehen Sie, sagte er, wohin wir Verblendeten gerathen! Wir wollten eine Wunde heilen, und reißen sie nur weiter auf. Das aber darf nicht sein! Darauf nahm er ihre Hand, neigte sich zu ihr und sprach: Sie waren nicht redlich gegen mich, ich bin es auch Ihnen gegenüber nicht gewesen, wie ich mußte. Ich konnte es nicht vergessen, daß es Ihr Groll gegen Marcello war, der Sie mir entgegenführte, nicht vergessen, daß Ihre wachsende Neigung für mich nur die Frucht der Dankbarkeit war, welche meine Verwendung für Marcello Ihnen einflößte, dem Sie, als Sie ihn gefangen wußten, großherzig Ihr Mitleid, Ihre Vergebung zugewendet haben. Mein Schmerz darüber, meine Eifersucht waren stärker und sind stärker als ich selbst. Ich versprach Ihnen Marcello's Befreiung zu erwirken — aber wer bürgte mir dafür, daß der Lohn mir wurde, um den ich meine Eifersucht besiegte? Wie soll ich auf Sie bauen, auf die Zukunft hoffen, da Sie mir Alles weigern, was ich bitte, was ich fordern muß? — Und wieder machte er eine Pause, seinen Worten mehr Gewicht und Nachdruck zu verleihen. Dann

hub er mit neuem Vorwurf also an: Ich verlangte die Entlassung Ihres zweiten Dieners, dessen Gegenwart mich unerträglich an den Mann erinnert, um dessentwillen Sie ihn in Ihrer Nähe halten. Mir zum Trotze, mir zur Pein und Kränkung wird er nicht entlassen. Ich bitte, ich beschwöre Sie den Tag festzusetzen, der mir die Ruhe bringen, meine Wünsche krönen, mich Ihnen zu eigen geben soll — und immer weniger scheinen Sie dazu geneigt. — Muß ich da nicht glauben, daß die Hoffnung auf Marcello's Befreiung, die Sie von mir erwarten, Ihre Weigerung erzeugt? Und glauben Sie, ich sei so kalten Herzens, so phantastisch, solch ein Thor und Schwärmer, daß ich ihm die Mittel bieten würde, ihm und Ihnen Hedwig, mich und meine blinde Liebe zu verhöhnen? — Ich wäre ja kein Mensch, kein Mann wenn ich das vermöchte!

Und noch einmal erhob er sich und ging in seiner Erregung auf und nieder; aber die Blicke der Gräfin, die sie bis dahin auf den Boden gesenkt, hingen an ihm und folgten ihm jetzt. Sie hatte von seinen Vorwürfen, von seinen Anklagen die ganze Schwere empfunden. Die Unredlichkeit, die sie an dem Chevalier, der Verrath, den sie gegen sich selber

begangen, hatten ihr immer das Herz belastet, indeß sie vergaß das Alles über der Hoffnung, welche sie für Marcello aus Andraja's Worten schöpfte, und mit einer Wärme des Tones, welche er nie von ihr vernommen hatte, sagte sie: warum erweckten Sie mein Mißtrauen durch Ihr Schweigen? warum erhielt ich keine Antwort auf alle meine Fragen? warum drängten Sie mir mit dem Glauben, daß Alles für ihn verloren sei, den Zweifel auf, daß Sie wünschten ihn untergehen zu sehen

Hedwig! antwortete Andraja ernsthaft und gemessen, wie darf Sie das verwundern? Ich liebe Sie und ich hasse Marcello, ich muß ihn hassen, weil ich ihn fürchten muß, so lange Sie nicht die Meine sind!

Also er lebt? er ist nicht todt? es geht ihm besser? rief sie gespannt.

Ich weiß Nichts von ihm! entgegnete er kalt.

Unmöglich! das kann nicht sein! das kann nicht sein!

Ich weiß Nichts von ihm! wiederholte Andraja bestimmt.

Die Gräfin schlug angstvoll die Hände zusammen und blieb regungslos sitzen. Er unterbrach das Schweigen nicht, sondern schritt im Zimmer auf und nieder, denn jetzt konnte er abwarten, was sie thun

würde. Er hatte sie auf den Weg geführt, auf dem er sie zu haben wünschte.

Darum also schwiegen Sie? darum also wichen Sie meinen Fragen aus? rief die Gräfin. — Er gab ihr keine Antwort. Wie habe ich mich betrogen! sagte sie nach einer Pause im halben Selbstgespräche.

Unmögliches, Unnatürliches erwarten, heißt immer sich Täuschungen bereiten! warf der Chevalier hin, ohne sein Umherwandern zu unterbrechen. Glücklich an Ihrer Seite, als Ihr Gatte, würde das Schicksal des Gefangenen mich bekümmert haben wie Sie. Wie aber sollte ich ihn beklagen, da ich selbst mich um seinetwillen zu beklagen hatte! Ich bin kein Heiliger und kein Märtyrer, Signora! Ich liebe, die mich lieben, und hasse, die mir schaden!

Er sprach das Alles mit einer trockenen Kälte, die schneidend abstach gegen sein früheres Verhalten und grade darum den Eindruck der Wahrheit auf die Gräfin machte. Seit ihrer Verlobung war es der erste Augenblick, in welchem sie wußte, wohin ihr Blick sich wenden, woran ihre Gedanken sich zu halten hatten. Sie fühlte das Unrecht des Chevalier in seiner ganzen Größe, die Noth des Gefangenen stand

in ihrer vollen Traurigkeit vor ihrem Auge, und doch drückte sie nicht mehr die dumpfe Angst, die tiefe Abneigung, welche ihr in der letzten Woche die Nähe Andraja's eingeflößt hatte. Wenn man zum ersten Male die Ursache eines Uebels entdeckt, wähnt man immer, es nun auch heben zu können. Und voll von dieser Hoffnung, mit einem Vertrauen zu dem Chevalier, wie sie es in der Stärke nie zuvor gehabt hatte, ja, mit jener Nachsicht, welche die Frauen dem Manne, den die Liebe für sie zum Unrecht verleitet hat, nur sehr selten versagen, fragte die Gräfin endlich: Wie lange sind Sie ohne Nachricht von Marcello?

Der Chevalier schien sich zu besinnen. Am Neujahrstage ging es ihm besser! sagte er endlich.

Und seitdem fragten, hörten Sie nicht nach ihm? sprach die Gräfin vorwurfsvoll.

Sie haben das Recht mich zu tadeln, entgegnete er, aber können Sie mich verdammen, wenn die Aufregung, das Glück jener ersten Tage mich ganz hinnahmen? Wenn die Zweifel an Ihnen, wenn die rasende Leidenschaft der Eifersucht dann alle Dämonen des Trotzes und des Hasses in mir entfesselte? Wenn ich Nichts wünschte, Nichts sehnlicher wünschte, Hedwig! als den Tod des Mannes, der immer sich

zwischen uns drängen, immer mir den Kelch der Freude an Ihren Lippen verbittern wird, wenn ich bedenke, daß Sie nur um seinetwillen mir Ihre Gunst gewähren.

Die Gräfin wurde getroffen von den letzten Worten. Sie begriff diese Klage des Chevalier, sie hatte Mitleid mit ihm, ja sie fühlte auch die Schuld, welche sie gegen ihn trug, in einem andern Sinne als bisher. Was ihm nie zuvor gelungen war, erreichte er in dieser Stunde ihre Theilnahme für sich selbst. Er gewann, und der Gedanke, daß sie sich hier einem Mann gegenüber finde, in dessen Seele der Funke des Guten nur niedergehalten nicht erloschen, in dessen Herzen Liebe und feines Empfinden, in dessen Brust die Ehre lebendig wären, gab ihr selber Muth und neues Leben. Sie hatte sich allmälig aus ihrer Niedergeschlagenheit emporgerichtet, und dem Chevalier, der im Herumgehen alle ihre Mienen und Bewegungen achtsam verfolgte, war das nicht entgangen. Er näherte sich ihr, und vor ihr stehen bleibend, sagte er mit Fassung und mit einer würdigen Haltung: Meine Geständnisse habe ich Ihnen gemacht. Sie kennen mich jetzt, wie ich selbst mich kenne. Jetzt geben Sie mir Antwort auf die Frage, die ich Ihnen thun muß. Sind Ihr Mißtrauen, Ihre

Abneigung gegen mich nicht zu überwinden? Antworten Sie mir offen und ehrlich — denn ich bin gefaßt auf Alles!

Da hob die Gräfin die Augen zu ihm empor, blickte ihn nachsinnend an, als ob sie sich und ihn selber prüfe, und sagte dann bestimmt: Ja! es ist überwunden! Es ist überwunden, was in meiner Seele wider Sie war bis zu dieser Stunde. Jetzt erst kenne ich Sie, und jetzt Andraja, jetzt vertraue ich Ihnen! schloß sie, indem sie ihm die Hand gab.

Wie beseeligt stürzte Andraja vor ihr nieder, ihre Hand mit Küssen zu bedecken. Dann erhob er sich, setzte sich, halb knieend zu ihr auf das Polster und sprach mit Bewegung: Sehen Sie Hedwig! das ist die lossprechende, die befreiende Kraft der Liebe, von der die Priester reden, ohne zu wissen, was sie damit sagen. Vertrauen Sie mir, so machen Sie mich zu dem, was Ihr Vertrauen von mir fordert. Sie, Sie allein werden einst Rechenschaft abzulegen haben vor dem Throne Gottes von mir und meinem Thun auf Erden, denn Sie halten meine Zukunft in der Hand. Können Sie mir vertrauen, können Sie mich lieben, so rufen Sie alles Gute und Heilige in mir hervor! Verwerfen Sie mich Hedwig! so werde ich ein Ver-

worfener werden, denn Sie sind meine Zukunft, Sie allein, Sie sind mein Schicksal! Er hatte dabei sich vor ihr völlig in das Knie geworfen, und sein Auge hing an ihren Lippen. Die Gräfin ließ ihm ihre Hand, und mit eigener Bewegung sagte sie: Welche neue Verantwortung wälzen Sie mir auf? Wie kann, wie soll ich dem genügen?

Sprechen Sie ein Wort, rief Andraja dringender, ein Wort des Entschlusses, und Alles ist gethan! Sagen Sie mir, wann Sie die Meine werden wollen. Nennen Sie mir den Tag, an welchem ein Sakrament uns unlösbar verbinden soll, geben Sie mir die Ruhe, den Frieden wieder. Dann wird das Andenken Marcello's mich nicht mehr folternd verfolgen; und so wahr ich Sie liebe, dann soll er frei werden, ist er zu befreien.

Die Gräfin hatte sich abgewendet, ihr innerer Kampf war sichtbar. Der Chevalier stand auf und blickte sie zärtlich an. Was zögern Sie? fragte er, fürchten Sie, daß ich die Heiligkeit Ihres Schmerzes um einen Mann nicht ehren werde, der Ihnen verloren ist und den Sie liebten? Den Sie liebten gegen sein Verdienst, denn er entsagte Ihnen, er verschmähte Sie! Werden Sie die Meine Hedwig! und kein Wort soll Ihr

Empfinden kränken. Selbst meinen Gedanken will ich es verbieten Ihre Erinnerungen anzutasten. Und wird er frei, hören wir von ihm — wie sollte ich seiner anders als mit der Empfindung denken, daß ich der Glücklichere bin! — Seine Stimme zitterte, er schloß die Augen, als müsse er seine Thränen zurückdrängen; in der Gräfin war eine völlige Wandlung vorgegangen. Nicht nur Marcello hatte sie zu erretten, auch Andraja konnte errettet werden durch sie, ihr Opfer konnte Gott wohlgefällig sein und für sie zu einer heiligenden Buße werden. Nach der tiefen Niedergeschlagenheit der letzten Zeit kam eine große Erhebung über sie, und mit feierlichem Tone sich zu Andraja wendend, sagte sie: So mag Gott mit mir sein und uns helfen zu Allem, was wir uns geloben für Marcello und für uns! Bitten Sie den Kardinal, daß er uns mit seinem Seegen für die Ehe verbinde und bestimmen Sie den Zeitpunkt. Jetzt bin ich die Ihre!

Mit einem Ausruf des Entzückens schloß der Chevalier sie an's Herz, in weicher Hingegebenheit, in völligem Vertrauen, weinte sie an seiner Brust. Dann, als sie ruhiger geworden war, sprach er von den äußern Nothwendigkeiten, die ihrer Ehe vorangehen müßten,

von den kirchlichen und gerichtlichen Vorbereitungen, und als er zu dem Allen die Zustimmung der Gräfin erhalten hatte, als er sich schon entfernen wollte, warf er beiläufig die Bemerkung hin, daß die Gräfin sich hoffentlich jetzt der Entfernung des unnützen Burschen, des Antonio nicht widersetzen werde. Aber gegen sein Erwarten stand die Gräfin zögernd an, es zu bewilligen. Sie fragte bittend, ob es sein müsse?

Würde ich es sonst fordern? entgegnete er.

Ich halte viel auf den Knaben, er ist klug und treu, wendete sie ein, er ist mir zugewiesen, sie sprach es nicht mehr aus von wem, und er versieht sich seiner Entlassung sicher nicht.

Wenn er klug und treu ist, meinte Andraja, so muß man für ihn sorgen, und ihm selbst erklären, weshalb man ihn entläßt! — Dabei klingelte er, ohne die Zustimmung der Gräfin zu erwarten, und befahl dem eintretenden Kammerdiener, Antonio heraufzuschicken. Als derselbe kam und eines Befehles gewärtig an der Thüre stehen blieb, ging der Chevalier ihm entgegen: Antonio, sagte er, die Frau Gräfin hat mir gesagt, daß Du Deinem Wohlthäter, dem gefangenen Monsignore Marcello sehr ergeben bist. Das macht Dir Ehre, aber es ist gefährlich für Dich.

Wer Etwas zu verbergen hat, muß nicht wie Du thust, auf den Straßen Verkehr mit allen Leuten halten; und auch hier im Hause taugt jetzt Deine Anwesenheit für Deinen Beschützer keineswegs. Darum entläßt die Gräfin Dich!

Signora! fiel der Knabe ihm erschrocken in die Rede, und dann sich an die Gräfin wendend, rief er: Signora! nicht wahr, ich gehe nicht? ich bleibe! Sie lassen mich nicht fort?

Doch Antonio! sagte die Gräfin, die Vorsicht fordert, daß ich Dich für jetzt entferne; aber ich werde Dich nicht verlassen. Dein Monatsgeld will ich Dir schicken, lerne indessen tüchtig, und später, später Antonio sollst Du, ich hoffe es, wieder in meine Dienste treten, wenn die Gefahr vorüber ist! Sie sprach die letzten Worte mit Bedeutung, und Antonio wagte weiter keine Bitte.

Gehe morgen früh zu Deiner Mutter und zu Deinem Lehrer, bedeutete sie ihn, und wenn Du Arbeit suchst und findest —

So will ich's Ihnen sagen kommen! rief er lebhaft.

Nein! versetzte Andraja. Es ist Sache der Klugheit und der Vorsicht, daß Du morgen frühe, ehe noch die Gräfin wach ist, dieses Haus verläßt, und

nicht eher, versteh mich recht, nicht eher in demselben Dich wieder sehen läßt, ehe man Dich ruft. Merke Dir das wohl! —

Antonio verzog keine Miene seines Antlitzes, aber er blickte forschend auf die Gräfin, und da er kein Zeichen irgend einer Art von ihr erlangen konnte, das ihn anwies, was er thun solle, neigte er sich still verließ mit einem Blick des Hasses für den Chevalier das Zimmer.

Zwölftes Kapitel.

Der Brief, welchen der Hauptmann aus seiner Heimath erwartet hatte, war angekommen und hatte ihn von seiner Stellung neben Oskar enthoben. Damit war aber das gute Vernehmen zwischen ihnen nur befestigt worden, denn überall gedeihen eine förderliche Verständigung und ein rücksichtsvolles Wesen besser in der Freiheit, als in einer aufgezwungenen Abhängigkeit. So bedurfte es denn auch von Oskar's Seite keines Zuredens, von des Hauptmanns Seite keiner besondern Erwägung, um ihn neben seinem frühern Zöglinge verweilen zu lassen, so lange er nach seiner Abberufung noch in Rom zu bleiben dachte. Aber je näher der Zeitpunkt der Abreise heran kam, je mehr fühlte der Hauptmann sich an die ewige Stadt gefesselt.

Er hatte jeder Aufforderung Leontinens ausweichend,

sie nicht wieder gesehen, und allen ihren Briefen nur noch einmal mit einem würdigen Ernste geantwortet, der ihre Trennung als unwandelbar feststehend bezeichnete. Dennoch bedrückte ihm der Gedanke schwer das Herz, den Ort zu verlassen, an dem sie lebte, dennoch hielt ihn ein geheimnißvoller Zug in ihrer Nähe fest. Er wußte es im Voraus, wie bitter ihm die Stunde sein werde, in welcher er Rom den Rücken wenden und Abschied nehmen würde von einer unwiderbringlichen aber schönen Täuschung, von einem ganzen Abschnitt seines Lebens.

Er hatte seinen Paß bereits gefordert, alle seine Verhältnisse waren so weit möglich abgeschlossen, den entfernten Bekannten, den Familien, in deren Hause er Gastfreundschaft genossen, hatte er das Lebewohl gesagt. Aber immer noch zögerte er den Tag der Reise zu bestimmen. Denn er scheute sich vor dem Augenblicke, in welchem er zum letztenmale durch diese Straßen wandern, zum letztenmale hinabsehen würde von den Höhen Roms, zum letztenmale die Natur erblicken würde, deren bezaubernde Milde und Anmuth sich ihm in das Herz geschmeichelt hatte, daß er nicht wußte, wie er ihr entsagen, wie er sie in der fernen rauhen Heimath entbehren sollte. Hätte er feste Plane

für die Zukunft, hätte er einen bestimmten Beruf, ja hätte er eigentliche Nahrungssorgen und damit die Nothwendigkeit einer ihn zwingenden Arbeit gehabt, so wäre sein Zustand weniger übel gewesen, aber grade die Leere, welche vor ihm lag, war ihm niederschlagend und machte ihm das Scheiden nur noch schwerer. Oskar sah das und errieth was in dem Hauptmanne vorging, jedoch dieser hatte es vermieden sich irgend wie über seine Lage oder seine Stimmung auszusprechen, und Oskar hatte bisher den Weg für das Anerbieten, welches er seinem bisherigen Begleiter zu machen wünschte nicht zu finden gewußt.

Eines Mittags aber, als sie wieder einmal bei hellstem Himmelslichte mitsammen die breiten majestätischen Stufen der spanischen Treppe hinaufstiegen, und die vollen Strahlen der rückkehrenden Sonne sie das Nahen des südlichen Frühlings beglückend empfinden ließen, sagte der Hauptmann, sein Schweigen plötzlich brechend: Wie sommerlich ist es hier, und bei uns liegt jetzt Alles für viele Zeit hinaus noch in der eisigen Erstarrung des Winters!

O! schelten Sie den Winter nicht, der Winter ist schön! ich liebe unseren Winter! rief Oskar. Er war wie die Jugend noch unempfindlich für das lähmende

Element der Kälte, und hatte noch keine Rückkehr aus dem Süden in den Norden erlebt, so daß ihm die traurige Möglichkeit des Vergleichens fehlte. Dahinzufliegen auf des Schlittschuhs scharfer Sohle sagte er, oder im leichten Schlitten von schnellem Rosse gezogen, durch die klare leuchtende Luft; über sich den blauen, strahlenden Himmel, unter sich die helltönende Spiegelfläche des blanken, klingenden Eises auf dem gefesselten See, und nun vorwärts, immer vorwärts, vorüber an den Höhen, von denen die Tannen ihre weißen, funkelnden Aeste schneegefiedert wie Fahnen über die Erde breiten, vorüber an den Dörfern, aus deren Fenstern das nieverlöschende Feuer des Heerdes winkend und heimlich erglänzt, aus deren Essen der Rauch sich schlank und hoch erhebt, ein fernes Wahrzeichen für den zur Heimath Kehrenden, und dann das Schloß! — Er unterbrach sich und rief mit derselben Empfindung der Freude, mit welcher er bis dahin gesprochen hatte: ich liebe unser Schweden über Alles! Ja ich kann eigentlich nie ohne schmerzliche Sehnsucht daran denken, und doch habe ich, wenn ich es recht überlege, keine Freude dort gehabt, als in den ersten Jahren meiner Kind-

heit! Aber es ist eben Schweden! es ist eben das Vaterland!

Saint Armand erwiderte darauf Nichts. Ihm erschien die Rückkehr nicht so verlockend, und sie gingen eine kleine Weile schweigend neben einander her, während welcher Oskar aber sich mit denselben Vorstellungen beschäftigt haben mußte, denn er hub bald darauf wieder davon zu reden an. Ich habe hier in den letzten Monaten eine merkwürdige Erfahrung an mir gemacht, sagte er.

Und worin besteht diese? fragte der Hauptmann, dem es neu war, Oskar über sich selbst reflektiren zu hören, während der Schwung in seiner Schilderung des Nordens ihn nicht befremdet hatte; denn die Empfindung für die Natur und ein poetischer Ausdruck für Alles, was mit derselben in Verbindung stand, waren Oskar von jeher eigen und eine auffallende Erscheinung an ihm gewesen in der Zeit, in welcher seine ganze übrige Entwicklung noch zurückgeblieben war.

Als ich Schweden verließ, sagte der Jüngling, und auch noch in den ersten Monaten, welche wir hier in Italien verlebten, mochte ich nicht an die Heimath denken. Geschah es einmal, so hatte ich da-

bei die Empfindung, welche einem seiner Haft entwischten Gefangenen den Genuß seiner Freiheit verbittern muß. Ich scheute die Erinnerung und scheute den Blick in die Zukunft, weil diese mich zurück nach Schweden führen sollte. Dabei dachte ich immer nur mit Sorge und Angst an die Verwaltung meines Besitzes, ja an diesen selbst! Hätte mir damals Jemand die Zusicherung gegeben, mich vor Mangel zu schützen, meine Gutseinsassen in Dahlholm und Maland gut zu halten, und in den beiden Schlössern Nichts ändern zu lassen, damit ich diese Schauplätze meiner Kindheit, in denen das Andenken an die Meinen mir lebte, einmal in ihrer mir bekannten Gestalt hätte wieder sehen können, ich würde ihm von Herzen gern den Besitz abgetreten und mich viel glücklicher dadurch empfunden haben.

Jetzt aber ist das anders geworden, meinte der Hauptmann, jetzt haben Sie es einsehen lernen, was es werth ist, Herr von Dahlholm und Maland zu sein, und keine Sorge um seine Zukunft zu haben!

Oskar hörte aus diesen Worten die unfreiwillige Klage seines Gefährten heraus, aber mit sich selber beschäftigt und wie ein Neuling der erworbenen Fähigkeit leichter Mittheilung froh, sagte er: Wenn ich

jetzt an Schweden denke, so geschieht es mit dem Gefühle, daß ich dort Pflichten zu erfüllen, daß ich mich also für diese auszubilden habe, und daß ich zu Etwas nütze bin im Leben — oder es doch werden könnte! setzte er mit schönem Erröthen hinzu. Und dann treten mir jetzt immer viel deutlicher, viel schöner und viel freier alle glücklichen Erinnerungen meiner Kindheit hervor, während alles Traurige in meiner Vergangenheit mir mehr und mehr erlischt. Als ich Ihnen zum Beispiel vorher von unserm Winter sprach, stand mir wie ein Bild aus einem bezaubernden Mährchen ein Abend vor der Seele, an dem wir einmal, meine gute Mutter, mein Vater und ich, bei scharfer Kälte von einem Besuche in der Nachbarschaft wieder nach Maland zurückkamen. Wir waren in einem offenen Schlitten, der Vater fuhr uns selbst, und obschon ich von Kopf bis Fuß verpackt war, hatte meine Mutter mich auf ihren Schoos genommen, und mich fest eingewickelt in ihren weißen Fuchspelz, durch dessen von meinem Athem bereiftes Haar, ich Alles wie durch einen wundersamen silbernen Schleier erblickte. Die Sonne stand schon tief und unsere schwarzen Pferde warfen lange Schatten auf den Schnee, aus dem es überall hervorblitzte wie mit Millionen Ster-

nen. Die Dohlen flogen bereits auf die Bäume, und wo sie sich niederließen, fielen verstäubende Schneeflocken wie ein funkelnder Silberregen zur Erde herab. Während dem ging die Sonne unter, und nun stieg überall wo wir vorbeifuhren, der helle blendend weiße Rauch aus den Hütten hervor, hob sich kerzengrad und luftig an dem purpurrothen, klaren Himmel in die Höhe, und die Mutter erzählte mir von den Leuten in den Hütten, und von ihren Kindern, und der Vater trieb die Pferde immer schneller an, die Glocken des Geschirres klangen immer musikalischer durch die Stille, der Knall von des Kutschers Peitsche schwirrte muthig dazwischen, und in mir waren eine Lust und eine Fröhlichkeit, wie ich sie so groß vielleicht niemals wieder empfunden habe. Und dann, als wir in Maland ankamen, und die beiden großen weißen Wolfshunde, die man schon von der Kette losgelassen hatte, uns in dem beginnenden Dämmerlicht mit weiten großen Sätzen quer über den Hof entgegensprangen, und als das Thor sich aufthat, und uns im Hause nach der scharfen Kälte die Wärme so gastlich umfing — können Sie sich denken, Hauptmann! daß ich damals in meiner kindischen Phantasie die Mutter fragte, ob es

dem Menschen nicht so wäre, wenn er einmal in den Himmel käme?

Er hatte damit sich und seinen Erinnerungen ein Genüge gethan, nun brach er ab, und sagte, sich plötzlich auf das besinnend, was ihm eigentlich schon am Herzen gelegen, als er sich seiner Mittheilung überlassen hatte: ich wollte Saint Armand! Sie kennten Maland.

Man hat es mir immer als eine der schönsten Besitzungen des Landes gerühmt! sagte der Hauptmann.

Sie sollten hingehen, wenn Sie nach Hause kommen! meinte der Jüngling mit einladendem Tone.

Ohne den Hausherrn ist das gastlichste Haus nicht freundlich! entgegnete der Andre.

So machen Sie den Herrn des Hauses! schlug Oskar vor, und bot dabei mit unverkennbarer Verlegenheit dem Gefährten seine Hand. Dieser wußte nicht, was das zu bedeuten habe, und erwiderte Nichts als ein verbindliches: Sie sind sehr gütig! Dann that er die Frage, ob Oskar denn bei seiner Vorliebe für den Norden nicht selbst bald nach Schweden zurückzukehren denke.

Nein! antwortete er sehr fest, ich bleibe fürerst

hier. Der Hauptmann wollte wissen, ob Oskar gar keinen Zeitpunkt für seine Abreise festgesetzt habe, und noch einmal verneinte dieser es, fügte aber hinzu: Meine Rückkehr nach Schweden habe ich für alle Fälle weiter hinausgeschoben, als ich es erst im Sinne hatte, als ich nach des Königs Willen nur bis zum nächsten Frühjahr, bis zu meiner Volljährigkeit im Auslande bleiben sollte.

Und Sie haben jetzt vor, noch später fortzubleiben?

Ich beabsichtige für kurze Zeit nach Schweden zu kommen, um in jenem Zeitpunkte meine Güter und mein Erbe überhaupt anzutreten, dann aber will ich noch einmal fortgehen, nach Deutschland denke ich, um dort so gut ich es kann, das in meiner Erziehung Versäumte nachzuholen. Der alte Verwalter auf Dahlholm ist ein braver Mensch, und treu und sorgsam. Er versteht es bis jetzt viel besser als ich selbst, meinen Vortheil dort zu wahren. Nur auf Maland soll, wie man mir sagt, nicht gut gewirthschaftet werden, ich weiß auch aus eigener Anschauung, daß man die Leute dort bedrückt, daß der Pächter unbillige Forderungen an sie stellt, und da freilich wird dann eine andere Einrichtung von Nöthen sein, wenn ich mit gutem Gewissen fortbleiben will.

Der Hauptmann hörte die Mittheilung aller dieser, ihm großentheils bekannten Thatsachen gefällig an, ohne eine Erwiederung darauf nothwendig zu finden, da sie richtig waren. Dazu zwang jeder Hinweis auf Schweden ihn unwillkürlich an seine eigenen Verhältnisse zu denken, und Oskar wartete noch immer vergebens auf irgend eine Aeußerung seines Gefährten, die ihm entgegenkommen sollte für sein Anerbieten. Mehrmals schon hatte er dazu angesetzt, dem Hauptmanne seinen Vorschlag zu thun, aber er fand es schwerer als er gedacht hatte, einem älteren Manne das Anerbieten einer Dienstleistung zu machen, welches dieser als einen Akt des Mitleids ansehen und sich davon beleidigt finden konnte. Oskar fühlte, daß der ererbte, unverdiente und doch freiheitgebende Reichthum etwas Beschämendes für seinen Besitzer habe, gegenüber einem Manne, der trotz vielfacher Versuche nicht zur materiellen Freiheit des Daseins gekommen war; und aus der Abhängigkeit, in welcher er noch vor Kurzem sich von dem Hauptmanne befunden hatte, sich in die Lage eines Gewährenden hineinzuversetzen, fiel ihm vollends schwer. Es kostete ihn daher eine große Selbstüberwindung, als er sich zu den Worten entschloß, daß er eine Bitte oder einen

Antrag an Saint Armand zu stellen habe, welche dieser ihm mit kurzer Wahrheit beantworten müsse. Der Hauptmann fragte, was es wäre, und Jener sagte: Sie haben die Absicht und den guten Willen gehabt, mir ein Paar Jahre Ihres Lebens zu opfern, und meine Unerzogenheit, meine Heftigkeit —

Ich bitte Sie Oskar! fiel ihm der Hauptmann in die Rede, kommen Sie darauf nicht wieder zurück. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich selbst mich dabei für den Schuldigeren halte.

Nein! rief der Jüngling, ich allein trage die Schuld davon! — Aber der Hauptmann wollte das nicht geltend haben. Lassen wir die Sache! sprach er. Sie sind ein Andrer geworden, Sie bedürfen meiner nicht mehr, und wir sind Freunde und wollen das bleiben! Er sagte das mit freimüthiger Entschiedenheit, Oskar aber versetzte rasch, sich ein Herz fassend: Nun, wenn Sie mein Freund sind, Saint Armand! wenn Sie wirklich das Zutrauen zu mir nicht verloren haben, so können Sie also jetzt auch Nichts dawider haben, mir die Jahre zuzuwenden, die Sie früher mir zu opfern geneigt gewesen sind.

Der Hauptmann, welcher darin nichts Anderes sehen konnte, als einen Vorschlag, noch länger den

Reisegefährten des Jünglings zu machen, entgegnete: ich würde jetzt kein Bedenken haben, bei Ihnen zu bleiben, wäre es nicht besser für Sie, auf sich allein verwiesen zu sein!

Bei mir zu bleiben, sagte Oskar schnell und erröthend, wollte ich Sie nicht bitten. Aber könnten Sie sich nicht entschließen an meiner Statt, in meinem Namen nach Maland zugehen, und dort für mich zu sorgen, daß das Rechte geschieht, daß Niemand gekränkt und bedrückt wird? Es sind kaum sechs Monate hin bis zu meiner Mündigkeit. Nur bis dahin ist der Kontrakt mit dem Pächter abgeschlossen. Gehen Sie für diese Zeit nach Maland, was Sie ja gar nicht hindert, gelegentlich auch in der Residenz zu leben und Ihren Dienst am Hofe abwechselnd zu versehen. Gefällt Ihnen Maland dann, so übernehmen Sie die Verwaltung dieses Besitzes nach jener Frist, und — sagte er, immer lebhafter sprechend — und Sie wissen nicht, was Sie mir damit leisten könnten! Man hat seit vielen Jahren behauptet, daß sich Eisen- oder Kupferlager auf unserm Grund und Boden fänden, man will sogar die Spuren eines uralten Schachtes wahrgenommen haben. Aber ich verstehe von dem Allen Nichts. Sie Saint Armand! Sie sind ein des

Bergbaues Kundiger! Gehen Sie hin, nehmen Sie die Sache in die Hand, und ich habe den Glauben, daß Sie mich dort zum Krösus machen werden!

Er fühlte sich ganz befreit, da er seinen Vorschlag gethan hatte, und während er sich vorher seines Reichthums geschämt hatte, so freute er sich jetzt desselben, weil er voraussetzte, daß Saint Armand nicht anstehen könne, auf seinen Gedanken einzugehen. Wider sein Erwarten jedoch antwortete derselbe ihm nur mit dem Ausrufe: Sie sind ein wackres treffliches Herz! und Sie können glauben, daß ich Ihren Willen anerkennend zu schätzen weiß!

Und das ist Alles, was Sie mir zu sagen haben? Sie wollen also nicht nach Maland gehen? Es nicht verwalten?

Nein! lieber Oskar! denn mir fehlen die Mittel dazu, die nöthige Kaution für solches Unternehmen zu beschaffen.

Was bedarf es einer solchen zwischen mir und Ihnen! rief der Jüngling aus.

Saint Armand aber schüttelte verneinend das Haupt. Wollte ich von dem Anerbieten Vortheil ziehen, das Sie mir machen, ohne die praktischen Verhältnisse des Lebens zu kennen so würde ich eine

Unredlichkeit begehen; und grade weil eine solche Verwaltung etwas mir Entsprechendes wäre, lassen Sie uns davon nicht weiter reden.

Es lag ein Ton des Bedauerns in dieser Ablehnung, welche dem Jünglinge zu Herzen ging, und mit dem Takt des Wohlwollens herausfühlend, daß ihr gegenseitiges Verhältniß jetzt ein anderes geworden war, rief Oskar: Saint Armand, liebten Sie mich, und trauten Sie mir genug, mein Verwalter auf Maland zu werden, so würde ich es Ihnen von Grund der Seele danken, und das Vertrauen und die Ehre zu verdienen suchen, die Sie mir damit erzeigen.

Da widerstand der Hauptmann nicht länger. Er wußte, daß er Oskar nützen könne, indem er sich selbst zu einer reichlich lohnenden Thätigkeit verhalf, und erwärmt und hingerissen von des jungen Mannes Schwung und Wärme, sagte er erschüttert, indem er ihm die Hand hinreichte: Wohlan es sei! Und Sie sollen einen treuen Diener an mir finden!

Oskar erschrak vor dem Ausruf, und abwehrend sprach er: Welch ein Wort ist das, mein Freund! mein lieber, theurer Freund! — Der Hauptmann aber machte eine leise Bewegung mit der Hand und

sagte ruhig: lassen Sie es nur! Arbeiten ist eine Ehrensache! und ich werde zufriedener und ruhiger sein, wenn ich in Ihrem Dienste arbeitend mein Brod erwerbe, als in dem Müssiggange der letzten Jahre. Hier nochmals meine Hand und meinen Dank!

Trotz dieser für beide Theile befriedigend abschließenden Wendung des Gespräches, kam dennoch eine Niedergeschlagenheit über Beide, denn sie sahen auf das Leben eines Menschen hin, der mit großen Ansprüchen und Hoffnungen hinausgesteuert in die Welt, jetzt zufrieden war, sich eine Existenz zu gründen, welche weit ablag von den Wünschen und dem Ziele seiner Vergangenheit, und für den es doch wieder eine Selbsterhebung war, daß er zu der Entsagung gelangte, die er eben jetzt bewies. Aber mit diesem Entschlusse fühlte der Hauptmann sich auch gänzlich von dem Boden losgetrennt, auf welchem er sich jetzt befand. Noch ehe sie ihre Wohnung erreicht hatten, waren sie übereingekommen, daß der Hauptmann noch acht Tage in Rom verweilen, dann nach Schweden gehen, und auf Maland ab und zu nach seiner Einsicht und nach seinem Gefallen leben sollte, bis er bei Oskars Heimkehr in allen Formen die Verwaltung des Gutes übernehmen könne.

Dreizehntes Kapitel.

Leontine hatte durch Anna kaum von dem Entschlusse und von dem Vorhaben des Hauptmannes erfahren, als alle Versuche, welche sie bisher zur Aussöhnung mit demselben unternommen, ein Ende fanden. Ihre ganze Leidenschaft für Saint Armand schien mit einem Male erloschen zu sein, denn ihr Spott wendete sich gegen ihn. In immer neuen Bildern wußte sie sich seine Gestalt als Landmann und Bauer auszumalen, und bald ergötzlich, bald lächerlich die Rolle zu schildern, welche sie daneben als seine Gattin, und als Butter und Käse bereitende Hausfrau hätte spielen sollen. Dabei konnte man es aber auch gewahr werden, daß sie nur absichtlich, nur um des Hauptmannes Theilnahme zu erregen, noch den Anschein der Krankheit beibehalten hatte. Denn kaum vernahm sie es, daß Saint Armand innerhalb einer Woche von Rom

fortzugehen denke, als sie plötzlich ihr Lager verließ, ihre Angelegenheiten ordnete, zu packen befahl und Abschiedsbriefe schrieb, um noch vor dem Hauptmann aufzubrechen. Sie wünschte ihm den Glauben zu nehmen, als habe sie auf seine Rückkehr zu ihr gerechnet und gewartet. Von irgend einem Schmerze über das Fortgehen von Rom, von einem Bedauern über die Trennung von den bisherigen Umgangsgenossen und Freunden, von irgend einer Rücksicht auf das Urtheil derselben, zeigte sich keine Spur. Ihre Konzerte waren zu Ende, was ihr der Menschenkreis und Rom zu bieten vermochten, das hatte sie erschöpft, und, sagte sie zu Anna, nun bin ich eigentlich erst recht ich selbst, nun bin ich wieder der Nomade, der sein flüchtig Zelt abbricht, wo er eine Zeit lang seine Ruheplätze aufgeschlagen, und nun ziehe ich fort zu suchen, wo ich die Möglichkeiten des Lebens und Bestehens für ein Paar andre Tage finde.

Kein Dank für Anna's Pflege, kein Zeichen des Antheils für die Gräfin oder für irgend Jemand kam von ihren Lippen. Sie war nun fertig mit diesem Orte, mit diesen Menschen, mit diesem Abschnitte ihres Lebens. Und mit jenem Leichtsinn und jener Lebensfrische, welche sonst nur der gesunden, lebenskräf-

tigen Jugend angehört, zeigte sie sich begierig nach neuen Eindrücken und nach neuem Leben. Noch vor dem Tage, welchen sie ihren Freunden angegeben hatte, war sie mit Allem in Ordnung, und als man noch ihren Abschiedsbesuch erwartete, empfing man die Nachricht, daß sie in aller Frühe aufgebrochen und bereits nach Neapel gegangen sei.

Ueberrascht und verletzt, wie man sich unwillkürlich im ersten Augenblicke von diesem rücksichtslosen Scheiden fand, waren doch Alle im Grunde zufrieden damit, und nur der Hauptmann und Anna gedachten ihrer mit Sorge und mit Bedauern. Indeß auch diese Beiden fühlten sich erleichtert, und namentlich Anna hatte des geistigen Ausruhens nöthig nach den Scenen und Aufregungen, welche sie in den letzten Wochen wieder mit Leontine hatte durchleben müssen. Es war ihr daher nur erwünscht, daß sie auch Oskar und Flora jetzt weniger sah als zuvor. Der Eine hielt sich viel zum Hauptmanne, froh des Anlehnens an einen neugewonnenen Freund, dem er sich mit bereitwilliger Bescheidenheit unterordnete, seit er ihn vergessen zu machen hatte, daß er bald sein Vorgesetzter werden sollte; und Flora hatte sich während der Zeit, welche Anna bei der Kranken zugebracht,

von dem täglichen Zusammenhange mit ihr entwöhnt. Zu Beiden war Anna's Verhältniß ohnehin kein ungetrübtes mehr. Sie gab sich daher bereitwillig dem Glauben hin, daß ihr Aufenthalt bei Leontinen für sie ein günstiges Ereigniß gewesen sei, und daß er dazu gedient haben könne, eine allmälige Beruhigung der Einzelnen ohne ihr besonderes Zuthun anzubahnen.

Mit dieser Hoffnung kehrte ihr die Fähigkeit zurück, sich ihres Aufenthalts in Rom, sich des beginnenden Frühjahrs zu erfreuen. Sie hatte das Gefühl des Fremdseins verloren, das ihr hier Anfangs die Ruhe genommen, und jene Zufriedenheit war in ihr lebendig geworden, mit welcher man sich in einer großen Umgebung heimisch zu fühlen beginnt. Sie hatte nicht mehr die Hast des Reisenden, der sich heute zu dem Einen die Zeit nicht gönnt, weil er morgen und übermorgen ein Zweites und ein Drittes sehen und besehen zu müssen sich verpflichtet hält. Die Straßen, die Plätze, die öffentlichen Bauwerke, die bedeutendsten Kunstwerke waren ihr bekannt geworden, an viele derselben knüpften sich schon Erlebnisse für sie, und wenn sich an die Gegenstände erst unsere eigenen Erinnerungen heften, dann werden sie selbst

unser eigen, werden sie uns vertraut. Sie dachte nicht mehr des Tages, an welchem sie nach Rom gekommen war, noch weniger der Zeit, in welcher sie einmal wieder davon scheiden sollte. Es drängte sie Nichts dazu aus Italien oder von Rom fort zu gehen, und oftmals schon hatte sie sich gesagt, daß sie auch gänzlich einsam in Rom sich nicht verlassen fühlen würde.

Mit diesem innern Behagen war sie früh an einem Vormittag von ihrer Wohnung ausgegangen, um ein Gemälde in einem der Zimmer des Quirinals wieder zu sehen, an dem sie bei der ersten Betrachtung große Freude gehabt hatte. In der Via Sistina kamen hie und da die Fremden aus ihren Häusern heraus, ihre Wege in die verschiedenen Gallerien anzutreten. Ein Paar junge Engländerinnen stiegen zu Pferde, bedient von ihren männlichen Landsleuten, die auch in Rom den geschmacklosen rothen Frack ihres Jokeyklubs zur Schau trugen, und ritten dann alle zusammen den Hügel hinunter zu einem Wege in das Freie. Anna kannte sie nicht, und ging die Straße entlang über den Barberinischen Platz, auf dem der Strahl des Springbrunnens fröhlich aufstieg, während zahlreiche Eseltreiber ihre müden Thiere, welche die Thon- und Gypsladungen nach den Werkstätten der Bildhauer

hinaufgetragen hatten, aus der Fontaine trinken ließen. Auch Walther's Atelier lag an dem Platze, Anna hatte es nur das eine Mal besucht. Sie sah hinüber nach dem großen Portale, und dachte, ob er wohl schon bei seiner Arbeit sei? Sie hatte ihn nicht gesprochen seit dem Abende bei Leontinen, denn er war nicht hingekommen, so lange sie dort verweilte, und auch in ihrer eigenen Wohnung hatte er sie noch nicht besucht. Sie wußte, wie sehr seine Arbeit ihn hinnahm, wie sehr die Gesellschaft ihn beanspruchte, und wenn sie sich ehrlich fragte, mußte sie es als das Richtige erkennen, daß er sie nicht suchte.

Indeß diese Einsicht war keine erfreuliche. Sie zog sie von dem Genusse des Morgens und des stillen, schönen Weges ab, und zwar so sehr, daß sie sich bald nicht mehr in der Stimmung fühlte, jenes Gemälde im Quirinal, Maria, welche für ihr erwartetes Kind die Kleider näht, betrachten zu gehen. Unschlüssig wohin sie sich wenden sollte, ging sie an den vier rieselnden Wasserstrahlen der Quattro Fontane vorüber, auf den Platz am Quirinale und blieb vor den Kolossen des Phidias stehen, ihre überwältigende Größe und Schönheit sinnend wieder in sich aufzunehmen.

Wie immer war es still hier oben. Die Schildwache vor dem päpstlichen Palaste ging langsam auf und ab, das frische Gras zertretend, das auf dem menschenleeren Platze überall zwischen den Steinen hervorkam. In einer der Nischen des Portales setzte Anna sich nieder, und ihr Auge haftete bald an der marmornen Schönheit der Göttergestalten, die aus fernster Vergangenheit noch Erhebung bereitend zu uns herüberreichen; bald folgte es dem mächtigen Wasserstrahl des gewaltigen Springbrunnens, der hoch hinaufsteigend in die klare Luft, mit klingendem Geplätscher in sein breites Becken niederfiel; oder ihre Blicke schweiften auch hinab in die Tiefe, das weit ausgedehnte Häusermeer überschauend, aus dem sich die Kirchen und Thürme und Monumente, ihr jetzt alle bekannt, bedeutungsvoll hervorhoben. Mit dem Eindruck, welchen die Kolosse der Dioskuren ihr erweckten, kam ihr der Gedanke, welch ein mächtiges Gefühl es für einen Künstler sein müsse, ein großes Werk zu schaffen, ein Werk vor sich vollendet zu sehen, das ihn überleben, ihn um Jahrhunderte, vielleicht um Jahrtausende überdauern, und für ihn zeugen und von ihm ausgehend wirken und schaffen könne, wenn die Geschlechter, zu denen er gehörte, kein Name mehr nennt, wenn die

Zeit, in welcher er lebte, zum Mythus geworden ist. Diese sichtbare Unsterblichkeit, diese erfaßbare und Begeisterung zeugende Fortdauer des Künstlers in seiner Arbeit waren ihr nie so lebendig entgegengetreten als in diesem Augenblicke einsamer Sammlung, und sie gewannen für ihre Phantasie etwas so Bezauberndes und Gewaltiges, daß es sie das Erhabenste zu sein dünkte, wonach die Menschenseele trachten könne. Es schien ihr das strebenswertheste Ziel zu sein, den höchsten Preis, die vollständigste Erfüllung aller unserer Kräfte in sich zu schließen, und unwillkürlich sagte sie sich: was kann einem Menschen an dem Dasein eines Andern, an der Liebe eines Andern liegen, der solche Kraft besitzt, solchen Zusammenhanges mit der ganzen Menschheit, mit der fernsten Zukunft sich versichert halten darf! Was können einem großen Künstler die Liebe und das Schicksal eines Weibes sein? Eine stille Wehmuth bemächtigte sich ihrer. Sie meinte an das Große in dem Berufe eines Künstlers zu denken, und hatte nur sich selbst im Sinne, der die Erfüllung ihres natürlichen Berufes nicht geworden, die nicht Gattin und nicht Mutter war. Zu ehrlich, um sich ihren Kummer wegzuläugnen, zu gesund, um ihn hinter einer Verachtung der Männer

und der Ehe zu verstecken wie so viele Andre, drängte sich ihr mehr und mehr die Nothwendigkeit auf, sich eine feste Thätigkeit, womöglich eine Beschäftigung zu suchen, in welcher sie sich für Andere nützlich und ihr Leben fruchtbar machen könne, als ohne sie zu bemerken, ein Mann schnellen Schrittes an ihr vorüberging, und fast dicht vor ihr stehen blieb, die Kolosse anzusehen.

Anna hatte ihn schon aus weiter Ferne erkannt, und war, unschlüssig, ob sie ihn anreden oder unbemerkt fortgehen solle, sitzen geblieben, als Walther sich umwendete, sie gewahrte, und ihr beide Hände zum Gruße bietend, ihr schnell entgegentrat.

Wie sonderbar und wie schön, daß ich Sie grade in einem Augenblicke treffe, in welchem ich lebhaft an Sie dachte! rief er mit einer freudigen Offenheit, die Anna wie ein Sonnenstrahl an einem Nebeltage berührte. Als ob sie ihr Hiersein aber zu entschuldigen hätte, sagte sie: das schöne Wetter hat mich hinaus gelockt, ich wollte in das Quirinal die Bilder zu sehen!

O! Nichts von Bildern und von dumpfen alten Palästen heute! rief er aus. Hat es mich doch vor lauter Sonnenschein diesen Morgen nicht einmal bei

der Arbeit gelitten. Der Frühling hier im Süden verlangt den ganzen Menschen gebieterisch für sich, und nun ich Sie noch obenein gefunden habe, nun wollen wir uns zusammen dieses Morgens freuen. Die beiden Götterjünglinge da vor uns haben auf ihrem Olympe sicher nie eine strahlendere Sonne gesehen, als diese heutige hier über uns!

Sein Frohsinn, seine Zutraulichkeit waren weit entfernt Anna zu erheitern und zu beruhigen. Sie verwirrten sie im Gegentheil, und da man, wenn man reden will, und nicht aussprechen darf, was man eigentlich denkt, meist etwas Ungehöriges, oder was noch häufiger geschieht, eine uns verrathende Thorheit zu Markte bringt, sagte Anna: Wie wußten Sie, daß Sie mich hier finden würden?

Sie wurde über und über roth, als sie dies Unverständige gesprochen hatte und Walther sie mit Erstaunen ansah. Aber das dauerte nur einen Moment für ihn, und er versetzte heiter: daß ich Sie finden würde, wußte ich freilich nicht! Gesucht indessen habe ich Sie, und nicht nur heute, sondern alle die Tage, lange schon! — Er unterbrach sich, und setzte dann, von Anna's Befangenheit mit ergriffen, schnell hinzu: wie gut, daß Frau von Savello uns

verlassen hat, und daß man jetzt Ihrer wieder habhaft werden kann!

Sie erwiderte ihm darauf Nichts, so daß sie eine Weile schweigend neben einander stehen blieben, und in die Ferne schauten, bis Walther ihr den Arm bot, und ihr den Vorschlag machte, in den Garten des Pallastes Colonna zu gehen, in dessen Umfang sich die Trümmer des riesigen Sonnentempels befinden, und von welchem die Aussicht noch schöner ist als vom Quirinalplatze. Aber auch auf diesem Wege wollte keine Unterhaltung zwischen ihnen gedeihen. Wird die Jugend heiter überrascht von dem ersten Nahen der Liebe, so fühlt man später eine andächtige Scheu, ja fast eine schamhafte Furcht vor derselben, wenn sie die entschwundene Jugend wie ein neues Morgenroth heraufbeschwört. Denn Liebe ist Jugend, und wer sie voll und ganz empfinden kann, ist jung.

Walther hatte unzählige Frauen am Arme geführt, er hatte Leidenschaften aller Art durchlebt, er war verheirathet gewesen, war Wittwer, kannte das Leben, wußte was er wollte, was er für Anna empfand, und doch rührte und bewegte es ihn, daß er sie niemals am Arme geführt, daß er nie mit ihr einen Spaziergang gemacht, niemals zuvor an ihrer Seite,

einsam mit ihr, die Natur gesehen und genossen hatte. Es war ihm, als habe er ihr das abzubitten, sie und auch sich dafür schadlos zu halten, und weil es ihn glücklich machte mit ihr durch den stillen, klaren Morgen einherzugehen, ihrer vollen Mitempfindung sicher, wußte er nicht, wie er dies so lange habe entbehren mögen, wußte er nur, daß er es fortan nicht mehr entbehren wolle.

Sie waren ganz allein in dem Garten, der sich von dem quirinalschen Hügel hinabsenkt. Die Besitzer des Palastes hatten die Stadt schon verlassen, die Gärtner und die Arbeiter hielten ihr Frühstücksmahl. Niemand achtete auf die beiden Fremden, die stehen blieben auf der Höhe des Gartens, Arm in Arm, und wortlos hinabschauten auf die Stadt im Thale, auf die riesigen Säulentrümmer und Gebälke zu ihren Füßen; hinabschauten — ohne Etwas zu sehen und zu empfinden, als die Schönheit der Natur und das Glück des stillen ungestörten Beieinanderseins. Denn im Vollgenusse solcher Augenblicke wird auch das Größte und Erhabenste, das den Menschen umgiebt, ihm nur zum Hintergrunde und zum Rahmen für ihn selbst, und diese Kraft des Gefühls, welche sich unwillkürlich Alles unterordnet, sich über

Alles stellt, sie ist eine von denen, welche den Menschen zum Herrscher stempeln in der Welt, in welcher er lebt.

Wie lange sie so nebeneinander verweilten, das merkten sie selber kaum. Endlich schritt Walther vorwärts, aber nicht nach den kolossalen Trümmern des Tempels, sondern weiter in den Garten hinein. Nicht darauf achtend, wohin sie gingen, befanden sie sich plötzlich an einer Stelle, die ihnen, fremd in dieser Umgebung, doch wie mit einem Zauber heimlich und heimisch die Seelen umfing. Ein besonderer Sinn mußte sich hier ein besonderes Genügen bereitet haben. Vollblättriges Buschwerk, das sein frisches Grün schon wieder erlangt hatte, umhegte und umfriedete den kleinen viereckigen Platz. Regelmäßige Beete mit Buxbaum eingefaßt, theilten ihn ab, und eine Laube mit schlichter Holzbank nahm die obere Seite ein. Kein Baum, kein Strauch, der auf Italien hingewiesen hätte, kein Blick ins Freie, kein Blick auf Rom, Alles nur Abgeschiedenheit und Stille.

Was ist das? wo sind wir denn? fragte Anna erstaunt, und Walther wußte ihr nicht darauf zu antworten, denn auch ihm wurde in diesem kleinen Gehäge das Vaterland, auch ihm wurde Deutschland

hier mit einemmale lebendig, und so oft er die prächtige Terrasse des Palastes Colonna auch besucht, diesen Platz, dieses Gärtchen hatte er noch nie zuvor gesehen. Wie man sich aber im Traume in das Unerwartetste findet und sich eingeboren und eingelebt fühlt in die befremdlichste Lage, so gefügig überließen die Beiden sich dem lieblichen Zufall, der ihnen mitten in der Weltstadt Rom durch dieses kleine, in deutscher Weise geordnete Gärtchen, die Heimath zurückrief.

Sie saßen in der Laube einsam wie auf einer fernen Insel. Kein Geräusch verrieth die Stadt, kein Laut die Nähe von Menschen. Krokos und Primeln blühten aus den Beeten hervor, üppig wuchernde Veilchen strömten ihren süßen Duft aus. Ganz leise wiegten sich die Zweige des rankenden Busches über der Laube Gegitter, und süß und verlockend sangen die Vögel rund um sie her, während die Sonne sich lauschend hereinstahl, mit ihren fliegenden Strahlen die Blumen zu stärkerem Duften erweckend. Und in der heimlichen Frühlingsstille zog ein warmes Erinnern durch die Herzen der Beiden die da saßen, und als des sanften Singens der Vögel und des Duftens der Blumen immer mehr ward in dem goldenen Scheine

der Sonne, da legte Walther den Arm um Anna's Leib, und ihr Kopf lehnte an seiner Brust, und sie ruhten eine Weile an einander in tiefem, feierndem Glück. Dann küßte Walther sie und sagte: Komm Anna! laß uns gehen! — Und Beiden war es, als wäre es nie anders gewesen, weil es so hätte zwischen ihnen sein müssen, seit langer, langer Zeit. Sie hatten einander Nichts zu sagen, Nichts zu erklären. Sie sprachen von Dem und Jenem, von gleichgültigen Dingen am Ende, nur nicht von ihrer Liebe und nicht von sich selbst.

Er begleitete sie nach ihrer Wohnung, er blieb bei ihr, sie speiseten zusammen, aber immer noch ruhte das religiöse Gefühl ernster Feier über ihnen. Erst als Anna sich hausfraulich an ihrem Tische für Walther bemühte, als der Gedanke an alle die gemeinsamen Tage und Stunden der Zukunft sich ihnen in dieser ersten traulichen Mahlzeit versinnlichte, da erst wurde ihr stilles Glück zu lauter Lust, zu befreiender Freude.

Am Abende gingen sie zu dem Doktor hinab. Er war mit Flora zu Hause, und da man nicht gewohnt war, Walther und Anna bei einander zu sehen, fragte

der Doktor nachdem er sie begrüßt hatte, woher sie kämen und was sie an dem Tage getrieben hätten?

Wir haben uns heute Morgen zufällig auf Monte Cavallo getroffen, sagte Walther, und sind dann beisammen geblieben.

Und was haben Sie unternommen? fragte der Doktor, fast befremdet durch den Ton des Andern.

Wir haben uns verlobt! — entgegnete Walther, aber in demselben Augenblicke der heitern Maske müde, rief er mit der ganzen Innigkeit seiner Natur: verlobt für alle Zeit bis an des Lebens Ende, lieber Doktor! Ich kam nur Ihnen meine Braut zu bringen, und bald, sehr bald mein Weib!

Seine Freude, Anna's Bewegung, des Doktors Antheil, kamen einander lebhaft entgegen, kaum aber wendete Anna ihre Blicke nach Flora, als sie bestürzt zu dieser eilte, denn fern ab in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers, hatte sie sich in einem Sessel niedergelassen und ihre weinenden Augen mit ihren Händen bedeckt. Anna eilte auf sie zu, neigte sich zu ihr hinab, indeß das junge Mädchen wies sie mit heftiger Bewegung von sich zurück, und als Jene vor ihr niederkniete, und ihre Hände um Flora schlagend sie fragte, ob sie sich nicht mit ihr freue, ob sie ihr

das langersehnte Glück nicht gönne? sagte Flora: Was kann meine Freude Sie kümmern, da Sie nicht einmal an Oskar denken!

Sie hatte das leise sprechen wollen, indeß bei der Heftigkeit ihrer Erschütterung hatte sie die Worte lauter hervorgestoßen, als sie glaubte. Die Männer hatten sie gehört, und beschämt darüber, faßte Flora sich schnell zusammen, trocknete ihre Augen, und zu den Andern hintretend, sprach sie, alle Scheu bewältigend in der Liebe für den Jüngling: Verzeiht mir, seid nicht böse, wenn ich Euch störte in der Freude, in dem Glücke, das ich Euch, Gott weiß wie herzlich gönne! Aber — sie hielt inne, sie umarmte Anna, sie reichte dem Bildhauer die Hand, und sich dann an ihren Vater schmiegend, bat sie: Ihr seid ja glücklich! Ihr seid ja beieinander und seid froh! — Schweigt nur wenig, wenig Tage noch! und — Sie hielt abermals inne, und setzte dann schnell hinzu: Lieber Vater! ich will es Oskar sagen, daß Anna Braut ist!

Vierzehntes Kapitel.

Als er aus dem Hause der Gräfin fortgewiesen worden, wußte Antonio nicht gleich, was er mit sich und seiner Zeit beginnen sollte. Der freie Müssiggang wollte ihm nicht mehr wie sonst behagen, und Marietta's Rath einen Kram anzufangen wie sie, gefiel ihm noch weniger. Tag über stille zu sitzen auf demselben Flecke war nicht nach seinem Sinne, freundlich zu sein gegen jedweden Käufer auch gegen den Unbilligen, dünkte ihn zu schwer, und selbst der Vorschlag seiner Freundin, ihm ihren Esel zu borgen, mit dem er hausirend durch die ganze Stadt Gemüse und Früchte vertreiben könnte, war nicht sein Geschmack. Denn hausiren zu gehen in der Livree der Gräfin, das ließ sich füglich nicht thun, und die Livree abzulegen, das ließen die Liebe für seine Herrin und seine Eitelkeit nicht zu.

Es war umsonst, daß Marietta ihn deshalb schalt,

daß sie ihn einen Knecht und einen Gecken nannte, er hielt an seiner Kleidung fest. Er war in seinem Herzen überzeugt, die Herrschaft des Chevalier könne nicht lange dauern, die Gräfin werde den tyrannischen Bräutigam entfernen, Monsignore Marcello werde wieder kommen, und dann sollte derselbe es sehen, daß Antonio trotz seiner Fortweisung nicht aufgehört habe, sich als den Diener der Gräfin zu betrachten, welche seine Wohlthäterin und die Freundin seines Wohlthäters gewesen war. Je unwahrscheinlicher das Eintreffen dieser ersehnten Ereignisse war, um so mehr versuchte der Knabe sich ihre Möglichkeit zu beweisen, und um so fester hoffte er darauf, obschon Marietta und der greise Pater Salvatore zweifelnd die Köpfe dazu schüttelten, und weit entfernt waren die Zuversicht des jungen Burschen zu theilen.

Alltäglich ging er in der Frühe nach der Engelsburg, zu hören ob das Mädchen nichts erfahren habe, aber immer umsonst. Der alte Krankenwärter war noch ein Paar Male hinausgekommen, seine Vorräthe einzukaufen, ohne jedoch etwas von den Dingen zu verrathen, welche Marietta ihm abzuschmeicheln wünschte, und dann mit einem Male war er fort geblieben wie zuvor. Alles Sinnen und Grübeln der beiden jungen

Leute ward davor zu Nichte. |Der ganze Scharfsinn, die ganze Phantasie Antonio's erschöpften sich vergebens daran, und hatte er am Morgen diese erste Niederlage seiner Hoffnungen erfahren, so streifte er lauernd um die Wohnung der Gräfin herum, zu sehen, ob Andraja sie besuche, ob er nicht endlich einmal ausbleibe, ob man den Chevalier noch immer in dem Hause dulde, und ob man ihn selbst noch immer aus demselben verbanne.

Mit seiner wachsenden Verzagtheit stieg sein Haß gegen den Chevalier, und was kein Zureden seiner Freunde vermocht, ihn seine Livree ablegen zu lassen, das brachte seine Feindschaft gegen den Bräutigam seiner Herrin zu Wege. Marietta klatschte vor Freuden in die Hände, als sie ihn eines Morge7s von Ferne daherkommen sah, in dem weiten Beinkleid, der runden Jacke und dem Kalabreserhute, wie die Burschen von Trastevere und der Lungara sie tragen.

Bravo Antonio! rief sie ihm entgegen, jetzt kenne ich Dich wieder. Jetzt bist Du der Unsern Einer, und kein Knecht der Fremden, jetzt kannst Du Dich wieder sehen lassen vor den Leuten! Und wie schön der Hut Dir steht! Du bist groß geworden, seit Du ihn zuletzt getragen hast.

Sie hätte noch lange fortplaudern können, denn Antonio antwortete ihr nicht. Er sah ernst und finster aus, und der breite Rand seines grauen Hutes, der sein Gesicht verschattete, erhöhte diesen Ausdruck. Sage doch, neckte ihn Marietta, als sie dies gewahrte, sage doch mein Freund! warum bist Du so traurig? Reuet Dich Dein bunter Rock? Reuet Dich Dein blanker Hut? Reuet Dich's daß ich mich freue?

Freue Dich nicht! sagte der Bursche.

Warum nicht? rief sie immer noch wohlgemuth.

Die Gräfin hat mir heute meinen Lohn geschickt für den beginnenden Monat!

Um so besser! lachte das Mädchen, da kannst Du nun bald etwas Ordentliches beginnen.

Ach was beginnen! beginnen! siehst Du denn nicht, daß sie mich nicht entlassen, daß sie mich in ihrem Dienste behalten will, und daß sie auf mich rechnet.

Auf Dich rechnet? rechnet wozu? fragte Marietta, indem sie nachdenklich wurde.

Sie zu befreien von dem Tyrannen, der sie zwang mich fortzuschicken, fortzuschicken mitten in der Zeit, wie einen — er sprach das Wort nicht aus. Marietta aber schnell ergriffen von der Erinnerung an die

Kränkung, welche ihrem Kameraden wiederfahren war, sagte: was willst Du thun, Tonino? denn nicht umsonst hast Du die andern Kleider angethan?

Antonio blickte sich um, und da er sah, daß Niemand ihn hörte, sprach er: ich werde ihm folgen! Nichts weiter! und das ist genug! Er sah dabei so fest, so männlich und so klug aus, daß seine Gefährtin ihn verwundert ansah, und in einem Tone der Anerkennung, sehr verschieden von dem neckenden Spotte, mit welchem sie gewohnt war ihn zu behandeln, fragte sie: wohin willst Du ihm folgen? und wozu?

Ich will ihm folgen, um meiner Herrin zu beweisen, daß er ein Schurke ist. Daß er nicht werth ist zu gehen, wo ihre Füße gewandelt haben, und — wenn ich nicht durchdringen kann bis zu ihr, so weiß ich Einen, der mir dazu verhelfen wird. Er sprach das mit großer Sicherheit, sie fragte wen er meine, er entgegnete ihr, daß sie die Person nicht kenne, und so trennten sie sich.

Indeß was der Bursche auch that, wie unablässig er den Wegen des Chevalier auch nachschlich, wie sehr er seinen Scharfsinn und seine List gebrauchte, er konnte Nichts entdecken, Nichts, woraus irgend eine

nachtheilige Folgerung, irgend ein begründeter Verdacht auf seinen Feind gefallen wäre. Denn Andraja war klug und vorsichtig genug, sich jetzt als Verlobter der Gräfin vor Handlungen zu hüthen, die ihn bloß geben konnten; aber mit dem Fehlschlagen seiner Unternehmung steigerten sich der Haß und die Rachsucht seines jugendlichen Verfolgers.

Eine wahre Ruhelosigkeit war über den Burschen gekommen. Er gönnte sich keine rechte Rast am Tage, keinen Schlaf bei Nacht. Wenn seine Augen sich müde schlossen, schreckte ein wüster Traum ihn auf, denn bald sah er den Chevalier, wie er Marcello und die Gräfin ermordete, bald sah er sich selbst im Handgemenge mit Andraja, oder er träumte sich in heimlichem Verstecke, ihm auflauernd, um ihn mit raschem Messerstoße zu beseitigen. Dann wachte er auf, entsetzt über seinen Traum, geneigt zur Buße und unfähig sie zu thun, geängstigt auch am Tage von den Phantasien seines kurzen Schlafes, daß Kraft und Frische ihm verloren gingen, und er selber und seine Freunde nicht mehr wußten, was ihm fehle, was es endlich mit ihm werden solle.

So zerschlagen und müde versäumte er es doch niemals zum Pater Salvatore in das Kloster hin-

aus zu gehen, und seinen Unterricht fortzusetzen, wie Marcello und die Gräfin es angeordnet hatten. Diese Lehrstunden wurden ihm vielmehr, ohne daß er die Ursache davon erkannte, lieber als je zuvor, weil sie seinem unstätt umherschweifenden Geiste einen gezwungenen Halt auflegten, und ihn abzogen von seinen vergeblichen Bestrebungen und von sich selbst.

Eines Tages war er auch rechtzeitig wieder in das Kloster gekommen und saß bei seinem greisen Lehrer, beschäftigt ein Kapitel aus einer Heiligengeschichte zur Uebung seiner Handschrift zu kopiren. Das Fenster der Zelle, welche nach dem Garten des Klosters hinausging war geöffnet, und bei dem hellen Sonnenscheine warfen die Eisenstäbe des Gitters vor dem Fenster ihren Schatten hell und deutlich auf die weiße Wand. Eine milde Luft, ein Geruch von den Blumen des Gartens zogen in das kleine Gemach hinein, in welchem der Greis am Fenster stehend, ein Paar exotische Pflanzen, seine Freude und Zerstreuung, mit zitternder Hand von ihren welken Blättern und vom Staube reinigte. Indeß jede Liebe verlangt nach Anerkennung und nach Theilnahme für ihr Geliebtes, und nachdem der Greis jedes Blättchen und jede Blume der beiden Stauden liebevoll

betrachtet hatte, wendete er sich zu seinem Schüler mit der Bemerkung, ob er es denn gesehen habe, wie sehr die Pflanzen gewachsen wären in der letzten Woche? Das gesegnete Wetter, das Gott uns geschickt hat, kommt ihnen so zu Statten! sagte er.

Ja es ist schön heute! erwiderte Antonio, und ich weiß wohl, wem das schöne Wetter noch besser gedeihen sollte als den Blumen. — Er richtete sich dabei von seinem Schreibebuche auf, als erwarte er den Beginn eines längeren Gespräches, indeß der Pater blieb ruhig bei seinen Pflanzen und sprach seufzend: Wenn es ihm gut ist, wird Gott es ihn nicht entbehren lassen.

Dann schwieg er, und es war still in der Zelle. Nur Antonio's Feder grinzte leise auf dem Papiere, aber auch das hörte auf und nur das sanfte Singen der Vögel draußen in den Zweigen ließ sich noch vernehmen. Der Pater hatte sein Brevier hervorgenommen, sein Schüler die Feder aus der Hand gelegt. Jener vertiefte sich in sein Buch, dieser hatte sich zurückgelehnt an die Lehne des hölzernen Stuhles, und sah unverwandt auf die Mauer hin, auf der die Schatten des Gitters sich zeichneten, und die Funken des Sonnenlichtes sich wechselnd bewegten. Mit

einem Male gewahrte der Greis, daß sein Schüler feire. Warum arbeitest Du nicht, Antonio? fragte er.

Das schöne Wetter läßt mir keine Ruhe! entgegnete der Bursche.

So hättest Du nicht kommen, sondern auswärts Arbeit suchen sollen! bedeutete der Mönch.

O! rief Antonio, es ist nicht meinetwegen! Ich für mein Theil wollte hier ruhig sitzen, und wenn es Euch gefällt, fortschreiben bis zum jüngsten Tage. Wenn ich nur wüßte — wenn ich's nur wüßte, ob sie auch ihm das Fenster öffnen, ob auch in seine Kammer die Sonne so hineinscheint, und ob er Veilchen hat? Denn die mußte ich ihm immer bringen, gleich die ersten des Frühlings, weil er die Veilchen so liebt!

Die Treue des Knaben bewegte dem Greise das ohnehin traurige, sorgenbeladene Herz, und seine Hand auf das Haupt des Sitzenden legend, zu dem er hingetreten war, sagte er: Mein Antonio! Dein Herz ist gut! bete zu Gott, daß er es Dir erhalte, Deinem Wohlthäter zur Ehre!

Also Ihr glaubt auch, rief der Junge, indem er aufsprang, Ihr glaubt auch, daß Monsignore Marcello nicht immer in dem Gefängniß bleiben, daß er

herauskommen, zu uns kommen, daß er seinen Feinden vergelten werde? —

Ich wünsche, daß wir ihn wiedersehen! unterbrach ihn der Greis, ich glaube und weiß aber Nichts darüber! setzte er mit festem Tone hinzu, denn er selber hatte es längst eingesehen, wie nöthig es sei der Leidenschaft des Knaben Schranken zu setzen.

Und wenn er jetzt hereinträte! rief der Knabe, und ich weiß, er wird Eines Tages kommen wie unser Herr Jesus Christus gekommen ist, zu denen, die an ihn glaubten, Ihr habt es mir selbst erzählt, und wenn er kommen wird ganz allein, ganz unerwartet — hieher wird er kommen! und —

In dem Augenblicke pochte es an die Thüre der Zelle. „Heilige Jungfrau! da ist er!" rief der Knabe fast außer sich, so daß der Greis ihn bei der Hand nahm und ihm zurief, sich zu beruhigen, während die Thüre sich öffnete und der Klopfende hereintrat.

Aber es war nicht Monsignore Marcello. Es war ein Mann dem Greisenalter nahe, eine lange, hagere doch noch feste und aufrechte Gestalt, der man den ehemaligen Soldaten ansah, auch ohne den grauen Schnurbart, den er militairisch trug, und ohne das militairische Ehrenzeichen auf seiner Brust. Mit

sicherm Schritte näherte er sich dem Pater, der solches Gastes ungewohnt in seiner Zelle, ihm entgegen ging.

Sie haben mir gesagt, daß in der achten Zelle oben Pater Salvatore wohne. Seid Ihr Pater Salvatore? sprach er forschend.

Der Greis bejahte es, und fragte woher der Fremde komme, wer er sei und was er bringe?

Der Fremde trat an ihn heran, küßte ihm die Hand und sagte: Wenn Ihr Pater Salvatore seid, so habe ich an Euch eine Botschaft auszurichten, aber nur an Euch allein!

Gehe hinaus, Antonio! befahl der Mönch. Der Knabe zögerte. Gehe hinaus! befahl der Mönch zum zweiten Male, aber schnell entschlossen trat Antonio an den Fremden heran und fragte: Signor! Ihr tragt die Kleider derjenigen, die aus- und eingehen, wo zwar Viele eingehen aber Wenige hinausgehen. Ihr seid von den Aufsehern der Engelsburg. Kennt Ihr Jemand, der dort krank ist? Kennt Ihr Jemand, der Monsignore Marcello heißt?

Der Fremde richtete sein Auge fest auf den Burschen und nahm ihn bei der Hand. Und wer bist Du,

daß Du mich also fragst? Was kümmert Dich die Engelsburg und wen darin ist? gegenredete er.

Ich bin Einer, dessen Wohlthäter in der Engelsburg gefangen ist. Ich habe es gesehen mit meinen Augen, wie sie ihn hineingebracht haben, und meine Augen werden es sehen, fuhr der Knabe mit dem Ausdrucke begeisterter Gläubigkeit fort, daß er wieder frei wird, daß er wieder frei hinausgeht Monsignore Marcello!

Der Fremde blickte den Knaben an, aber der Ausdruck, mit welchem er es that, war ein anderer geworden. Und mit einem Tone, der gegen seine harten, finstern Züge wunderbar abstach, sagte er: Mein Junge, der ist hinausgegangen —

Hinausgegangen! wiederholte Antonio mit bebenden Lippen und starr geöffneten Augen.

Hingegangen, wo wir Alle hingehen müssen! sprach der Fremde, wenn schon nicht Alle sind wie Er!

Antonio, schrie laut auf und warf sich in wildem Schmerze auf das Lager seines greisen Lehrers nieder, der ruhig mitten im Zimmer stehend, leise die Augen schloß, als er die Worte der Todesbotschaft von dem Munde des Fremden vernahm. Dann faltete er die Hände, blickte nach dem Fenster hinaus, durch das die Sonne hereinschien, vor dem die

Blätter der Bäume sich fröhlich im Lichte wiegten, und sagte sanft und ruhig: Er ist hingegangen, wohin wir Alle gehen! Gott sei ihm gnädig! Ein leises Gebet folgte den ruhigen Worten. Auch der Fremde hatte die Hände gefaltet und schwieg vor der Andacht des Greises, nur Antonio schluchzte und wehklagte laut.

Als der Pater sein Gebet beendet hatte, wendete er sich zu dem Fremden und fragte: woher habt Ihr die Kunde von dem Tode meines armen Sohnes? — denn wie einen Sohn habe ich ihn geliebt! — und als er das sprach, zitterten schwere Thränentropfen an des Greises grauen Wimpern, die er mit dem Aermel seines groben härenen Gewandes trocknete.

Ich beklage Euch, Pater Salvatore! versicherte der Andere; aber kann es Euch ein Trost sein, so vernehmt, daß er entschlafen ist in diesen meinen Armen, und entschlafen wie ein rechter Christ. Alle die Wochen und Monate lang habe ich ihn gewartet und gepflegt bei Tag und bei Nacht in seinen schweren Leiden, denn ich bin Krankenwärter in Sant Angelo, und niemals, aber auch niemals ist ein böses Wort über seine Lippen gekommen. Er war geduldig, der Arme, wie die gebenedeiten Heiligen, und es hat ihm auch

Nichts, gar Nichts bei mir gemangelt, ich betheuere es Euch. Noch ein paar Tage vor seinem Tode hat er mich gesegnet mit einem besonderen Seegen, mir zu danken für die Güte meines Herzens, und Ihr dürft mir Euren Seegen immer auch geben, ehrwürdiger Vater, ohne ihn einem Unwürdigen zu spenden, denn es fordert Gelassenheit und Herzensgüte mit den Kranken und Gefangenen zu verkehren. Nicht alle Kranken sind wie Er, und Keiner noch hat jemals Klage über mich geführt, von Allen, die genesen und gestorben sind!

Der Greis hatte nur den Anfang dieser Rede vernommen. Der Schmerz um den geliebten Schüler, um den Freund, um die Stütze und den Träger so vieler Hoffnungen beschwerte ihm das Herz. Er hatte sich lange vertraut gemacht mit dem Gedanken, daß Marcello ihm verloren sei; er hatte sich gesagt, daß sein Schüler mit seinem frühen Tode die Fehler und Verirrungen seines Lebens büßen müsse. Jetzt aber, da dieser Tod erfolgt war, da er es von den Lippen eines Andern vernahm, daß Marcello nicht mehr lebe, jetzt war ihm, als thue eine Kluft sich vor ihm auf, eine weite Kluft, die ihn abtrenne von aller Zukunft — von der Zukunft, welcher er sich

vermittelt und angehörend gefühlt durch den jüngeren Mann, durch den Schüler seines milden Geistes, durch den Sohn seines Herzens. Denn das Alter besitzt eine sichtbare, irdische Unsterblichkeit in dem jüngeren Geschlecht, dem es in Liebe verbunden ist, und der Tod der Jugend trifft die Alten doppelt schwer, weil er ihnen mit der Freude ihrer greisen Tage, eben diesen Zusammenhang mit der Zukunft, die zeitliche Fortdauer in dem Andenken der Lebenden entzieht.

Auch des Paters Kraft erlahmte an dem Verluste. Er setzte sich nieder, stützte das Haupt in die Hand, und seine Thränen floßen reichlich über die gefurchten Wangen hernieder. In dem Augenblicke sprang der Knabe von seinem Lager auf, und vor dem Krankenwärter hintretend, fragte er: wann ist er gestorben? wann Signor?

Er ist gestorben einen Tag vor Neujahr um die Mittagszeit! sagte der Krankenwärter, erschüttert von dem tiefen Schmerz der Beiden, von denen der Eine den Sohn seines Geistes, der Andere seinen geistigen Vater verloren hatte. Er ist gestorben einen Tag vor Neujahr um die Mittagszeit, und sanft und still entschlafen.

O! schrie Antonio, er hat es also gewußt! Der

Elende hat es also gewußt! — Meine arme Herrin! meine arme Gräfin! — Und ohne auf die Verwunderung Vincenzo's zu achten, ohne auf den Zuruf des Mönches zu hören, stürzte er hinaus, den langen Corridor hinab und durch die Höfe auf die Straße hinaus, daß der Bruder Pförtner ihm nachrief, was geschehen sei? und ob dem Pater Salvatore Etwas zugestoßen?

Der aber hatte sich indessen wieder erhoben, und wie er sich Vincenzo näherte ihm zu danken, da zog dieser, sich vorsichtig umschauend, aus der Brusttasche seines Rockes ein Papier heraus, das er nach dem äußern Anscheine schon eine geraume Zeit mit sich herum getragen haben mußte, wickelte ein kleines Kruzifix daraus hervor, küßte es, hielt es dem Greise hin, und fragte mit leiser Stimme: Kennt Ihr das Kreuz? — Der Mönch besah es und verneinte.

Und doch hat der Gestorbene es mir gegeben! versicherte der Krankenwärter mit Befremdung. Es war eine kurze Zeit vor seinem Tode, in einer Nacht, in der er sehr geplagt vom Fieber war, und wir sein Ende nahe glaubten. Da habe ich aus der Güte meines Herzens es ihm zum Troste angeboten, seine

Freunde von ihm zu grüßen, wenn es so weit sein würde, und —

Und was hat er Euch gesagt? rief der Greis, begierig nach den letzten Lebenszeichen, nach den letzten Worten seines entschlafenen Freundes.

Er zeigte mir das Kreuz, das er am Halse getragen, da man ihn zu uns brachte. Es hatte immer zur Seite über seinem Bette gehangen, so lange er darniederlag. Und als ich mich bog, es herab zu nehmen und es ihm zu reichen, denn er konnte es nicht mehr nehmen, da sagte er: laßt es ruhig hängen! Nur wenn ich todt sein werde mein Vincenzo, dann tragt es zu den Franziskanern draußen, gebt es dem Pater Salvatore und sagt ihm, daß ich gestorben bin im Glauben an Alle, die ich auf der Erde liebte, als ein guter Christ, und — Vincenzo brach plötzlich ab. So vorsichtig und leise er seinen Bericht erstattet, er schien sich doch nicht sicher zu fühlen, schien selbst vor dem Ohre des Mannes, zu dem man ihn gesendet hatte, seine Botschaft nicht ausrichtbar zu glauben.

Endet! Endet! bat der Mönch, und Gott wird Euch lohnen für den Trost, den Ihr dem Todten und den Lebenden gewährt.

Vincenzo zögerte: Ihr wißt es Pater! sagte er,

daß unsere Befehle streng sind und daß wir zu Schweigen geloben. Seinen Vorgesetzten zu gehorchen, das hat Gott befohlen. Wenn man also wüßte, wenn Einer wüßte, daß ich spreche — ich wäre verloren hier und dort!

Der Pater versprach ihm die vollständigste Sicherheit, aber das Bedenken des Vorsichtigen war so schnell nicht zu beseitigen. Mein verehrter Vater! meinte er, ich habe das Gewissen des Sterbenden beruhigt und Euch und seiner Familie Trost gebracht; thut Ihr das für mein Gewissen auch. Gebt mir die Absolution und dann werde ich sprechen! Denn es ist eine Sünde, eine große Sünde, die ich begehe für den Todten und für Euch.

So knieet nieder! sprach der Mönch, und nahm mit ernster Feier die heilige Handlung vor. Vincenzo war ganz an dieselbe hingegeben. Erst als der Pater ihn endlich von seinen vergangenen Sünden und von der Sünde, die er jetzt begehen würde, freigesprochen hatte, sagte der Beruhigte geheimnißvoll: sie reden immer Alle von der Freiheit, Padre Salvatore, die seit dem Herbste hineingekommen sind. Der Todte that das niemals. Erst in der Nacht, von der ich Euch berichtet habe, hub er davon an, wie

ich es Euch erzähle. Wenn ich todt sein werde mein Vincenzo, sagte er, und er war schon schwach von Stimme, wenn ich todt sein werde, dann traget dies Kreuz zu den Franziskanern draußen, gebt es dem Pater Salvatore und sprechet zu ihm: daß ich gestorben bin im Glauben an Alle, die ich liebte auf der Welt, als ein guter Christ, und mit der Hoffnung auf die heilige Freiheit meines Vaterlandes! — Das hat er gesagt.

So schloß der Invalide seine Rede. Der Mönch hielt schweigend das kleine Kruzifix Marcello's in der Hand. Er hatte es niemals bei ihm gesehen, er konnte aber ahnen, woher derselbe es erhalten, und in den eigenen Schmerz des Greises mischte sich das Mitleid mit dem Todten, das Erbarmen mit der Frau, die ihn zu überleben und ihre Trauer als Sünde zu bekämpfen hatte. Langsam erhob er sich und reichte dem Invaliden seine Hand.

Habt Dank! sagte er, Ihr habt gehandelt wie ein guter Christ und guter Mensch! und wie Ihr dem Todten seine letzten Stunden erleichtert habt, so wird unser Heiland Jesus Christus Euch nicht fehlen in der Stunde Eurer letzten Noth. Habt Dank! und Gott sei mit Euch!

Vincenzo ging befreiten Herzens und wohl mit sich zufrieden aus der Zelle und dem Kloster fort. Der Mönch stand am Fenster und sah durch das Gitter desselben in den stillen grünen Klostergarten hinaus. Die leichten, ziehenden Wolken an dem sonnigen Blau des Himmels, der Duft der Blumen, der Sang der Vögel, das leise Rauschen der Blätter und das plätschernde Spiel des Springbrunns — er sah das Alles noch wie vor einer Stunde, er sah es noch mit seinem müden Greisenauge, und Marcello ruhte ein Todter in der kalten Nacht der Erde.

Er konnte den Anblick der frühlingsprangenden Natur nicht mehr ertragen. Er schloß das Fenster, verließ sein Gemach, und ging hinab in die Kirche, sich im Gebete dem zu unterwerfen, dessen Wege er verehrte, selbst wenn er sie mit Thränen wandeln mußte.

Fünfzehntes Kapitel.

Man wartet auf Antwort, Herr Baron! sagte Oskar's Diener an einem der nächstfolgenden Tage, als er ihm in der Frühe ein Billet überbrachte, das eben für ihn angekommen war. Der junge Mann nahm es, öffnete es, und las die Worte: Lieber Oskar! ich möchte Sie gern heute sehen, weil ich Ihnen Etwas zu sagen habe. Kommen Sie aber allein, und wenn Sie können, bald! Es liegt mir viel daran! Der Brief war von Flora. Sie hatte ihm nie zuvor geschrieben.

Bestellen Sie, daß ich dem Boten folgen würde! bedeutete er den Diener, und that wie er es gesagt hatte. Aber so kurz der Weg auch war, er fand ihn lang und weit für seine Neugier, seine Spannung. Noch am Tage zuvor hatte er Flora gesprochen, keine Andeutung von ihr hatte ihm verrathen, daß irgend

Etwas sie bewege, irgend ein Ungewöhnliches geschehen solle. Er begriff nicht, was sich ereignet haben könne. Und wie seine Phantasie in geschäftiger Eile die Reihe der Möglichkeiten zu erforschen strebte, heftete sie sich zuletzt an den Gedanken fest, daß Leontinen irgend ein Abenteuer zugestoßen sei; nur daß er nicht begriff, was er damit zu schaffen habe, in welchem Zusammenhange Flora damit stehe. Daß diese selbst von irgend einer Noth betroffen sein, oder daß die geheime Botschaft gar eine Beziehung auf Anna haben, ihn selber angehen könne, fiel ihm gar nicht ein. Es ist etwas Charakteristisches an der Phantasie, daß sie, weitgreifend wie sie ist, in solchen Fällen gewöhnlich das Nächste übersieht, um sich an das Entfernteste anzuheften; und die Zuversicht des Menschen zu dem eigenen Dasein, der unbefangene Glaube an das Bestehen Alles dessen, was ihm Bedürfniß ist, liegen jenem eigenthümlichen Charakterzuge wesentlich zum Grunde.

Als er sich der Wohnung des Doktors näherte, sah er Flora in der geöffneten Thüre des Balkons stehen und zurücktreten, als sie ihn gewahrte. Leicht und schnell eilte er die Stiege zu ihr empor. Sie kam gegen ihre sonstige Weise in den Vorsaal ihn

zu empfangen, und reichte ihm ihre Hand zum Willkomm entgegen.

Was ist geschehen? fragte er, was soll ich, liebe Flora?

Hereinkommen sollen Sie, und Lob empfangen für Ihre schnelle Folgsamkeit! entgegnete sie, und zog ihn wie im Scherze mit sich fort. Indeß auch diese Art des Tändelns war ihr nicht eigen, und es lag in ihrer Stimme Etwas, das obenein demselben widersprach.

Aber weshalb schickten Sie so früh? so eilig? fragte er, und eine Art von Bangigkeit stieg in ihm auf.

Wenn ich Ihnen nun sagte, daß ich Sie bitten wollte mich zum Vatikane zu begleiten? meinte sie.

Heute? der Vatikan ist heut nicht offen! bemerkte er, und Flora sah, wie seine Besorgniß nur noch reger wurde. Das Vorgefühl seines Schmerzes kam über sie, ihre Züge wechselten den Ausdruck, sie hätte ihm mit einem Worte sagen mögen, was ihm bevorstand, aber ihre Zärtlichkeit verhinderte sie daran, und mit leise bebender Lippe sprach sie, während sie noch zu lächeln versuchte: nein Lieber! ich wollte nicht in den Vatikan, ich wollte Sie nur daran erinnern, was wir einander angelobt —

Liebe Flora! rief Oskar lebhaft und sorglich, indem er sich zu ihr neigte, was ist Dir denn geschehen? Rede, sage mir's!

Sie setzte sich nieder, er folgte ihr, und ihn bei der Hand haltend, sagte sie: mir ist Nichts begegnet Oskar! mir gar Nichts. Du sollst mir heute nur zeigen, daß ich Dir wirklich eine Schwester bin und ich will Dir beweisen, daß Du mein Bruder bist.

Ihre Unruhe zwang sie einen Augenblick zu schweigen, aber mit einer zornigen Hast ihre Schwäche besiegend, sprach sie: Oskar! Bruder und Schwester theilen Alles mit einander, Freude und Schmerz, und darum schickte ich nach Dir. Ich wollte Dir sagen, was Du doch hören mußt — daß Anna —

Rede! rede! rief er heftig dringend. Da legte sie ihre Hand auf seinen Arm und sagte ruhig aber leise: Anna wird für immer in Rom bleiben, denn sie hat sich mit Walther verlobt! —

Der Jüngling sprang auf von seinem Sitze, und ließ sich dann wieder neben Flora nieder, keines Wortes mächtig. Flora war vor ihn hingetreten und hatte ihren Arm um seine Schulter gelegt. Er verbarg sein Gesicht mit seinen Händen, aber es fielen schwere Tropfen aus seinen Augen nieder. Flora weinte mit

ihm. Sie hatte noch nicht den Schmerz eines Mannes gesehen, und sah jetzt die Thränen, welche der Geliebte ihrer Seele um eine Andere vergoß. Nach wenig Augenblicken erhob sich der Jüngling. Er wendete sich ab, ging ein Paar Mal im Zimmer hin nnd wieder, trat dann zu Flora hin, küßte ihr die Hand, und sagte mit einem Tone, dessen Ermattung den Kampf verrieth, den er in seinem Innern durchgekämpft: Vergieb mir! Ich danke Dir! Ich danke Dir, Du bist sehr gut.

Und wieder fing er an umher zu wandern, hin und wieder, bis er endlich nach seinem Hute griff, als wolle er sich entfernen. Sein Schweigen machte das Mädchen traurig und besorgt. Du sprichst nicht mit mir! Du klagst mir nicht Dein Leid! sagte sie leise.

Kennst Du es doch! entgegnete der Jüngling. Wozu die Klage?

Damit ich Dich trösten kann! versetzte sie, und ihre ganze Liebe und Zärtlichkeit tönten aus den Worten hervor.

Er schüttelte verneinend das Haupt. Laß nur! bat er, ich weiß ja Alles. Sie selbst hat es mir einmal gesagt, lange schon. Ich war auch darauf

vorbereitet; aber was hilft das Alles, was hilft das? — Und mit einem lauten Ausbruch seinem unterdrückten Schmerze plötzlich Worte gebend, rief er: Muß ich doch Alles verlieren, muß mir doch Alles genommen werden, was ich liebe und was mich liebt! Ich werde Dich auch nicht behalten! —

Ja gewiß! gewiß! ich bleibe Dir! sagte Flora, belebt von dem Gedanken, daß er sie als eines der Güter seines Daseins schätze, daß er sie nicht verlieren wolle. Klage mir Dein Leid, ich will es mit Dir tragen, sprich mir von Deinen Planen, ich will sie mit Dir theilen! Laß uns zusammen hoffen! Nur blicke empor, nur blicke mich an — ich kann Dich nicht sehen, so muthlos! so verzagt!

Er richtete sich auf, der Klang, der Ton ihrer Worte hatten etwas Fremdes und wunderbar Neues für ihn. Er sah sie an, ihre Wangen glühten, aber sie hob die Augen nicht zu ihm empor, sie reichte ihm nicht mehr die Hand. Er blieb wortlos und gedankenvoll vor ihr stehen. Sie jedoch konnte es nicht ertragen seine Blicke auf sich gerichtet zu wissen, und sich hastig erhebend, ging sie nach der andern Seite des Zimmers. Oskar folgte ihr nicht, sondern wendete sich zur Thüre.

Wohin gehst Du? fragte sie lebhaft.

Ich gehe zu Anna!

Zu Anna? und weshalb? wozu?

Ihr Glück zu wünschen! sprach er leise, und Dir zu zeigen, daß ich zwar traurig bin, aber nicht muthlos, nicht verzagt! Gewiß nicht Flora! — Mit den Worten verließ er das Zimmer, und sie blieb einsam zurück.

Eine Weile noch stand sie auf der Stelle, von der sie ihn gesehen, dann ging sie an den Tisch und setzte sich nieder, eine Abschrift zu machen, welche ihr Vater ihr aufgetragen hatte. Mitten in der Arbeit jedoch legte sie die Feder fort, sie wußte nicht, was sie schrieb, nicht einmal was sie selber dachte. Ein ewiges Auf und Nieder zog durch ihren Sinn. Bald fühlte sie sich zufrieden, daß Oskar jetzt die Kunde erhalten, daß er sie von ihr erhalten hatte, bald wieder bedauerte sie den Vorgang. Sie rief sich mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zurück, was sie ihm gesagt, sie prüfte in der Erinnerung die Worte, welche er gesprochen, sie erwog sie in immer verschiedener Deutung, bis sie des Grübelns müde die Augen schloß, ihn deutlicher vor sich zu sehen und wachend von ihm zu träumen.

Während dessen war der junge Mann die Treppe

zu Anna hinaufgestiegen, aber als er den Griff des Klingelzuges in die Hand nahm, ließ er ihn plötzlich wieder los. Er fühlte sich zu aufgeregt, und weil er nur ruhig und gefaßt vor Anna zu erscheinen dachte, verließ er das Haus, sich auf einsamem Spaziergange zu sammeln und zurecht zu finden. Wie er nun hinschritt durch die weiten Gänge der Villa Medici, den Blick auf die Ferne gewendet, trat ihm in deutlicher Uebersichtlichkeit die ganze Zeit vor das Gedächtniß, welche er neben Anna und mit ihr verlebt, und eine große Ferne schien ihn zu trennen von dem Tage, da er sie zuerst gesehen hatte. Er erinnerte sich, wie wenig er sie in den ersten Stunden beachtet, wie er dann aufmerksam auf sie geworden war, und wie er sich ihr zu nähern gewagt hatte. Er wußte es genau, daß sie ihm damals wie eine alte Dame vorgekommen war, er vermochte sich nicht mehr vorzustellen, wie sich die Wandlung in ihm vollzogen, wie seine Verehrung für sie zur Liebe und zur Leidenschaft geworden war, denn er konnte sich seinen eigenen Zustand, wie er noch vor wenig Monaten gewesen, nicht mehr denken. Die Gleichgültigkeit, mit welcher er damals seine Tage verträumt, die Unlust, mit der er der Zukunft gedacht, der Widerwille und die Krän-

kung mit denen er die Nähe und Aufsicht des Hauptmannes ertragen, das Alles kam ihm jetzt so unbegreiflich vor, daß er Mühe hatte sich zu überzeugen, er habe das Alles gelebt und gefühlt. Weil er sich aber als einen Anderen empfand, war er im Stande seine Vergangenheit mit einer verhältnißmäßigen Unpartheilichkeit zu betrachten. Er läugnete sich nicht die Kraft und Wahrheit seiner Liebe für Anna — schon der Schmerz, den er in diesem Augenblicke fühlte, hätte ihn abgehalten, dies zu thun; aber die Einsicht dämmerte in ihm auf, daß eine Erwiderung, wie er sie gewünscht und erstrebt hatte, von Anna's Seite bei der Verschiedenheit ihres Alters eine Art von Verirrung, und bei der noch größeren Verschiedenheit ihrer Reife und Bildung eine Unmöglichkeit gewesen sein würde. Er beklagte das, indeß er gewann dadurch die Freiheit, ohne Zorn und Kränkung an die ihm unerreichbare Geliebte zu denken, und da er jedem Anspruch für sich entsagt, gelangte er allmälig dahin, ihre Liebe für Walther zu begreifen, und sich mit der Vorstellung ihrer bevorstehenden vertraut Heirath zu machen.

Früher als er sich noch allein und verlassen geglaubt, hätte eine solche Erkenntniß ihn bis zur Ab-

spannung entmuthigt, jetzt regte sie alle seine Kraft auf. Wenn die Tugend des Mannes darin besteht, in sich selbst zu beruhen, und das Gute um des Guten willen zu üben, so macht sich die Erziehung des Jünglings durch den Zusammenhang, in welchem er sich zu Andern empfindet. Im Hinblick auf die Personen die er aus Liebe zu erfreuen, deren Achtung er zu erlangen, denen er nicht nachzustehen wünscht, gewöhnt er sich das Rechte und das Richtige zu thun; und wie an Allem, was von uns ausgeht, unsere Eigenschaften und unsere Fehler ihren gemeinsamen Antheil haben, so waren es des jungen Mannes Liebe und die Eitelkeit seines erwachten Selbstgefühls, welche ihn siegreich forthoben über den Kampf dieser Stunde. Er wollte durch seine Trauer nicht Anna's Freude stören, und ihrem Verlobten den Triumph nicht gönnen, ihn kleinmüthig zu sehen. Auch dem Hauptmanne mochte er nicht Anlaß bieten, ihn zu bedauern und aufzurichten, denn die Stellung, welche er jetzt diesem gegenüber einnahm, machte es Oskar zum Bedürfniß, ihm keine Schwäche mehr zu zeigen, sich keine Blößze mehr zu geben. Und endlich und vor Allem war es der Hinblick auf Flora, die sich ihm angeboten mit ihm zu leiden und zu tragen, der ihm

die Pflicht der Selbstbeherrschung auferlegte. Er liebte sie zu sehr, um ihr ein Mitleid an einem Schmerze zuzumuthen, den er selbst zu überwinden sich den Muth und auch die Kraft zutraute.

Welch einen Fortschritt diese eine Stunde seines einsamen Weges in ihm zum Abschluß brachte, das wußte er nicht. Von einem Jünglinge, der Liebe gesucht und Beistand erwartet hatte, war er zu einem Manne geworden, der sich selbst zu vertrauen begann, der sich Rücksichten und Pflichten gegen Andre zuerkannte, der nicht mehr geschont zu werden, sondern Andern Schonung angedeihen zu lassen wünschte, und mit diesem bestimmten Vorsatz war es, daß er heimgekehrt, sich zu Anna begab.

Er war sonst niemals ohne eine gewisse Beklommenheit zu ihr gegangen, heute war er ruhig. Er hatte sich darauf gefaßt gemacht, Walther bei ihr zu treffen, aber er fand sie allein, und sie kam ihm mit einer Befangenheit entgegen, die seine Fassung wachsen machte. Lieber, lieber Oskar! rief sie, indem sie ihm beide Hände reichte, und die Stimme bebte ihr dabei, daß sie inne halten mußte. Er drückte und küßte ihr die Hand und wünschte ihr mit einfachem Worte, daß sie glücklich sein möge.

Ja! das werde ich sein! versicherte sie, das werde ich sein, denn mein Leben findet in der Verbindung mit Walther seinen stets ersehnten Abschluß; und das Schicksal, das uns Alle so wunderbar hieher zusammenführte, birgt im Schooße der Zukunft auch für Sie theurer Oskar! noch ihr reiches Glück. Beklagen Sie es nicht, daß Sie nach Rom gekommen sind, daß —

Wie könnte ich das! rief Oskar, da ich Sie hier gefunden, da ich mich selber erst neben Ihnen gefunden, und erst hier das Leben zu leben begonnen habe. Sorgen Sie nicht um mich! Denken Sie nur an sich selbst liebe Anna und daß ich mich freue, wenn Sie befriedigt sind. — Er war dabei gerührt, doch fühlte er sich zufrieden, weil die Selbstbeherrschung ihm gelang.

Aber was werden Sie thun? fragte sie. Er sah sie an, als verstehe er den Sinn ihrer Worte nicht. Wohin werden Sie gehen? fügte sie hinzu.

Ich bleibe hier! antwortete er, und es entstand darauf eine Pause, denn Beide hielten die Gedanken zurück, die sie beschäftigten. Oskar konnte es nicht ertragen, daß Anna, welche jetzt die Braut eines Andern war, sich darum sorgte, wie er ihren Verlust ver-

schmerzen werde. Dies Mißbehagen von seiner Seite ging so weit, daß es ihm über seinen Schmerz hinweg half, und einen bestimmten Trotz in ihm hervorrief. Anna hingegen fing an sich ihrer Sorge um ihn als einer Eitelkeit zu schämen, und wie sein Ton ein ruhiger wurde, so wurde der ihrige gleich zurückhaltend. Oskar blieb bei ihr, weil er sich immer lange bei ihr aufgehalten hatte wenn er sie besuchte, und sie mochte ihn heute weniger noch als sonst von sich entfernen, aber sie hatten einander Nichts zu sagen. Keine Art von Unterhaltung wollte gedeihen, und der junge Mann bemerkte, daß Anna öfter nach der Uhr sah. Er fragte, ob sie Walther erwarte, sie versetzte, er habe um Mittag kommen wollen, und es dünkte Oskar, als nehme sie an, daß er sie vor dieser Zeit verlassen werde. Indeß er wollte vor dem Bildhauer den Schein nicht auf sich laden, ihn zu fliehen, und er blieb. Es war nicht nur das Gefühl der Nebenbuhlerschaft, das ihn dazu veranlaßte, sondern das Bedürfniß des Jünglings, sich neben dem Manne zu behaupten. Trotzdem klopfte ihm das Herz, als er die Schritte Walthers vor der Thüre hörte, und Anna ihm entgegeneilte, als Jener in das Zimmer trat und seine Braut umarmte.

Zorn und Schmerz faßten Oskar mit einem Male gewaltsam an. Jetzt hätte er aufschreien, jetzt es hindern, jetzt sich entfernen mögen, denn der sinnliche Eindruck, den in solchen Fällen die erlebte Thatsache auf uns ausübt, macht sie uns eigentlich erst recht zur Wirklichkeit; aber Walther's Sicherheit und Freimuth kamen dem jungen Manne zu Hilfe. Anna hatte eine ängstliche Vorsicht gegen denselben beobachtet, der Bildhauer jedoch ging freundlicher, als er sich ihm je gezeigt, auf Oskar zu, und sagte: Ich habe es Ihnen vor einiger Zeit verweigert lieber Baron! Ihnen die Büste Anna's zu machen, weil ich Ihnen nicht mehr gönnte, als ich selbst besaß. Wir Männer sind einmal Egoisten. Jetzt aber, da ich Anna die Meine nenne, will ich Ihnen die Büste machen, als ein Andenken an sie und mich, und Sie sollen Rom nicht verlassen ohne dies Geschenk! — Er gab ihm bei den Worten zum Zeichen seines Versprechens die Hand, Anna umarmte den Bräutigam dafür, und ihr gegenseitiges Verhalten war damit in die rechte Bahn gelenkt. Als Oskar sich aber entfernte, war er zwar gefaßt wie in dem Augenblicke seines Kommens, doch trauriger als in demselben. Die Braut des Bildhauers, die künftige Hausfrau und Gefährtin desselben

mochte Oskarn immer ihre Freundschaft gewähren, ihre Theilnahme, ihre Nähe mochten ihm gegönnt sein, sie war nicht mehr die Anna, zu der er wie zu einer Heiligen emporgeblickt hatte. Dem Manne erhält das Weib erst seine Vollendung als Gefährtin seiner Arbeit, als Mutter seiner Kinder, als Stütze seines Hauses, und das Höchste, was er wünschen kann, ist des Weibes Ebenbürtigkeit mit ihm. Der Jüngling aber verlangt in der Geliebten ein Wesen höherer Art zu finden, er will sie allem Irdischen und allen Erdenmühen entrückt sehen. In dem Augenblicke also, in welchem Walther in Anna die ersehnte Gattin gewann, verlor Oskar in ihr das Weib, wie er es geträumt hatte, verlor er in ihr sein Ideal.

Sechszehntes Kapitel.

Oskar hatte an jenem Tage nicht lange Zeit, über sich selbst und seine Empfindungen nachzudenken, weil ein unvorherzusehendes Ereigniß ihn in Anspruch nahm.

Er hatte von Anna zurückkommend eben sein Haus erreicht, als ihm noch auf der Treppe Antonio entgegentrat. Seit zwei Tagen war der Bursche umhergelaufen, von Marietta zum Pater, von dem Pater nach der Wohnung der Gräfin. Stundenlang hatte er geharrt, ob sie nicht ausfahren, ob er sie dabei nicht sprechen könne, aber immer war Andraja mit ihr gewesen, und Antonio hatte sich dem Blicke desselben entzogen, um sich und der Gräfin nicht neue Ungelegenheiten zu machen. Endlich, da er die Hoffnung aufgeben müssen, zu der Gräfin zu gelangen, hatte er seine Zuflucht zu Oskar genommen, aber auch

dieser war nicht zu Hause gewesen, und die Minuten waren dem wartenden Burschen wie Stunden lang geworden. Mit großer Aufregung eilte er auf Oskar zu, als er ihn endlich kommen sah.

Gottlob, daß Sie da sind! rief er. Seit Stunden warte ich auf Sie! Sie müssen mir helfen, gnädiger Herr! Sie müssen meine Gräfin retten, oder Alles ist verloren!

Dir helfen? Die Gräfin retten? Was ist denn geschehen? fragte Oskar, den die Aufregung des Knaben das Schlimmste fürchten ließ.

Er ist todt! Monsignore Marcello ist todt! flüsterte der Knabe leise, der Chevalier hat es gewußt. Er hat die Gräfin betrogen! Schon am Neujahrstage ist er gestorben! Und wir glaubten, er lebte noch; wir hofften auf seine Freiheit! Der schändliche Verräther! Der verruchte Mörder!

Diese unzusammenhängenden Ausrufe konnten Oskar nicht aufklären. Du redest irre! sprach er, komm herein, besinne Dich, was ist geschehen?

Er öffnete dabei die Thüre seines Zimmers und nahm den Burschen mit sich hinein. Das Warten auf der dunkeln Treppe hat die Aufregung und Leidenschaft Antonio's gesteigert. Jetzt, da das Tageslicht

und die geordneten Räume ihn umgaben, sammelten sich seine Vorstellungen, und er sprach auf Oskar's Frage, was geschehen sei: Ich hab's gesagt, Signor! mein Wohlthäter ist todt, gestorben im Gefängniß, lange schon. Und Niemand, Niemand, der es meiner armen Gräfin hinterbrächte!

Schmerz und Grimm erstickten seine Stimme, aber auf des jungen Mannes Frage, woher er diese Nachricht habe, weshalb er die Livree der Gräfin abgelegt? erzählte Antonio Alles, was sich begeben hatte, und schloß mit der Bitte, Oskar möge ihm dazu verhelfen, daß die Gräfin die Nachricht von dem Tode des Prälaten gleich empfange. Sie haben mir schon einmal beigestanden, Herr Baron! sagte er, daß ich der Gräfin die Kunde von der Gefangennehmung meines Wohlthäters bringen konnte. Damals waren noch gute Zeiten, damals war sie noch Herrin in ihrem Hause, damals war sie noch frei in ihrem Hause, zu sehen wen sie wollte und nicht wollte; aber jetzt, da sie selbst wie eine Gefangene darin ist, jetzt dringe ich nicht zu ihr, wenn Sie's mir nicht erwirken. Und wenn ich ihr auch schreiben wollte, sie kennen meine Schrift im Hause, und kein Brief kommt in ihre

Hände, ohne daß der dreimal verfluchte Chevalier davon weiß.

Und was willst Du, daß ich für Dich thun soll? fragte Oskar, der den Burschen leiden mochte und Antheil an ihm nahm, weil er es gewesen war, der Antonio in das Haus der Gräfin gebracht hatte.

Erst wollte ich Sie bitten, Signor, meinte Antonio, daß Sie mich hinsendeten zur Frau Gräfin, als hätten Sie mich in Ihren Dienst genommen, aber das war ein thörichter Gedanke, denn sie lassen mich nicht vor. Alles was ich zu erflehen habe, ist also, daß Sie, Sie selbst es meiner Herrschaft sagen, was geschehen ist, und wen sie in das Grab getragen haben.

Oskar besann sich unentschlossen eine Weile. Der leidenschaftliche Gram des Burschen hatte etwas so Ergreifendes, daß der Jüngling sich geneigt fühlte, ihm zu willfahren, aber eben diese seine Leidenschaftlichkeit und die Lage der Gräfin machten ihn bedenklich. Niemand von allen ihren Bekannten hatte sich über diese Lage getäuscht, Jeder wußte es, welchen Rücksichten Andraja ihre Zustimmung und ihre Hand verdankte, und in diese unheilvollen Verhältnisse eine so trostlose Nachricht hineinzuschleudern, eine Nach-

richt, die sich allein auf den Bericht des Knaben stützte, dünkte ihn unverantwortlich.

Antonio hing wie gebannt an seinen Mienen. Sie werden nicht gehen Signor! rief er, da er sah, daß Jener zögerte. Sie werden nicht gehen so muß Marietta hin, es ihr zu sagen! Damit wendete er sich nach der Thüre, aber Oskar hielt ihn zurück.

Ich werde nicht gehen, jetzt noch nicht, sagte er bestimmt und fest, aber auch Marietta wird nicht gehen, und Du selbst wirst schweigen und Dich ruhig halten, bis wir Weiteres wissen.

Aber was wollen Sie wissen? fragte der junge Diener, der an Gehorsam gewöhnt, sich von dem im Tone des Befehles ausgesprochenen Rathe wider seinen Willen beherrscht fühlte.

Ich will hören was an der Sache ist!

O! rief Antonio, er ist todt, so gewiß todt, als ich wollte, daß er lebte, und —

Wenn Monsignore Marcello wirklich todt ist, wie Du sagst, sprach Oskar, so soll die Frau Gräfin es erfahren.

Und durch Sie? fragte der Bursche.

Durch mich! antwortete Oskar, der sich in das Nebenzimmer begab, in welchem er den Haupt-

mann wußte, um mit diesem zu berathen, was zu thun sei.

Unwillkürlich folgte Antonio ihm bis zur Thüre, als käme er der Entscheidung damit näher, und die dunkeln Augen auf den Eingang geheftet, das Ohr gespannt, stand er da, voll Unruhe und voll Erwartung, während die Beiden in schneller Ueberlegung die Sache durchdachten.

Auch der Hauptmann schenkte der Nachricht von Marcello's Tode keinen unbedingten Glauben, sondern war geneigt sie als eine von dem Chevalier absichtlich herbeigeführte Täuschung anzusehen, dem die Trauer seiner Braut um einen Todten weniger quälend sein mußte, als ihre Sehnsucht nach dem Lebenden, und ihr Verlangen ihn befreit zu wissen. Lag aber dem Chevalier, dem Neffen des mächtigsten Mannes im Staate, wirklich daran, die Nachricht von Marcello's Tode zu verbreiten, so hatten ihm gegenüber die beiden Fremden wenig Aussicht, sich von dem Gegentheile zu überzeugen; wie es anderer Seits für sie ein schweres Unternehmen war, sich in Rom Gewißheit über den Tod eines Staatsgefangenen zu verschaffen, wenn man den Vorsatz hegte, denselben nicht kund werden zu lassen. Dennoch beschlossen sie

an das Werk zu gehen, welches die Freundschaft für die Gräfin ihnen als Pflicht erscheinen ließ.

So kurz aber die Unterredung der beiden Freunde auch gewährt, dennoch hatte die Zeit der Ungeduld Antonio's lang gedäucht, und den grauen Filzhut fest wie einen Knäuel in seiner Hand zusammengedrückt, trat er ihnen mit dem fragenden Ausruf entgegen: nun Signori! werden Sie's ihr sagen?

Ja! Sobald wir die Gewißheit haben! bedeutete ihn der Hauptmann, wie sein junger Freund es schon vorher gethan hatte.

Die Gewißheit? Die Gewißheit? rief der Knabe, und habe ich es nicht gesehen das kleine Kruzifix, das Monsignore Marcello auf der Brust getragen unter seinem Hemde? Es fiel einmal heraus, als meine Mutter schwer darniederlag, und er sich zu ihr niederneigte! Er hätte es nie gegeben, so lange er lebte, denn ich habe es gesehen, er liebte es! Er hätt' es nie gegeben! fügte er bekräftigend hinzu.

Aber einem Gefangenen kann man nehmen, was man ihm nicht lassen will! bemerkte Saint Armand.

Der Bursche fuhr empor, starrte die beiden Fremden an, und sprach, von seiner Verzweiflung schnell zur Hoffnung übergehend, mit einer Stimme, welche

der jähe Wechsel der Empfindungen zusammenpreßte: Sie glauben — Sie glauben, daß er lebt? Und sie haben es ihm genommen, die Vermaledeiten? — Dann warf er seinen Hut mit gewaltsamer Bewegung ein Ende von sich auf die Erde, und rief: oh! er lebt! er lebt also! und sie lassen uns weinen, und meine arme theure Gräfin soll auch weinen! Nun gehe ich zu ihr, nun mag mir geschehen was da will! die Schurken!

Mit diesen Worten wollte er abermals das Zimmer verlassen, und noch einmal hielt Oskar ihn zurück, bis es seinen und Saint Armands Vorstellungen gelungen war, ihn zur Einsicht und zur Ruhe zu bringen. Dann entließen sie den Knaben mit dem Auftrage, ihnen am andern Morgen um die Marktzeit eine Zusammenkunft mit Pater Salvatore auf der Piazza Navone zu verschaffen, wo bei dem Zusammenfluß von Menschen eine Unterredung am leichtesten verborgen bleiben konnte, die auffallen mußte, wenn die Fremden den Greis in seinem Kloster zu besuchen gingen. Der Hauptmann begab sich darauf zum Doktor, ihn in das Geheimniß zu ziehen, und Rath zu fordern von seiner genauen Kenntniß der Zustände und der Personen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Aussagen des Paters hatten am folgenden Tage die Nachricht bestätigt, welche Antonio den Fremden gebracht. Er konnte, da er Vincenzo Beichte gehört, kein Mißtrauen in ihn setzen, und es blieb also nur zu überlegen, wie und durch wen man die Gräfin von dem Ereignisse in Kenntniß setzen lassen solle. Der Doktor rieth dazu, den Mönch zu wählen; aber dieser, der immer ein Gegner der Gräfin gewesen, weil es ihm ein Bedürfniß war, sie als die Verderberin seines Marcello's zu betrachten, lehnte die Forderung auf das Bestimmteste ab, und nur mit Mühe erlangten sie es von ihm, daß er ihnen das Kruzifix des Prälaten überließ.

Natürlich entstand jetzt die Frage, wer unter diesen Umständen der geeigneteste Ueberbringer der Bot-

schaft sein würde. Saint Armand hatte die Gräfin seit ihrer Verlobung nicht wieder gesehen, weil er sich ihr als einen Gegner des Chevalier gezeigt, und mit dem Doktor hatte sie es seit längerer Zeit geflissentlich vermieden, über ihre persönlichen Verhältnisse zu sprechen, als fürchte sie vor dem alten Freunde mehr davon zu verrathen, als sie wollte und wagte. Dennoch war er es, der sich erbot zu ihr zu gehen, indeß Oskar verlangte dies als ein Recht für sich.

Antonio hat sich an mich gewendet, sagte er, aber abgesehen davon, glaube ich, daß ich es thun muß. Seit ich Antonio an jenem ersten Abende bei der Gräfin eingeführt, hat sie mir immer eine große Freundlichkeit bewiesen, und manchmal Aeußerungen gegen mich gethan, die mir ihre Sorgen und ihren Kummer klagten. Auch jetzt ist darin Nichts geändert, und als ich ihr nach ihrer Verlobung, wie ich mußte, Glück wünschte, sagte sie mir mit ihrem traurigen Tone: Lernen Sie es auch schon sich in die Umstände zu schicken und aus Höflichkeit zu heucheln? Danach hat sie mich immer wieder zu kommen gebeten, und ich glaube, fügte er bescheiden hinzu, sie hat mich gern, weil ich ihr durch mein Kommen Erinnerungen an bessere Tage wachrufe, ohne daß der Wi-

derwille des Chevaliers gegen ihre anderen früheren Bekannten sich auf mich erstreckt.

Der Doktor und vor Allen Saint Armand wollten das nicht gelten lassen. Sie übersahen besser als der junge Mann die Trageweite eines solchen Schrittes, und der Hauptmann drang endlich mit der Ansicht durch, daß hier von einer Schonung der Verhältnisse nicht mehr die Rede sein könne, sondern nur davon, ob man der Gräfin überhaupt den Tod Marcello's verschweigen wolle oder nicht. Sei man zu dem Letztern entschlossen, so sei er sicher der Geeigneteste für das Amt der Mittheilung. Denn, sagte er die Gräfin wird sich von Andraja lossagen und, er ist nicht der Mann, sie leichten Kaufes aufzugeben, oder es demjenigen zu verzeihen, der ihr zur Kenntniß der Wahrheit verhalf.

Das habe ich auch nicht erwartet! rief Oskar lebhaft, und ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, ihm Rede zu stehen!

Da nahm der Hauptmann seine Hand und sprach: ich bin zwar nicht mehr Ihr Erzieher oder Ihr Mentor lieber Freund! aber einem Andraja zu begegnen bin ich doch geeigneter als Sie, und selbst als unser Doktor, da mich an Rom Nichts fesselt und ich es ohnehin

verlassen wollte. Gönnen Sie mir den Ritterdienst jenem Glücksritter gegenüber!

Der Doktor stimmte ihm bei, und noch in derselben Stunde machte der Hauptmann sich auf den Weg.

In der Wohnung der Gräfin angekommen, ließ er sich bei ihr melden. Der Diener, der ihn mit jener Verwunderung empfangen hatte, welche seines Gleichen einem dem Hause entfremdeten Gaste entgegensetzen, brachte den Bescheid zurück, daß seine Herrschaft behindert sei, den Herr von Saint Armand zu sehen. Er sprach das mit einem nicht verborgenen Uebermuthe, denn die vielfachen Demüthigungen, welche die Dienenden immer noch erfahren, machen sie geneigt, ein hartes Recht der Vergeltung zu üben, wenn sich ihnen die Gelegenheit dazu günstig zeigt. Der Hauptmann aber beachtete das nicht weiter. Er wiederholte seine Forderung beharrlich und wurde vorgelassen.

Es war gegen Ave Maria und der Tag im Sinken. In dem Boudoir der Gräfin brannte schon die Lampe, als der Hauptmann bei ihr eintrat. Er hatte sie seit einigen Wochen nicht gesehen, und die große Veränderung, welche in dieser Zeit mit ihr vorge-

gangen war, fiel ihm traurig auf. Ihre Gestalt hatte die Fülle und Elastizität verloren, die klare Marmorfarbe ihrer Haut war stumpf geworden, und ihre Haltung, vor Allem aber ihre Stimme, verriethen einen Grad der Ermüdung und Gebrochenheit, welche alle Voraussetzungen des Hauptmannes noch übertrafen.

Verzeihen Sie, Herr von Saint Armand, redete sie ihn an, daß ich zögerte, Sie zu empfangen. Sie werden es mir ansehen, meine Gesundheit ist nicht gut. Meine Nerven sind angegriffen, und ich bin dadurch so sehr ruhebedürftig geworden, daß es mich zwingt, mich zurückzuziehen! —

Der Hauptmann bemerkte, daß er ihren Zustand mit Bedauern sähe, und fragte, weshalb sie den Doktor nicht zu Rathe ziehe, dem sie doch sonst ihr Vertrauen geschenkt habe? Sie entgegnete, daß Andraja diese Zuversicht in ihres früheren Arztes Kunst nicht theile, und gewünscht habe, sie möge sich eines Italieners, des Arztes ihrer künftigen Familie bedienen. Damit war die Unterhaltung zu Ende, denn die Gräfin fühlte sich durch den Gedanken beengt, daß Saint Armand auch in diesem Punkte ihre Unfreiheit bemerken würde, und der Rest ihres Selbstgefühls

machte ihr das drückend. Grade diese Ermüdung der unglücklichen Frau, der selbst ein Gespräch mit einem Fremden lästig geworden war, erschwerte es dem Hauptmann aber, sich seines Auftrages zu entledigen. Er hatte sich die Gräfin anders vorgestellt. Er hatte darauf gerechnet, daß sie mit irgend einer Frage um die Ursache seines Erscheinens ihm entgegenkommen werde. Da dies nicht geschah und die Zeit ihm kostbar war, weil jeder Augenblick die Ankunft Andraja's mit sich bringen konnte, mußte er eilen einen Anfang zu machen, und mit dem unverstellten Tone des Mitleids, welches ihn bewegte, sprach er: Leidend, wie ich Sie finde, gnädige Gräfin! würde ich nicht wagen Sie zu stören, wenn ich Ihnen nicht eine Kunde zu bringen hätte, die Ihnen vorzuenthalten ich nicht über mich gewinnen konnte!

Er schwieg behuthsam, sie sah ihn ängstlich forschend an. Wenn Ihre Nachricht derjenigen gleicht, welche Sie mir einmal brachten, sagte sie mit scheuer Vorsicht, so bitte ich Sie Herr von Saint Armand! mir dieselbe lieber zu verschweigen.

Ihre ganze Hoffnungslosigkeit lag in den Worten, und doch zugleich eine Festigkeit, welche dem Hauptmanne den Muth gab, zu reden. Es handelt

sich nicht um Herrn von Andraja, bemerkte er, sondern um ein Andenken an einen Freund, das ein Zufall in meine Hände gegeben hat.

Die Gräfin wurde achtsam. Ein Andenken? wiederholte sie, und ihr Auge heftete sich auf den Hauptmann mit erwachender Spannung.

Es ist ein Kruzifix, er hielt inne, ein kleines, hölzernes Kruzifix —

Geben Sie, um aller Heiligen Willen, geben Sie es mir! rief sie errathend und aufflammend, indem sie ihre Hand ausstreckte, es zu empfangen.

Der Hauptmann zog es aus dem Portefeuille hervor, und kaum hatte die Gräfin es erblickt, als sie es inbrünstig gegen ihre Lippen preßte, und dann in Thränen ausbrechend, ihr Gesicht mit ihren Händen verbergend, auf den Sitz zusammensank, von dem sie sich erhoben hatte. Sie weinte krampfhaft. Der Hauptmann wagte ihr nicht zuzusprechen, sie nicht zu trösten. So vergingen ein Paar Minuten, bis die Gräfin sich aufrichtete, und sich beherrschend so gut sie es vermochte, dem Hauptmanne die Hand gab.

Wann ist er gestorben? fragte sie, und das Wort sträubte sich über ihre Lippen zu gehen, daß Saint Armand es kaum vernahm. Wann ist er gestorben?

denn dies Kruzifix sagt mir, daß er todt ist! wiederholte sie mit gewaltsamer Festigkeit.

In der Neujahrsnacht ist er entschlafen! versetzte der Hauptmann, aber ich erfuhr es erst jetzt.

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich ihrer Brust. Die furchtbare Nachricht von dem Tode des Mannes, der die einzige Liebe ihres Lebens gewesen war, das Grauen vor ihrer Verlobung fast in der Stunde seines Scheidens, der Abscheu gegen Andraja, der ihre Liebe für Marcello nutzend, sie zu dieser Verlobung in solcher Stunde zu zwingen, und sie mit so beharrlicher Verstellung zu täuschen vermocht, bestürmten sie mit einemmale und lasteten auf ihr wie das Bewußtsein einer furchtbaren Schuld, wie die lähmende Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen. Wohin ihr Auge sich wendete, in ihre Vergangenheit, wie auf ihre Zukunft, nirgend war ihr ein Trost bereit, und dieses Gefühl ihres Elends machte sie stumm und ließ ihre Thränen versiegen. Regungslos, mit dem Ausdruck der Betäubung, starrte sie vor sich hin. Diese Augenblicke innerer Fühllosigkeit sind eine Rettung, welche die Natur sich selbst bereitet, eine Pause im Leben, in der sie sich Kraft zu neuem Leiden schöpft. Alle einzelnen Schmerzen, das ganze Unter-

scheidungsvermögen hören dann für eine kurze Weile auf. Es ist als ob in dieser Stille, die Erkenntniß des Verlustes, die Gewißheit des Unglücks sich unmerklich festwurzelten in dem Menschen. Denn wenn er wieder zu sich kommt, wenn die Betäubung von ihm weicht, ist es klar in ihm, und er steht seinem Schicksal Auge in Auge gegenüber.

Als die Gräfin das Haupt erhob, fiel ihr Blick auf Saint Armand, und mit flehender Bitte, die müden Hände gefaltet, sprach sie: reden Sie! reden Sie! daß ich von ihm höre!

Es lag ein furchtbarer Schmerz, der Ausdruck ihres ganzen erduldeten Unglücks in den Worten. Der Hauptmann erzählte, was er wußte, sie hörte ihm mit strenger Selbstbeherrschung zu. Nur hie und da störten ein Seufzer oder eine leise Frage seinen Bericht. Als er geendet hatte, reichte sie ihm schweigend ihre Hand, und schwere Thränen fielen aus ihren Augen nieder.

Kann ich irgend Etwas für Sie thun? fragte Saint Armand voll Rührung, oder was denken Sie zu thun, gnädige Gräfin?

Ich habe Nichts mehr zu thun! Nichts! antwortete sie tonlos.

Unentschlossen, was er beginnen sollte, stand der Hauptmann da. Zu bleiben, ohne daß sie ihn dazu einlud, hatte er kein Recht; sie zu verlassen, trug er Bedenken. In dem Augenblicke hörte man Schritte im Nebenzimmer, und mit dem Ausruf: Bleiben Sie! bleiben Sie! ich kann ihn nicht sehen! jetzt nicht! jetzt nicht mehr! eilte sie in ihr Schlafgemach, während die Thür des Saales heftig geöffnet wurde, und ohne alle Meldung der Chevalier eintrat. Er maaß den Hauptmann mit übermüthiger Geberde von Kopf bis Fuß. Sie sehen mich eben so überrascht, Herr Hauptmann! sagte er mit hochfahrendem Spotte, Sie hier zu finden, als erstaunt über die Abwesenheit der Frau Gräfin.

Der Hauptmann bewahrte seine ruhige Fassung. Meine Sie überraschende Anwesenheit hängt mit der Ihnen auffälligen Entfernung der Frau Gräfin zusammen! entgegnete er kalt. Sie hat sich zurückgezogen, weil sie sich der Ruhe bedürftig fühlte.

Zurückgezogen? rief der Chevalier in ausbrechendem Zorne, und welchem sonderbaren Zufalle verdanke ich denn die überraschende Ehre, Sie hier noch in dem Zimmer meiner Braut zu finden, wenn dieselbe es verlassen hat?

Dem Auftrage, welchen ich Ihnen im Namen derselben auszurichten habe. Die Gräfin fühlt sich nicht im Stande, Sie in diesem Augenblicke zu empfangen, da sie jetzt eben den am Neujahrstage erfolgten Tod des Monsignore Marcello durch mich erfahren hat.

Kapitain! schrie der Chevalier, und streckte den Arm sinnlos vor Zorn nach Jenem aus, als wolle er ihn bei der Brust ergreifen, aber in dem nämlichen Momente bemeisterte er sich auch wieder. Es entstand eine kurze athemlose Pause zwischen den beiden Männern, denn bleich und leise wie eine Erscheinung trat die Gräfin ein, und als wirke ihr Kommen ein Wunder, so plötzlich wandelte sich die ganze Haltung des Chevaliers um.

Mit dem Ausdruck der größten Zärtlichkeit eilte er auf sie zu. Theure Hedwig! rief er, Sie sehen mich in Verzweiflung über die unverantwortliche Unvorsichtigkeit, mit welcher man Ihnen enthüllt hat, was ich Ihnen zu verbergen wünschte, bis ich selbst —

Die Gräfin ließ ihn nicht zu Ende sprechen. Mit einer Ruhe und Würde, die jede Widerrede unmöglich machten, sagte sie: ich danke es Herrn von Saint Armand, daß er die verwirrende Angst der Ungewißheit von mir genommen hat, aber ich habe Samm-

lung nöthig, und ich bitte Sie also Beide, mich zu verlassen.

Und auch mich schicken Sie fort? fragte Andraja erbleichend, da ich Ihnen doch sagen, erklären möchte —

Ich fühle mich unfähig für jede weitere Mittheilung und Unterhaltung! entgegnete sie, aber Sie sollen morgen, in der Frühe von mir hören! Und beiden Männern Lebewohl sagend, zog sie sich zurück.

Es war eine sonderbare Empfindung, mit welcher Saint Armand und Andraja einander gegenüber standen, der Hauptmann entschlossen den Ort nicht vor dem Chevalier zu verlassen, und dieser das Herz voll überschwellendem Zorne, gebändigt durch den Platz auf dem er sich befand. Das währte kaum eine Minute, aber eine Minute ist kurz oder lang, je nach den Gefühlen, mit denen man sie zu durchleben hat. Endlich schritt Andraja der Thüre zu, der Hauptmann folgte ihm auf dem Fuße. So gingen sie durch den Empfangssaal, durch die ganze Reihe der Zimmer, und durch den Vorsaal, immer schweigend, immer neben einander, immer gefolgt von dem Diener.

Ein ganzes Leben in dauernder Feindschaft zugebracht, konnte keinen tiefern Haß erzeugen, als dieser kurze Weg ihn in den beiden Männern zur Reife

brachte. Als der Diener die letzte Thüre öffnete, sagte der Chevalier: Morgen, sobald die Frau Gräfin sich erhoben hat, will ich Nachricht von ihrem Befinden haben! — Der Diener neigte sich, dem Befehle zu entsprechen bereit, und die beiden Kavaliere verließen das Haus.

In dem Momente, in welchem sie sich zu trennen hatten, trafen ihre Augen sich. Wir hören von einander! rief Andraja kurz und drohend. Ich erwarte das! entgegnete der Hauptmann mit gehaltenem Tone, und Jeder von ihnen schlug den Weg nach seiner Wohnung ein.

Achtzehntes Kapitel.

Man muß lange in den Qualen der Ungewißheit, auf der Folter zwischen Furcht und Hoffen gelebt haben, um zu verstehen, daß man in der traurigsten Gewißheit eine Art von Glück, und bei einem unersetzlichen Verluste jene tröstende Ruhe empfinden könne, deren die Gräfin nach der Entfernung der beiden Männer genoß. Alles Zwiespaltige, alle Verstellung, alle Heuchelei ihrer bisherigen Zustände und Verhältnisse hatten für sie jetzt ihr Ende erreicht. Es gab Nichts mehr was sie zu verbergen, Nichts mehr was sie zu erlangen wünschte. Sie fühlte sich durch den Tod Marcello's ihm erst recht verbunden, es war ihr, als habe ihr Zusammenhang mit den Lebenden jetzt aufgehört, als habe Niemand mehr einen Anspruch an sie. — Weil sie den Geliebten nicht krank, nicht todt gesehen, dachte sie ihn immer nur in der Gestalt, in welcher

sie ihn zuletzt erblickt hatte. Die Nacht, in der sie von einander geschieden waren, kehrte ihr in voller Deutlichkeit in das Gedächtniß zurück, und ohne eigentlich zu wissen, daß sie es that, trat sie auf die Gallerie hinaus, von welcher sie ihn zuletzt gesehen hatte. Da aber, als sie da stand in der stillen, sternenhellen Nacht, als Nichts sich regte, als Alles still blieb, Niemand hervorkam um die dunkle Ecke des Palastes, wie nach jenem Scheiden, da überfiel sie der unaussprechliche Jammer, das: Nie wieder! Und der Trennungsschmerz zerriß ihr die Seele.

Es ist eine entsetzliche Befremdung mit welcher man nach einer solchen Erfahrung, in die gewohnte Umgebung wieder eintritt. Die Lampe in dem Zimmer der Gräfin brannte ruhig fort, wie sie sie verlassen hatte, das Zimmer war dasselbe wie seit Jahren, aber es dünkte sie leer und verwandelt, und sie fühlte, daß sie nicht mehr heimisch darin werden, daß sie nirgend auf der Welt mehr heimisch werden könne, da Marcello nicht mehr in ihr lebte. Eine Sehnsucht, wie sie sie nach dem Lebenden nur je gefühlt, zog sie zu dem Todten. Ihre ganze Seele rief nach ihm. Es war ihr als erweitre das Verlangen nach ihm ihr das Herz in der Brust, und mit einem Male tauchte

aus ihrem brünstigen Gebete zu dem Geliebten, ihr die beseeligende Hoffnung auf, ihm einst in einer andern Welt vereint zu werden.

Zeige mir den Weg durch's Leben, rief sie, den ich gehen soll zum Tode, in dem fortan mein Leben und mein Hoffen ruht! Zeige mir den Pfad durch das Dunkel, der mich zu dem Lichte führt, in welchem ich Dich wieder finde! Trage Du mich, stütze Du mich! rathe Du mir, der Du mir Leuchte warst und Stern in der Einsamkeit und Leere meines armen Lebens!

Sie war dabei auf ihre Kniee gesunken, die Arme flehend gen Himmel gebreitet, den Blick emporgerichtet, als erwarte sie das Antlitz des Gestorbenen zu sehen, seine Stimme zu hören. Aber das Dunkel blieb dunkel, die Stille still, und eine erdrückende Niedergeschlagenheit begann auf sie herabzusinken. Mit einem Male berührte ein schwacher Lichtstrahl ihr Auge. Es war das erste Aufdämmern des Tages und von nahe und fern klangen bald leise ladend, bald ernsthaft mahnend, tönende Glockenstimmen an ihr Ohr. In den Kirchen, in den Klöstern läutete man zur Frühmesse.

Als habe sie den Ton noch nie vernommen, so entzückt lauschte die Gräfin ihm. Ihr Kummer schwieg,

ihr Schmerz entschwand ihr, und wie ein Kind sich besänftigt fühlt von dem leisen Wiegenliede der Mutter, in deren Armen es sich geborgen weiß vor den Stürmen, die draußen in nächtlicher Stunde das kleine Haus umtoben, so sanft beruhigte das Glockentönen das Gemüth der vereinsamten, Schmerzbeladenen. Sie sah im Geiste alle die Männer und Frauen um sich her vereint, die mit ihr beteten in dieser Stunde, die vielleicht auch gelitten und gerungen hatten wie sie jetzt. Aus ihrer trostlosen Verlassenheit fühlte sie sich in eine weite Gemeinschaft aufgenommen, aus den Kämpfen und Irrthümern der Erde sich hingewiesen auf das Jenseits, zu dem alle jene Betenden jetzt ihre Gedanken richteten, zu dem Jenseits, in welches der Geliebte ihr vorangegangen war.

Erst als die letzten Glockenklänge verklungen waren, erhob sie sich von ihren Knieen.

Das war Deine Stimme! rief sie getröstet aus, und ging mit gefaßtem Muthe und innerer Klarheit an die Vorbereitungen, deren sie zur Erfüllung ihrer Absicht bedurfte.

Alles im Hause schlief, sie hatte auch ihrer Dienerin, die bei ihr wachen wollte, befohlen, sich niederzulegen, und die Ruhe, welche um sie herrschte, be-

günstigte ihre Sammlung. Es vergingen mehrere Stunden, während welcher sie Briefe schrieb, Papiere verbrannte und Schmucksachen versiegelte. Als das geschehen war, legte sie sich auf den Sopha um auszuruhen, und verfiel in einen sanften erquickenden Schlaf, wie sie ihn seit langer Zeit nicht mehr genossen hatte. Bei ihrem Erwachen war es heller Tag, und das klarste Sonnenlicht fiel durch die Spalten der Vorhänge in ihr Zimmer. Es mochte gegen neun Uhr sein. Sie schellte, ließ sich ein schwarzes Kleid bringen, und kleidete sich an wie eine Trauernde. Während sie ihr Frühstück einnahm, befahl sie ihren Wagen anzuspannen, und einen kleinen Koffer voll Wäsche zu packen, was Beides schnell besorgt war. Dann rief sie ihre Dienerschaft herbei, sagte derselben, daß sie sich für einige Zeit entfernen, und daß man ihre weiteren Befehle durch den Doktor erhalten würde. Dem Kammerdiener, welcher ihr meldete, daß Herr von Andraja schon in der Frühe dagewesen sei, nach ihrem Befinden zu fragen und daß er wiederkehren werde, gab sie die Briefe, welche sie geschrieben. Es war auch ein Brief an den Chevalier darunter, und sie wies den Diener an, ihn gleich nach ihrer Abfahrt zu besorgen. Darauf hieß sie ihren Wagen vorfah-

ren, blieb noch eine Weile nachdenklich in ihrem Zimmer stehen, und ging dann ruhig hinaus. Ihre Leute folgten ihr schweigend. Niemand wußte was geschehen werde, Alle aber fühlten sich von einer feierlichen Stimmung, von der Ahnung eines Unerwarteten erfaßt. Nachdem sie den Wagen bestiegen hatte, sagte sie Allen noch einmal ein Lebewohl. Dann wurde der Schlag zugemacht.

Wohin befehlen die Frau Gräfin gefahren zu werden? fragte der Diener.

Nach Trinita di Monte in das Kloster! sagte sie mit ihrer gewohnten Weise, aber eine hohe Freudigkeit wachte bei diesen Worten in ihr auf. Sie kam sich wie eine Gerettete, wie eine Befreite vor, wenn sie diesen Augenblick mit jener Stunde verglich, in welcher Andraja am Tage ihrer Verlobung den gleichen Befehl gegeben hatte. Damals hatte sie ihren Eintritt in das Kloster als den Anfang einer langen Leidenszeit betrachtet; jetzt ging sie an derselben Stelle den Frieden zu suchen und die Ruhe.

Der Weg nach dem Kloster war bald zurückgelegt, das Kommen der Gräfin fiel nicht auf. Bei der Neigung, welche sie zu der Oberin und diese zu ihr gefaßt, war sie in den letzten Wochen vielfach

dort gewesen und die Pförtnerin ließ sie ohne besondere Anfrage in das Kloster ein. Als die hohen Mauern sie umfingen, der stille Hof, die schweigenden Gebäude vor ihren Augen lagen, und der weite Garten sich vor ihrem Blicke eröffnete, dünkte es sie, als habe sie nun Alles erreicht, was sie verlangt, Alles gewonnen, was sie je erstrebt: die Einsamkeit mit der Liebe ihres Herzens, unter dem heiligenden Schutze und in der Anbetung des Herzens Jesu.

Ihr erster Gang führte sie in die Kirche. Sie betete inbrünstig und still in der Kapelle, wo Daniel von Volterra's tiefrührendes Bild der Kreuzabnahme auf die Betenden herniederschaut. Darauf verfügte sie sich, der gütigsten Begegnung sicher zu der Oberin, der man sie gemeldet hatte. Aber in den liebevollen Empfang derselben mischte sich ihr Erstaunen über die Trauerkleidung ihrer künftigen Verwandten. Sie fragte darum und Jene erzählte. Das Herzensgeheimniß der Gräfin war der Matrone bekannt. Es dringt mehr Kunde aus der Welt in Klostermauern ein, als man vermuthet, und die hellsehende und milde Oberin hatte in der langen Reihe von Jahren, in welcher sie ihr Amt verwaltet und die Beratherin und Trösterin so vieler Frauen gewesen war, ein

tiefes Verständniß des weiblichen Herzens gewonnen. Es würde ihr nicht gefehlt haben, den Seelenzustand der Gräfin, auch ohne Andraja's Mittheilungen zu erkennen, der von dem Einflusse der Aebtissin sich Gutes für sich selbst versprochen hatte.

Mit ruhigem, mildem Ernste hörte die Oberin die Herzensergüsse der Gräfin an, und ermuthigte dieselbe durch theilnehmende Fragen, ihr die letzten Falten ihres Innern zu erschließen, wenn irgend eine Scheu des Gemüthes, wenn ein Bedenken sie rückhaltig zu machen drohte. Sie wußte, daß eine Wunde nur zu heilen ist, wenn man ihre ganze Tiefe erkannt hat, und ihre natürliche Güte wie ihre Klugheit, ihre Neigung für die Gräfin, wie ihre Liebe für den Neffen, machten sie in diesem unerwarteten Falle doppelt geneigt, sich tröstend und hilfreich zu beweisen. Daß die Gräfin in der Zerrissenheit ihrer Seele sich für die Zurückgezogenheit des Klosters entschieden, daß sie sich vertrauensvoll zu ihr geflüchtet hatte, sah die Oberin als eine Fügung des Himmels an. In diesem Sinne nahm sie die Trauernde an ihr Herz und unter ihre Obhut, ohne daß sie sich vermessen hätte, in diesem Augenblicke zu entscheiden, was mit der Gräfin in der Zukunft werden solle.

Die Oberin selbst hatte das Leben und die Leidenschaften gekannt, und es war kein freier Entschluß gewesen, der sie zur Nonne gemacht. Es hatte sie eine große Ueberwindung, schwere Entsagungen gekostet den Weg zu wandeln, den ihre stolze, aber mittellose Familie für sie ausersehen, und erst in späten Jahren, da sie Aebtissin des Klosters geworden, hatte sie, ausgesöhnt mit ihrem Berufe, jene Milde für Andere gewonnen, welche ihr jetzt die Herzen der Frauen eröffnete. Aus Freude an Thätigkeit und an Herrschaft war sie eine zweite Vorsehung für das ihr anvertraute Kloster und für seine Nonnen geworden, und da alljährlich eine große Anzahl von Frauen aus den höheren Ständen gegen die Osterzeit ihre mehrwöchentlichen Bußübungen in dem Kloster auf Trinita di Monte zu machen kam, so hatte die Oberin nur um so öfter Gelegenheit immer neue Blicke in das Leben derselben zu thun und der Außenwelt in der Abgeschiedenheit der Klostermauern nahe zu bleiben.

Nicht mit einem Worte versuchte sie die Gräfin von ihrem Entschlusse abzuwenden. Sie billigte denselben vielmehr vollständig, und ließ augenblicklich eine der Zellen für sie herrichten, welche zum Empfange

der Damen während der Fastenzeit bestimmt waren. Sie übernahm es sogar, ihren Neffen mit der Absicht der Gräfin auszusöhnen, falls er sich an sie wenden sollte, und während sie die Gräfin zur Einkehr in sich selbst ermahnte und sie an den Beichtiger des Klosters verwies, war sie der Meinung, auf diese Weise die schmerzbeladene Frau für den Moment zu trösten und zu stärken, indem sie ihr zugleich den Weg offen hielt zur Rückkehr in die Welt, und zu der Verbindung mit Andraja, welche gelöst zu sehen, die Aebtissin selbst nicht wünschte.

Mit klugem Sinne überlegte sie die Lage der Dinge. Es war unzweifelhaft, daß die Nachricht von dem Tode des gefangenen Prälaten, jetzt, da so Viele um denselben wußten, sich bald in der Gesellschaft verbreiten würde, unzweifelhaft, daß eine baldige Verheirathung der Gräfin, gegen diese wie gegen Andraja vielfache Mißbilligung erzeugen mußte. Ein Aufschub dieser Verbindung schien dadurch geboten, und dieser konnte nicht schicklicher erklärt, nicht besser ausgefüllt, die künftige Ehe konnte nicht würdiger vorbereitet werden, als durch diesen Aufenthalt im Kloster, durch die Bußübungen unter den Augen ihrer künftigen Tante, der allgemein verehrten Vorsteherin

eben dieses Klosters. Im Voraus der Zustimmung ihres Bruders und ihres Neffen sicher, rechnete die Oberin an dem Morgen von Stunde zu Stunde auf die Ankunft des Chevalier, aber wider ihr Erwarten blieb er aus.

Von Zorn, Haß und Aerger in wilden Planen umhergetrieben, hatte er am vorigen Abende seine Wohnung erreicht, ohne zu wissen, wie der Hauptmann zu der Kunde von Marcello's Tode gelangt war, noch was er selber der Gräfin gegenüber thun solle. Seine Liebesleidenschaft, sein Ehrgeiz, seine Habsucht und Geldverlegenheit, seine Rachsucht gegen den Hauptmann, seine Stellung gegenüber der Welt, Alles kam bei diesem Ereignisse in das Spiel, und jede dieser Rücksichten dünkte ihn die vorherrschende, jenachdem die eine oder die andere Seite seiner Existenz ihm mehr bedroht erschien. Aber aus dem wilden Ringen seines Innern wollte kein ihm genügender Entschluß hervorgehen. Bald wollte er mitten in der Nacht zur Gräfin eilen, sich ihr zu Füßen werfen, eine leidenschaftliche Scene machen und ihr sagen, daß nur die Liebe zu ihr ihn bewogen habe sie zu täuschen. Bald wieder wollte er sich an dem Hauptmanne rächen, indem er ihn den Behörden als

einen Fremden denunzirte, der sich durch List in die Geheimnisse der Regierung einzuschleichen gewußt und Verbindungen mit Staatsgefangenen unterhalten habe. Nichts war leichter als das, und eine augenblickliche Verhaftung oder eine Verweisung aus Rom mußten besten Falles für Saint Armand die unausbleiblichen Folgen davon sein.

Aber kaum hatte diese Möglichkeit sich genug zu thun den Chevalier gereizt, als er sich fragte, was er mit dieser Rache an dem Hauptmanne gewinnen, welchen Einfluß sie auf seine Verbindung mit der Gräfin haben würde, und diese Ueberlegung machte ihn schwankend. Er durfte grade vor ihr nicht als ein Angeber, als ein Denunziant erscheinen. Er mußte vielmehr den ganzen Handel als eine ihm angethane Beleidigung auffassen, und den Hauptmann dafür zur Rechenschaft ziehen, daß er sich in seine persönlichen Verhältnisse eingedrängt und die Gräfin durch seine Indiskretion erschreckt habe. Verweigerte Saint Armand darüber die Entschuldigung, nun dann mußte der Ehrenhandel wie es sich unter Kavalieren gebührte, zwischen ihnen zum Austrage gebracht werden.

So widerwärtig der Vorfall ihm zuerst gewesen war, so schnell veränderte sich seine Ansicht über

denselben, und bald gelangte er dahin, das ganze Ereigniß als ein gutes Glück zu betrachten; denn im Grunde kam die Sache ihm zu Statten. Obschon es nicht in seiner Art war, ein besonderes Gewicht auf das Urtheil der Welt zu legen, so hatte er im Laufe des Winters doch hie und da in der Gesellschaft Zeichen einer bedenklichen Stimmung gegen sich bemerken müssen. Die vornehme Welt, die sich unter ihren Genossen jede Art von Charakteren gefallen läßt, so lange den von ihr angenommenen äußern Schicklichkeiten nicht entgegen getreten wird, hatte ihn freilich immer noch als einen der Ihrigen betrachtet, Niemand hatte einen Tadel, Niemand auch nur einen Verdacht gegen ihn selber anzudeuten gewagt. Man hatte ihn gewähren lassen, und hatte ihn auch um seines Onkels willen nicht wohl vermeiden können. Indeß er hatte doch mehr und mehr eine gewisse Vorsicht, eine besondere Zurückhaltung gegen ihn erwachsen sehen, die ihm unbequem zu werden anfing. Hatte er sich einmal gefragt, worauf dieselben sich gründeten, so hatte er sich geantwortet, daß man ihn beneide. Er hatte im Anfang der Saison sehr glücklich gespielt, und wenn sich dies später auch geändert, so hielt man ihm sein Glück bei der Gräfin in einer Weise vor, die

ihm unwillkommen war, selbst wenn er sie wie er es that, die Folge des Neides nannte, mit welcher Auslegung man sich in ähnlichen Zuständen fast über jede erlittene Beleidigung forthelfen kann, sofern man dies zu thun gewillt ist. Ein Zwischenspiel wie dieser Ehrenhandel, oder vollends ein Duell mit einem Manne von der anerkannten Tapferkeit des Hauptmanns erschien ihm daher als eine Gunst des Zufalls. Es lenkte die Aufmerksamkeit nach einer neuen Seite, es zeigte wessen man sich von ihm zu gewärtigen habe, und es war nicht das erste Mal in seinem Leben, daß er eine schädige Stelle in seiner Existenz mit einer Wunde zu verdecken strebte, die er einem Andern beibrachte. Das Duell ist in den Bereichen der Kavalierehre oft nur das Pflaster, hinter dem die Krebsschäden des Charakters und der Gesellschaft, der Mangel an wahrer Ehre sich verstecken.

Ueber und um die Gräfin machte er sich bald nur noch geringe Sorge. Daß sie durch die Nachricht von Marcello's Tod erschüttert worden, fand er natürlich. Daß sie sich als eine Trauernde gezeigt, war nach seiner Meinung ebenfalls in der Ordnung, da sie durch das unberufene Dazwischentreten des Hauptmanns sich in eine mißliche Lage

versetzt gefunden hatte, und ihr, wie er meinte, kaum etwas Andres übrig geblieben war, als jene Schaustellung von Gefühlen. Aber je mehr er darüber nachsann, um so mehr überzeugte er sich, daß auch der Gräfin gegenüber die Indiskretion des Hauptmannes ihm nur förderlich sein könne, besonders wenn er die ganze Angelegenheit nach seinem jetzigen Plane zu beenden suchte. Und mit jenem Selbstbetruge, den unredliche Menschen nicht entbehren können, sah er sich bald nur noch als den Ritter an, der ein gegen seine Dame begangenes Unrecht an ihrem Beleidiger zu rächen und sich dafür ihrer dankenden Liebe in sicherster Gewißheit zu getrösten hat.

Der Morgen fand ihn mit Heiterkeit zu seinem Unternehmen gerüstet. Er fühlte sich angeregt und jung, weil ihm ein Abenteuer bevorstand, und im vollen Besitze aller seiner Kräfte. Mit unwillkürlichem Behagen verweilte er bei seiner Toilette. Während sein Francesko ihm das dichte, schwarze Haar bürstete und salbte, bis es in den gewohnten vollen Locken sich an seine Schläfen legte, streckte er ein Paar Male mit prüfender Lust den Arm aus, als halte er die Waffe schon in seiner Hand. Und als der beflissene Diener der Gräfin bei ihm erschien, ihm die verlangte

Nachricht von seiner Herrin zu überbringen, traf derselbe den Chevalier aufgeräumt, ja heiter. Andraja konnte sich des Lächelns kaum erwehren, als er hörte, die Gräfin habe lange gewacht, viel geschrieben, sich nicht entkleiden lassen, und schlummre jetzt. Er war mit diesem Zustande vollkommen zufrieden, es war grade, wie er es sich vorgestellt hatte: viel Rührung, viel Sentimentalität und dann stiller Trost und sanfter Schlaf. Seine Ansicht von den Frauen hatte ihn also nicht betrogen! Er war nie stolzer gewesen über seine Menschenkenntniß, nie zufriedener mit sich, als eben in diesem Augenblicke; ja es drängte ihn förmlich, sein Vorhaben auszuführen, und kaum hatte er seine Toilette beendet, als er sich auf den Weg begab.

Bei der frühen Stunde war es ihm nicht auffallend im Hause der Gräfin zu erfahren, sie sei noch immer nicht erwacht. Er befahl zu sagen, daß er wiederkehren würde, und ging zu dem Hauptmanne. Dieser, der irgend eine Botschaft von Andraja, wenn auch nicht ihn selbst erwartet hatte, empfing ihn schon völlig angekleidet.

Ohne alle Einleitung, welche in diesem Falle auch überflüssig war, erklärte der Chevalier, daß er gekommen sei, sich von dem Hauptmanne die Antwort

auf zwei Fragen zu erbitten. Saint Armand sagte, daß er zu Diensten stehe, und damit setzten sie sich nieder. Andraja's Haltung war von einer absichtlichen Feierlichkeit, während Saint Armand sich einfach und unbefangen zeigte, wie bei einer gewöhnlichen Unterredung. Selbst die große Pause, welche der Chevalier eintreten ließ, war berechnet. Sie brachte aber auf seinen Gegner nicht die erwartete Wirkung hervor, und er sah sich endlich genöthigt, seine Rede anzuheben.

Ich könnte Sie fragen, Herr Kapitain, sagte er, woher Ihnen die Kunde von dem Tode des Prälaten gekommen ist, aber ich unterlasse das. Es muß mir persönlich höchst gleichgültig sein, ob die Nachricht von demselben sich Etwas früher oder später in den Kreisen verbreitet, in welchen man ihn kannte. Es ist auch nicht meine Sache darüber nachzudenken, welcher Art die Verbindungen sein müssen, oder zu welchem Zwecke Sie Verbindungen anknüpften, durch die Sie eine solche Kenntniß der Dinge erwerben konnten. Das Alles ist, wie gesagt, nicht meine Sache.

Er hatte das mit gewichtigem Ernste gesprochen, und hielt dann inne, das Auge scharf auf den Hauptmann gerichtet, die Antwort desselben zu vernehmen.

Indeß Saint Armands Blick war ebenso fest auf den Chevalier geheftet, und er bewahrte sein Schweigen. Wie zwei Tiger sich gegenüber liegen, Beide zum Sprunge gerüstet, Beide den günstigen Moment des Angriffs mit lauerndem Auge erspähend, so gespannt, so ruhig beobachtend in aller ihrer Leidenschaft saßen die beiden Edelleute einander gegenüber, bis das heißere Blut und das unsichere Bewußtsein des Chevalier durch das Schweigen seines Gegners aufgeregt, ihn vorwärts rissen, und ihn von der gemessenen Bahn verlockten, welche er sich vorgezeichnet hatte. Denn gewahrend, daß er auf seine einleitende Anrede vergeblich eine Erwiderung des Hauptmanns erwartete, der statt aller Entgegnung sich nur gleichsam zustimmend gegen ihn verneigt hatte, fuhr der Chevalier durch solche Kälte, die ihm wie Hohn dünkte, gereizt, mit den Worten heraus: Es scheint, Sie haben Nichts auf meine Worte zu erwidern Herr von Saint Armand!

Wie könnte ich, versetzte der Hauptmann, auf Aeußerungen Etwas erwidern wollen, von denen Sie selbst sehr richtig bemerkten, daß dieselben durchaus ungehörig sind.

Der überlegene Spott dieser Worte, und die

ceremoniöse Kälte, mit welcher sie gesprochen wurden, raubten dem Chevalier vollends die Fassung. Kaum noch seine Aufregung beherrschend erhob er sich von seinem Sessel, während der Hauptmann seinem Beispiel folgte, und sagte mit scharfer Betonung: Ungehörig? Herr von Saint Armand! ungehörig ist in unserer Sache nichts, als Ihre Einmischung in meine Angelegenheiten, die ich gestern nicht zum ersten Male erfahren habe.

Sie irren sich Herr Chevalier, versetzte der Hauptmann noch eisiger, wenn Sie glauben, daß es Ihre Angelegenheiten sind, die mich jemals hätten in Versuchung führen können, mich in dieselben, wie Sie es nennen, einzumischen. Sie selbst können nicht eifriger wünschen als ich, daß ich Ihren Angelegenheiten stets ferne bleiben möge.

Was wollen Sie damit sagen mein Herr? fuhr Andraja heraus.

Ich bin nicht gewohnt meine Worte zu erklären, versetzte der Hauptmann gelassen, zumal wenn der Sinn derselben so einfach ist wie in diesem Falle. Zum Ueberfluß indessen und zu Ihrer Beruhigung, wie auch zur Abkürzung des Geschäftes, von dem ich voraussetze, daß es Sie hierher geführt hat, erkläre

ich Ihnen gern: daß ich es allerdings sehr begreiflich finde, wenn Sie einem Ehrenmanne, der gegen die Gräfin gehandelt hat, wie Sie mein Herr — hätten handeln sollen, den Hals zu brechen wünschen. Er hielt hier einen Augenblick inne, eine Unterbrechung von Seiten des Chevaliers erwartend, da dieselbe aber nicht erfolgte, setzte er mit scharfer Betonung hinzu: und da ich keine bestimmte Ursache habe, Ihnen den Versuch zu verweigern, so stehe ich zu demselben bereit.

Je feiner versteckt die Beleidigung war, welche in den letzten Worten des Hauptmannes lag, um so tiefer fühlte sie der Chevalier. Es war früher einmal, wie man sagte, in seinem Leben der Fall vorgekommen, daß man ihm wegen gewisser Vorfälle in seiner Vergangenheit die Genugthuung in einem Ehrenhandel verweigert. Er glaubte eine Anspielung darauf in Saint Armands Worten zu vernehmen, und außer sich vor Wuth rief er: Genug! mein Herr, genug! Ihre Art Beleidigung auf Beleidigung zu häufen, ist eines Kavaliers unwürdig!

Kaum aber hatte er diese Worte herausgestoßen, als er einsah, daß er mit denselben sich des Vortheils als der allein Beleidigte dazustehen, und dadurch bei

dem Duelle das Recht des ersten Schusses zu haben, verlustig gemacht. Indessen focht ihn das in diesem Augenblicke wenig an. Andraja war in der That kein Feigling. Er war sich daneben seiner Geschicklichkeit in Führung der Feuerwaffe bewußt, und hoffte auch jetzt noch, seine Sache zu einem für ihn glücklichen Ausgange zu führen. Er vernahm es daher mit einer gewissen Befriedigung, als der Hauptmann seine letzte beleidigende Aeußerung mit der entscheidenden Wendung erwiderte: Mich dünkt, wir haben jetzt keine Worte mehr mit einander zu wechseln! — Er machte dabei dem Chevalier ein verabschiedendes Compliment, dieser gab es ihm förmlich zurück und verließ das Zimmer.

Da es Andraja daran gelegen war, diesen Ehrenhandel zu einer möglichst glänzenden Rehabilitation seiner gesellschaftlichen Stellung zu benutzen, so benahm er sich bei den Vorbereitungen zu demselben in einer so loyalen Weise, wie sie der Hauptmann kaum von ihm erwartet hatte. Andraja hatte durch seinen Sekundanten darauf gedrungen, das Duell wo möglich noch an demselben Tage oder spätestens in der Frühe des nächsten Morgens abzumachen. Aber es fiel dem Hauptmanne nicht schwer, darzuthun, daß er einen

Aufschub bedürfe, um seine Angelegenheiten auf alle Fälle zu ordnen, da seine Stellung als Fremder andere Vorkehrungen nöthig mache, als die seines Gegners. Sogar einen Sekundanten hatte Andraja seinem Widersacher in der Person eines jungen römischen Fürstensohnes bereitwillig verschafft, da der Hauptmann, der weder Oskar noch den Doktor, noch sonst einen Fremden in diesen Handel verwickeln wollte, darauf hingewiesen hatte, daß er sich außer Stande befinde, einen Duellbeistand aus dem Kreise seiner römischen Bekannten zu entnehmen. Im Verlaufe der nächsten drei bis vier Tage hatte Saint Armand alle Vorbereitungen getroffen. Sein Paß lag bereit, seine Abschiedsbesuche waren gemacht, und am Morgen des festgesetzten Tages fuhr er mit seinem Sekundanten in dem offenen Wagen desselben zur Porta di Popolo hinaus, während Oskar und der Doktor ohngefähr zehn Minuten später ihm mit der Courierchaise nachfolgten, welche seine Reisegeräthschaften trug.

Es war ein sonnenheller frischer Morgen. Die schwarzen römischen Hengste, von den Händen des jungen Duca selbst geführt, brausten schnaubend und weißen Schaum werfend mit dem Wagen dahin, und die Brücke der Tiber war erreicht, noch ehe Saint

Armand sich recht darauf besinnen konnte, daß er Rom verlassen habe. Eine Miglie weiter bei dem dritten Meilensteine bogen sie von der Straße ab, in eines der Querthäler ein, welche die schroffen, hier und da an ihren Hängen mit Bäumen und blühendem Ginster bewachsenen Hügel der Campagna bilden. Einige hundert Schritte von der Landstraße trafen sie den Wagen des Chevalier, der bereits mit seinem Sekundanten, einem Offizier der päpstlichen Schweizergarde, ihrer wartete.

Beide Parteien ließen jetzt die Wagen zurück und begaben sich, nachdem auch der Doktor und Oskar eingetroffen waren, mit ihren Sekundanten weiter vorwärts in das gewundene, enge, von einem kleinen Bache durchsickerte Thal, bis sie sich an der Stelle befanden, welche die Sekundanten bereits Tags zuvor auf einem Spazierritte zu dem Duelle ausgewählt hatten, und das man vor den Augen der Kutscher durch mitgenommene Jagdgewehre als eine Jagdpartie maskirt darzustellen suchte.

Nachdem die üblichen Vorbereitungen gemacht waren, standen endlich die beiden Gegner einander gegenüber. Man war übereingekommen, daß man auf eine gewisse Distance avancirend schießen, und

jeder der Kämpfer seinen Schuß, wann es ihm beliebe, thun solle. Trotzdem nun, daß Saint Armand nichts weniger als ein Neuling in solchen Lagen war, fühlte er sich doch in dem Augenblicke von dem Gedanken wunderlich ergriffen, daß er hier an einem Wendepunkte seines Lebens, wo er im Begriffe stand, sein bisheriges Kavalierdasein mit einer bürgerlich einfachen Thätigkeit zu vertauschen, sich in dem Falle befinde, sein Leben um eines Cavalierbegriffes willen dadurch erkaufen zu müssen, daß er einem andern Menschen das Leben zu nehmen trachte. Denn daß er in dieser Lage sei, darüber blieb ihm, wenn es je sonst der Fall gewesen wäre, jetzt wo er seinen Blick auf Andraja's vom grimmigsten Hasse erfüllte Züge richtete, kein Zweifel mehr. Sein Entschluß war gefaßt. Die Sekundanten gaben das Zeichen, noch ein Augenblick, und Beide hoben langsam ausschreitend, gleichzeitig den mit dem tödtlichen Rohre bewaffneten Arm. Beim dritten Schritte feuerten Beide.

In dem Momente als er abdrückte, war es dem Hauptmanne, als höre er einen wilden Schrei über seinem Haupte aus der Luft ertönen, den der Knall der fast gleichzeitig fallenden Schüsse verschlang. Er

fühlte sich unverwundet, und er glaubte auch seinen Gegner gefehlt zu haben, als er denselben mehrere Schritte zurücktaumeln, und dann lautlos zu Boden stürzen sah.

Der Doktor und die Sekundanten eilten herbei. Die Kugel war durch's Herz gegangen. Nur noch ein krampfhaft verzerrtes Bewegen der Lippen, ein tiefer Seufzer, und der Chevalier Andraja war todt.

Wie aber war es geschehen, daß Andraja's sichere Hand gefehlt, daß seine Kugel nicht einmal den Gegner gestreift hatte, der jetzt begleitet von Oskar nach kurzem Abschiede von dem Doktor seiner bereit gehaltenen Postchaise zueilte, um sich so schleunig als möglich nach Civita Vecchia, und aus dem Bereiche der möglichen Verfolgung auf eine dort liegende französische Dampfkorvette zu begeben.

Oskar erklärte ihm das Räthsel, als sie nebeneinander im Wagen sitzend dahinfuhren, da er dem Freunde bis zur ersten Station das Geleit geben wollte. Der Hauptmann hatte sich nicht getäuscht, als er jenen Schrei zu vernehmen geglaubt. In dem Momente, der dem Feuern beider Gegner vorherging, hatte sich aus dem Gebüsche des Abhanges, gegen den das Gesicht des Chevaliers gerichtet

war, eine Gestalt auf einen Felsblock geschwungen, und einen Stein gegen den Chevalier schleudernd, ihm ein wildes, drohendes: Maledetto! zugerufen.

Der Schreck über das Unerwartete hatte den Chevalier unwillkürlich zusammenfahren lassen und dadurch die Richtung seines Schusses verändert. Oskar aber hatte in dem Rufenden, der unmittelbar darauf wieder verschwunden war, den Knaben Antonio erkannt, der dem Chevalier auf Tritten und Schritten folgend, durch irgend welchen Zufall von dem bevorstehenden Duelle Kunde erhalten haben mußte. Wahrscheinlich hatte er Oskar gefährdet geglaubt, den er als den Freund seiner Gräfin liebte, und war herbeigeeilt ihn irgendwie gegen den Mörder Marcello's zu vertheidigen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Fremden in Rom bestehen aus Wissensdurstigen und Vergnügungssüchtigen, aus Studirenden und Genießenden. Beide aber bringen den Glauben mit, für ihren Zweck volle Befriedigung finden zu müssen und auf keine Weise in derselben gestört werden zu können. Die Erkrankung eines Fremden, ein Unglücksfall, welcher irgend Jemandem aus dem Künstlerkreise oder aus dem Bereiche der sogenannten Gesellschaft zustößt, erregen daher immer ein Erstaunen, eine Unruhe, einen neugierigen Antheil, als hätte man gewähnt, sich in Rom den Widerwärtigkeiten und Zufällen des irdischen Daseins entrückt zu finden, und wie ein lähmender Schrecken brachen auch die Nachrichten von dem Tode Marcello's im Gefängnisse, von dem Duell und dem Ende des Chevalier, von der Entfernung Saint Armands, von dem Klosteraufent-

halte der Gräfin mit einem Male in die römische Welt und in den Kreis der Fremden hinein.

Das Wahre, die Thatsachen, welche man über diese Ereignisse und ihre Ursachen von den Freunden der Betheiligten mühelos erfahren konnte, gingen bald in den Vermuthungen und Gerüchten unter, deren Entstehen der Mangel an öffentlichem Leben und an irgend einer Besprechung solcher Angelegenheiten durch die Organe der Presse zu Hilfe kam; und da Jedermann geneigt ist, die Vorfälle und Erscheinungen nach seinem eigenen Verständniß und Bedürfniß zu erklären, so gab es schon nach wenig Tagen die verschiedenartigsten Deutungen über das Geschehene, die wundersamsten Erwartungen über dessen nächste Folgen.

Daß Marcello im Kerker eines natürlichen Todes gestorben sei, wollte man nicht glauben, weil es zu einfach war, denn die Phantasie der Menschen wie die der Kinder neigt im Allgemeinen zu einer unheimlichen Freude an dem Furchtbaren und Schaurigen. Die Einen erzählten, das Gouvernement habe sich seiner geschickt entledigt; die Andern wollten wissen, ein fanatischer Republikaner, der mit ihm gefangen worden, habe ihn aus Mißtrauen gegen seine Stand-

haftigkeit erschlagen. Eine dritte Ansicht ließ ihn durch Selbstmord über die Untreue der Gräfin geendet haben. Aber auch über diese Treulosigkeit der unglücklichen Frau gab es die verschiedensten Auslegungen. Man klagte sie eines Liebeshandels mit dem Hauptmanne an, der Leontine zur Verzweiflung gebracht, und Andraja's Duell mit Jenem nothwendig gemacht habe, und bald genug fanden sich in der Umgebung des Kardinals die Stimmen, welche diese letzte Annahme als die Schicklichste aufrecht erhielten und verbreiteten, während der Greis und die Aebtissin in düsterer Trauer den Tod ihres Neffen beklagten.

Neben diesen Auslegungen, mit welchen das Gespräch sich allgemein beschäftigte, fanden sich die Anhänger Marcello's und die Freunde Saint Armands in ernsten Sorgen. Jene mußten sich neuen Anfechtungen und Verdächtigungen unterworfen fürchten, und diese erwarteten bei der Strenge, welche die päpstliche Regierung gegen das Duell zu zeigen pflegte, eine Verfolgung und Verhaftung des Capitains; aber Nichts von alle dem geschah. Marcello's Verhalten in seiner Gefangenschaft und Krankheit wie bei seinem Tode hatte der Regierung keinen Anlaß zu irgend welchem Einschreiten gegen seine früheren Ge-

sinnungsgenossen und Freunde dargeboten. Er hatte gefaßt und schweigsam geduldet, und war auch so verschieden, es konnte selbst der Rückschlag der Gerüchte darüber keinen Zweifel aufkommen lassen. Was aber die Verfolgung des Hauptmannes betraf, so hatte der Kardinal kein Interesse daran, von der mit ihren innern Angelegenheiten vollauf beschäftigten Regierung eine rächende Untersuchung des Duelles zu begehren. Sie konnte, wie er die Verhältnisse seines Neffen beurtheilte, dem Andenken desselben sicherlich nicht günstig sein, und wie dem Sinne des Greises die Rache ohnehin nicht angemessen war, geboten hier die Klugheit und die Rücksicht auf die Ehre des Gestorbenen, das zornige Bedauern derjenigen Römer nicht zu stören, die es beklagten, daß er um einer Fremden willen, durch einen Fremden umgekommen war. Auch die Familien der beiden Sekundanten wendeten natürlich ihren ganzen Einfluß auf, eine Untersuchung zu verhindern. Andraja wurde also mit allen Ehren seines Standes zu Grabe getragen, die Betheiligten schwiegen vorsichtig, die römische Zeitung erwähnte des ganzen Vorfalles nicht, und bald folgte unter den Römern ein allgemeines Schweigen dem Antheil, der sich zuerst so rege dargestellt hatte.

Nur unter den Fremden beruhigte man sich nicht so schnell, und die auswärtigen Blätter bemächtigten sich des Vorgangs. Aber noch ehe dieselben die Nachricht gebracht, hatten Reisende die Kunde nach Neapel getragen, wo Leontine sich jetzt aufhielt, einsam und fremd in der neuen Umgebung.

Da sie ursprünglich gewillt gewesen war, bis nach der Osterzeit in Rom zu bleiben, hatte sie keine Vorkehrungen irgend einer Art, weder für ihren Aufenthalt noch für ihre Konzerte in Neapel getroffen, und bei der Ueberreiztheit und Verstimmung, in welcher sie sich zur Zeit ihrer Ankunft befunden, war der erste Eindruck der lebensvollen Stadt, der sonnig üppigen Natur, ihr kein zusagender gewesen. Hätte sie Freunde, Gesellschaft um sich gehabt, wäre sie in musikalischer Hinsicht beschäftigt gewesen, so würde sie sich bald zurecht gefunden haben, indeß durch einen der widerwärtigen Zufälle, von denen alle Reisenden gelegentlich zu leiden haben, waren die Personen, welche sie in Neapel kannte, eben jetzt nicht dort anwesend. Von den Andern, an die man sie empfohlen, waren die Einen krank, die Andern durch Familienverhältnisse an lebhaftem Antheil für eine Fremde gehindert, und zur Eröffnung von Leontinen's Konzerten zeigte

sich der Augenblick nicht günstig. Die Mehrzahl der Fremden hatte Neapel verlassen, um die Freuden des römischen Carnevals zu genießen; die Zurückgebliebenen und die Aristokratie waren durch die Hoffeste in Anspruch genommen, welche sich grade in dieser Epoche des Jahres schnell zu folgen pflegten, und Leontine hatte also keine rechte Zerstreuung, keine nothwendige Arbeit. Sie war auf sich selber angewiesen; und auf sich selbst gestellt, wußte sie Nichts mit sich zu beginnen, fiel sie schnell wieder in jene Apathie, aus welcher Anna's Freundschaft sie einst emporgehoben, vor welcher die wohlthätige Herrschaft des Hauptmannes sie eine Zeit hindurch zu bewahren verstanden hatte.

Am Ende der prächtigen Promenade, welche sich unter dem Namen der Villa Reale am Meere hinzieht, hatte sie eine Wohnung genommen, und saß nun da, Stunden lang, Tage lang, den Blick in die Ferne gerichtet, hinausschauend in die wundervolle Umgebung, weit weg über das Meer, zum Vesuv und zu den Inseln hin, von der Natur eine Anregung oder einen Trost erwartend, welche sie nur demjenigen zu geben vermag, der ihr einen reingestimmten Sinn, ein offenes Herz entgegenbringt.

Ohne jene verständige Vorsicht, welche der erste Aufenthalt im Süden nothwendig macht, überließ sie sich auf dem flachen Dache ihrer Wohnung der heißen Mittagssonne, der Abendkühle und der Nachtluft, wie die Laune es ihr eingab. Oft lag sie den Tag hindurch müßig und regungslos da, dann wieder ging sie bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte auf ihrem Lastriko einher, und wagte ihre Kammerfrau es, sie an eine größere Achtsamkeit auf ihre Gesundheit, an irgend eine Beschäftigung zu mahnen, so antwortete sie trocken: wozu und für wen? So lange ich lebe, sollst Du keine Noth empfinden, und bin ich todt, nun so wird wohl Jemand da sein, der eine so treue Seele besser zu belohnen weiß, als ich. Das brachte die Dienerin gleich zum Schweigen, und Leontine gefiel sich jetzt darin, auf keinen Widerspruch zu stoßen, keiner Bevormundung zu begegnen, wie Saint Armand sie über ihre Handlungen auszuüben verlangt hatte.

Weil sie scheu vor der Vergangenheit und scheu vor der Zukunft nicht rückwärts und nicht vorwärts denken wollte, sagte sie sich, daß sie hier im Lande des süßen Müßigganges die erste wirkliche Muße ihres Lebens genieße, daß sie sich hier zum ersten Male

in jenem Zustande des seligen Träumens befinde, in welchem man das Athemholen als ein Wohlgefühl und die gänzliche planlose Ruhe als die eigentliche Lust des Daseins erkenne. Indeß um für solche blumenhafte Stille empfänglich zu sein gehören andere Bedingungen als Leontinen's Organisation und Leben sie darboten.

Während sie mit Wonne dem leisen Rauschen des Meeres, dem Spiele der leicht ziehenden Wolken, dem süßen Singen der Vögel, dem sanften Wehen des Windes zu lauschen wähnte, während sie ihr Haus und ihren Balkon nicht verlassen mochte, an denen sie volles Genügen zu haben behauptete, schlichen die Stunden ihr täglich langsamer dahin, dünkten die Gleichmäßigkeit und Ruhe der in erster Frühlingsschöne feiernden Natur sie bald von einer lähmenden Einförmigkeit. Sie hatte im Grunde dabei nur die eigensinnige Wollust übersättigter Menschen, sich freiwillig einen unerträglichen Zwang aufzuerlegen, und Etwas zu thun, was Wenige an ihrer Stelle gethan haben würden: das heißt, sich in der schönsten Stadt der Welt nicht von dem Platze zu rühren, auf dem sie sich zufällig befand.

Mitten in dieser Stimmung trafen sie gleichzeitig

die Nachrichten von der Verlobung Anna's, von dem Zweikampf Saint Armand's und von Andraja's Tode. Auch das Gerücht, welches den Hauptmann eines heimlichen Liebeshandels mit der Gräfin bezüchtigte, wurde ihr sehr bald zugebracht, und weil es ihr die Möglichkeit gab, Saint Armand anzuklagen und zu hassen, dessen Andenken sie vergeblich aus ihrem Herzen zu verbannen strebte, glaubte sie daran. Bisher hatte sie niemals ernstlich an der Aufrichtigkeit, an der Freundschaft gezweifelt, welche die Gräfin ihr bewiesen. Nur um den Hauptmann zu reizen, um Betheuerungen des Gegentheils von ihm zu hören, hatte sie ihn gelegentlich eines zu warmen Antheils an der Gräfin beschuldigt. Jetzt nannte sie sich von Beiden getäuscht und verrathen, jetzt hielt sie plötzlich die ganze Hingebung, welche Saint Armand ihr bewiesen, für einen elenden Deckmantel, hinter welchem er seine Verbindung mit der Gräfin zu verbergen getrachtet habe.

Die Leidenschaft macht selbst den Verständigen urtheilslos, sie brachte Leontine bis zu den thörichtesten Schlüssen. Es fiel ihr nicht ein, sich zu fragen, was den Hauptmann bewogen haben könnte, seine Neigung für die Gräfin zu verheimlichen, oder was diese ab=

gehalten haben sollte, sich mit demselben zu verheirathen, wenn sie Marcello vergessen hatte. Alle das Leiden, welches die Freundin unter Leontinen's Augen gelitten, alle die Angst, die sie um Marcello's willen ertragen, alle Kränkungen, welche Andraja ihr zugefügt, die Gewaltthätigkeit mit welcher er sie zur Einwilligung in eine Verbindung mit ihm zu verlocken gewußt, Alles, was Leontine mit der Gräfin durchsprochen, durchlebt hatte, war für sie gar nicht mehr vorhanden. Was die Stimme des eigenen Gewissens ihr mahnend in der Einsamkeit vorhielt, das schwieg vor dem Gefühl jenes bittern Triumphes, mit welchem sie sich in ihren Ansichten über die Eigensucht und Verderbtheit der Menschen und über ihre eigene Leichtgläubigkeit bestärkt fand.

Daß sie Anna geflissentlich von sich entfernt, die Gräfin in ihrer romantischen Verblendung bestärkt, soweit sie die unheilvolle Verbindung mit dem Chevalier betroffen, daß sie den Hauptmann auf das Aeußerste gekränkt, und seine Zukunftsplane ihr lächerlich geschienen hatten, an das Alles erinnerte sie sich nicht mehr; ja sie würde es Jedem, der ihr diese Wahrheiten vorgehalten hätte, entschieden abgeläugnet haben. War doch ihr ganzes Leben, wie sie meinte,

Nichts gewesen als ein Ringen nach Freundschaft, nach Liebe, nach einem Zustande ruhig dauernder Befriedigung! Wie wäre es also möglich gewesen, daß sie eine wirkliche Freundschaft nicht geachtet, daß sie eine treue und redliche Neigung nicht als eine Seegnung anerkannt, nicht jedes Opfer gebracht haben sollte, um den Hafen des Friedens unter dem Schutze eines wackeren, sie leitenden und liebenden Mannes zu erreichen? — Sie fühlte sich frei von aller Schuld, sie machte sich nicht den leisesten Vorwurf, im Gegentheil, sie klagte ihr Schicksal an und beklagte sich selbst.

Nur der einfache Brief, in welchem Anna ihr die Mittheilung ihrer Verlobung meldete, und der mit dem Gedanken schloß, wie glücklich die Frau sich zu preisen habe, deren ganzes Leben von einer Liebe ausgefüllt, und der in dieser einen Liebe auch die Erfüllung ihres Berufes gegönnt werde, erschütterte Leontine tief. Der Abend am Genfer See trat ihr in das Gedächtniß, an welchem sie Anna so sanft und entsagend über ihr Leben und ihr Schicksal sprechen hören, und voll von dieser Rückerinnerung setzte sie sich nieder, der Freundin Glück zu wünschen. Aber wie sie im Leben immer nur mit sich selbst beschäf-

tigt war, vermochte sie auch schriftlich nie ruhig bei den Angelegenheiten eines Andern zu verweilen, und ihr Brief lautete:

Ihre Verlobung, theure Anna, hat mich erfreut, nicht überrascht. Es giebt Menschen, denen Alles gelingt, die einheitlich von der Natur angelegt, Nichts wünschen, was sie nicht erreichen können, und also im Voraus dafür bestimmt sind, im Leben für alle ihre Bedürfnisse auch Befriedigung zu finden. Das Sie zu diesen Lieblingskindern der Schöpfung gehören, wußte ich, als ich sie sah, empfand ich immer, aber niemals deutlicher als an jenem Abende in Vevay, da wir mit einander zum ersten Male die wundervolle Schönheit des Sonnenuntergangs und des Alpenglühens genossen, und Ihnen die Erde nur als ein Thal des Friedens, als ein Paradies erschien. Der Friede, an den Sie glaubten, der ist Ihnen geworden. Ihnen wird Alles werden, was die Lebenserfüllung eines Weibes ausmacht. Ein geliebter und liebender Mann nimmt sie als seine Gattin in seinen Schutz, Sie werden blühende Kinder auf Ihren Armen tragen, als schönes Ebenbild der Gottesmutter, der Sie gleichen. Aber was wird mein Loos sein? Was wird das Loos sein der Einsamen, der Umherirrenden,

deren Ruhelosigkeit Niemand an seinem Heerde die dauernde Stätte bereiten mag? die es nicht versteht, sich festwurzelnd an das Leben eines Andern zu heften? Die Jeder nur an sich heranzieht, um die selbstherrliche Freiheit zu genießen, mit welcher er sie wieder von sich weisen kann!

Ach! Sie wußten nicht, was Sie mir thaten, als Sie mich in Vevey an Ihr Herz nahmen! Sie glaubten einsam zu sein wie ich! Eine Gefährtin suchten Sie! Zu meiner Gefährtin wollten Sie Sich machen, und waren nicht sicher, daß die erste Herzensverlockung Sie mir nicht entreißen, Sie einem Andern zu eigen geben würde!

Ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus, ich erinnere Sie nur an das Geschehene. Sie kannten Sich, mich, das Leben nicht. Ich aber kannte das Alles, und ich wußte, wie vermessen es ist, leitend und bestimmend in das Schicksal eines Menschen einzugreifen. Die Seefahrer lernen nicht schwimmen, um in der Stunde der Noth sich den Todeskampf nicht zu verlängern. Wem man nicht sicher ist ein dauerndes Glück bereiten zu können, dem soll man das Glück nicht zeigen, nicht versprechen!

Damals in Vevay erwartete ich Nichts mehr von

meiner Zukunft. Sie und Er, dessen Namen ich nicht nennen mag, haben die Hoffnung, und mit der Hoffnung die Möglichkeit neuer Verzweiflung in mir wieder erweckt, und in dieser Stunde der Verlassenheit, die ich nicht mehr gewohnt bin, denke ich an die Gleichgültigkeit, welche ich in Vevay gegen Alles empfand, mit Entzücken zurück. — —

Warum hielten Sie mich damals, als eine unwiderstehliche Sehnsucht mich in die Tiefe hinabschauen ließ, als es mich hinunterzog? Warum hielten Sie mich damals zurück, auf dem Grunde und in der kühlen Nacht der Fluth die Ruhe zu suchen, die im heißen Tag des Erdenlebens zu finden, mir nicht beschieden ist? Wahrlich! wahrlich! Sie wußten nicht, was Sie thaten! Ihr Mitleid ist mir kein Heil gewesen! — —

Denken Sie nicht mehr an mich! das ist Alles, was ich Ihnen in diesem Augenblicke zu wünschen vermag, damit Ihre Zufriedenheit durch die Erinnerung an eine Unseelige keine Störung erleide; denn wenn Ihre Gedanken sich auch zu mir verirrten, Sie fänden nicht mehr dieselbe, die Sie gekannt haben. Mein Stolz ist zerbrochen, mein Selbstgefühl vernichtet, was ich nie zu thun für möglich gehalten, ich

habe es gethan. Was sie mir bringen wird, die Demüthigung, zu der ich mich gezwungen habe, ich weiß es nicht; aber glauben Sie mir, es wäre mir besser gewesen, Sie hätten mich gewähren lassen, und Alles wäre zu Ende!"

Mit gewohnter Heftigkeit hatte sie diese Antwort gleich bei dem Empfange von Anna's Brief geschrieben, aber als sie den Herzenserguß beendet hatte kam ihr der Entschluß, ihn gar nicht abzusenden, und er blieb versiegelt auf ihrem Tische liegen. Es dünkte sie thöricht, Antheil für ihren Kummer von einer Glücklichen zu fordern, und erniedrigend, wenn auch nur in Andeutungen es zu bekennen, daß sie kurz ehe sie die Kunde von dem Duelle und von der Abreise Saint Armands erhalten, diesem geschrieben, ihm leidenschaftlich von ihrer Liebe und von ihrer Reue gesprochen, seine Rückkehr erbeten und sich bereit erklärt hatte, seine Gattin zu werden.

Jetzt wollte sie das Alles in einem zweiten Briefe widerrufen, ihm seine Treulosigkeit und Heuchelei vorhalten, aber sie unterließ auch das. Hingenommen von dem Glauben an seine Schuld, trieb ein gehässiges Verlangen sie an, zu sehen, wie der Hauptmann ihr erstes Schreiben beantworten, was er thun, wie

er sich verhalten, und auf welche Weise er vor ihr das Geschehene erklären und rechtfertigen werde. Sie wollte den Triumph genießen ihn zu entlarven, ihn als Heuchler gedemüthigt vor sich zu sehen, und während also ihre Genossen in Rom ohne alle direkte Nachricht von ihr blieben, erwartete sie selbst mit wachsender Erregung die Antwort des Hauptmanns, die nicht kommen wollte und nicht kam.

Zwanzigstes Kapitel.

Leontinens Brief hatte Saint Armand nicht mehr in Rom getroffen, und war ihm von Oskar nachgesendet worden. Er befand sich schon auf dem Gute seines Freundes, als das Schreiben ihn erreichte. Da keine bestimmte Pflicht ihn nöthigte, sich gleich nach seiner Rückkehr nach Schweden am Hofe zu zeigen, war er, den Urlaub benutzend, welcher ihm für die Reise mit Oskar bewilligt worden, grades Weges auf das Land gegangen. Des Krieges und des Zweikampfes müde in denen er in seiner Jugend seine Ehre gesucht, hatte er sich vor Jahren von dem Soldatenleben zurückgezogen, und mitten in der friedlichsten Aufgabe seiner bisherigen Existenz, war ein Duell ihm nach den Begriffen, in welchen er erzogen, zur Nothwendigkeit geworden, war ein Mann von seiner Hand demselben zum Opfer gefallen. Reue über

seine That hegte Saint Armand nicht, aber er fühlte sich in jedem Betrachte der Ruhe bedürftig, er sehnte sich nach jenem Ausruhen vom Erleben, zu welchem man am leichtesten durch angestrengte Arbeit gelangt.

Obschon er für jetzt das Gut seines jungen Freundes noch nicht als Verwalter, sondern nur als Gast bewohnen sollte, fand er dort reichliche Thätigkeit und vielfachen Stoff zur Beobachtung für sich vor. Er hatte für seine künftige Wirksamkeit mancherlei Praktisches zu lernen, während anderseits die Art seiner Kenntnisse ihn schnell übersehen ließ, was hier im großen Ganzen versäumt und also zu thun nothwendig sei. Und wie der Hinblick auf seine künftigen Pflichten ihn fortdauernd von seiner letzten Vergangenheit in seine Zukunft wies, so bewirkte der grelle Wechsel seiner äußern Lage und Umgebung auch innerlich eine völlige Umstimmung seines Fühlens und Denkens.

Als er Rom verlassen, war der Frühling dort in seiner ganzen Herrlichkeit über der Erde ausgebreitet gewesen. Bei seiner Ankunft in Schweden empfingen ihn Winter und Frost. In heftigem Schneegestöber, von den Stürmen umbraust, welche im Nor-

den dem Aequinoktium schon vorangehen, hatte er zu Schlitten das Land durchfahren, und war bei nächtlichem Dunkel auf Maland angekommen. Aus der Fülle einer blühenden südlichen Natur mitten in die Starrheit des nordischen Winters, aus einem Kreise gebildeter, einem verfeinerten Lebensgenusse hingegebener Menschen unter eine kleine Anzahl emsig arbeitender Landleute versetzt, die mit saurer Mühe um die Nothdurft des täglichen Brodes kämpften, ward er unwillkürlich zu einem vergleichenden Ueberblick gezwungen, der ihn von allgemeinen Betrachtungen unabweislich auf sich selber zurückführen mußte.

Es giebt eine Gefühlsschwelgerei der Jugend, welche neben Entbehrungen aller Art, ja fast neben dem bittern Mangel bestehen und keinen Eintrag durch denselben erleiden kann. Aber wo die Entbehrung an die Familie herantritt, wo sie nicht nur den Einzelnen, sondern in diesem die gesammte Familie trifft, da hört das Schwelgen in Empfindungen augenblicklich auf, kein Spielen mit dem Leiden, kein Vergessen des Mangels ist da mehr möglich, und eisern und unerbittlich macht der Ernst des Lebens sich geltend. Was aber der Ernst des Lebens sei, das tritt im Norden noch ganz anders hervor, wo

keine Begünstigung der Natur ihm mildernd zur Seite steht.

Die vieljährige Entfernung der Gutsherrschaft, die vieljährige Verwaltung durch einen habsüchtigen Pächter hatten auf Maland große Mißstände hervorgerufen. Eine ununterrichtete, in Armuth versunkene Einwohnerschaft litt Mangel, und fügte durch ihre Unkultur dem Gute Schaden zu. Das Verhältniß zwischen den Leuten und dem Pächter war ein falsches und darum feindliches geworden, und neben diesen Uebelständen schlimmster Art, die sich dem Hauptmanne in seinem neuen Aufenthalte schnell genug enthüllten, erschienen ihm die Wirrsale und Herzenskämpfe, mit denen er sich seit Monaten herumgeschlagen hatte, eben so gering als unwürdig. Er schämte sich, wenn er daran dachte, wie viel Zeit und Kraft er an die Unmöglichkeit verschwendet, eine phantastische Frau zufrieden zu stellen. Er schämte sich seines müßigen Daseins und der von solchem Müßiggange begünstigten Seelenleiden und Herzensunentschlossenheiten, wenn er gewahrte, wie hier die Last einer nicht genugsam lohnenden Arbeit, die Menschen hinderte, nur ihren höchsten und wahrsten Naturgefühlen mit Bewußtsein nachgeben und gerecht werden zu können.

In Wald und Feld, im Verkehr mit den Arbeitenden, mit Ausflügen in der Gegend, bei denen er von den Nachbarn zu erfahren suchte, was ihm in Maland selbst geflissentlich verborgen werden konnte, gingen die Tage ihm trotz der winterlichen Zeit schnell vorüber, und er mochte schon mehr als drei Wochen auf dem Gute gewesen sein, als durch Oskar ihm der Brief Leontinens übersandt wurde.

Es war Abend und der Hauptmann befand sich ganz allein in dem großen Zimmer, das man für ihn hergerichtet hatte. Um einen Anhalt für seine Erkundigungen zu haben, hatte er dem Pächter von Oskar's Plane gesprochen, den verfallenen Schacht aufnehmen zu lassen, und es waren ihm zu diesem Zwecke die betreffenden Karten, Akten und Dokumente, so weit sie vorhanden waren, ausgeliefert worden, die er jetzt auf seinem Schreibtische neben dem riesigen, dunklen Ofen vor sich ausgebreitet hatte. Tief in die Arbeit versenkt, blickte er empor, als er das Schellenklingen vom Hofe herauf tönen hörte, welches die Rückkehr des Boten aus der Stadt verkündete, und gleich darauf trat der Schreiber des Pächters bei dem Hauptmanne ein, ihm die für ihn eingegangenen Sachen auszuhändigen. Es waren ein

Paar Briefe aus der Hauptstadt, von Freunden, denen Saint Armand seine neue Anwesenheit im Vaterlande und auf Maland gemeldet hatte, und das Schreiben Oskars. Er eröffnete dies Letztere zuerst, und gewahrte mit einer sonderbaren Empfindung Leontinens Brief.

Es war kein eigentlicher Schrecken, es war auch keine Ueberraschung, denn er hatte es immer für möglich gehalten, daß sie Reue fühlen und ihm schreiben würde; aber das Mißgefühl, das sich seiner bei dem Anblicke des Briefes bemächtigte, war darum nicht geringer. Er fand sich wie mit einem Schlage in eine Lage, in Zustände zurückversetzt, denen er sich für immer entzogen hatte, und obschon er seine Ketten zersprengt, schmerzte ihn bei dieser gewaltsam heraufbeschworenen Rückerinnerung doch die Stelle, an der er sie getragen hatte. Wäre er seiner Stimmung gefolgt, er würde das Schreiben nicht eröffnet haben. Das goldgeränderte Couvert von Atlaspapier, mit der als Siegel eingepreßten Devise Leontinens: Alles oder Nichts! die ihm immer widerwärtig gewesen war, machte ihm jetzt einen doppelt unangenehmen, ja unheimlichen Eindruck. Je mehr er sich durch seine Umgebung auf den Gedanken der überall noth-

wendigen Beschränkung hingewiesen fand, um so unerträglicher dünkte ihn die phantastische Ungenügsamkeit derjenigen, welche es lieben, sich als die Bevorzugten zu betrachten, und von der er an Leontinens Seite mehr erduldet hatte, als er es sich jetzt verzeihen konnte. Vollends quälend aber war ihm der Inhalt des Schreibens selbst. Er konnte Leontinens Betheuerungen keinen Glauben schenken, die Vorwürfe, welche sie ihm machte, trafen ihn nicht, und mit dem demüthigenden Gefühle, mit welchem ein Mann auf seine Irrthümer und auf eine vergeudete Zeit zurückblickt, setzte er sich augenblicklich nieder ihr zu antworten, um mit diesem neuen Anspruche Leontinens fertig zu werden. Er konnte ihr aber nur wiederholen, was er ihr mündlich und schriftlich vielfach ausgedrückt hatte.

Sein Brief war schonend, kurz und ernst. Aber weil er die Wahrheit sagte, und jeden Versuch eine Anknüpfung ein für allemal zurückwies, mußte er Leontinen hart erscheinen. Saint Armand sah das ein, wollte es mildern, indeß jede Bemühung sich weitläufiger auszulassen, und durch Umschreibung weniger zu verletzen, fiel nur schlimmer aus. Wo man ein bitteres Gefühl im Herzen trägt, schützt nur die

strengste Zurückhaltung vor dem Ueberfließen desselben, und nach ein Paar vergeblichen Bestrebungen ließ der Hauptmann es bei dem ersten Briefe bewenden, den er am nächsten Morgen in den fernen Süden sendete.

Während der nächsten Tage dachte er dann viel an Leontine, indeß weil seine Vergangenheit sein Beisammensein mit ihr in so grellem Kontraste zu seinem jetzigen Dasein, weil die Wünsche, welche er neben ihr gehegt, mit seinem gegenwärtigen Thun und Streben so unvereinbar waren, traten sie ihm schneller zurück, als es sonst der Fall gewesen sein würde, und bald erschien ihm Leontine nur noch wie jene Gestalten aus unsern Träumen, deren wir uns erinnern, ohne sie als Theile unserer Erlebnisse betrachten zu können. Denn jener Zug nothwendiger Grausamkeit, dem wir überall in der Natur begegnen, wo es die Selbsterhaltung gilt, kam Saint Armand zu Hilfe, und in dem Bedürfniß sich zu erretten, fragte er sich jetzt nicht mehr, was Leontine, sich und ihren Phantasien überlassen, von ihm denken, und was sie beginnen werde.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die in Rom zurückgebliebenen Freunde führten seit der Abreise Saint Armand's ein stilles Leben. Alle waren durch die Ereignisse in ihrem nächsten Kreise erschüttert worden, und selbst die Woche des Carnevals, von welchem Oskar sich die größte Freude versprochen hatte, ging ohne sonderliche Erheiterung an ihnen vorüber.

Anna und Walther hatten in der Zufriedenheit ihrer Herzen wenig oder gar keinen Antheil daran genommen, für Flora, die ihn seit ihrer Kindheit fast alljährig mitgemacht, war er nichts Neues mehr gewesen, und die Lustbarkeiten würden nur dann einen erhöhten Reiz für sie gewonnen haben, hätte Oskar sich mit Genuß denselben überlassen. Indeß die laute schöpferische Lust des Volkes, wie sie sich in dem Carneval offenbart, war nicht für ihn und sein

Empfinden gemacht. Der Lärm, das Gewühl, das Plötzliche und Unerwartete dieses ganzen fröhlichen Treibens waren seiner nordisch abgeschlossenen und in sich gekehrten Natur mehr schreckhaft als anmuthend, und Alles, was er erlebt hatte und erlebte, war mehr dazu geeignet, ihn an den Ernst des Lebens und an die Zukunft zu mahnen, als ihn für augenblickliche Zerstreuung empfänglich zu machen.

Walther und Anna waren mit den Einrichtungen für ihren künftigen Hausstand beschäftigt, da ihre Verbindung nach dem Osterfeste vollzogen werden sollte. Anna's Vermögens- und Heimathsverhältnisse kamen dabei vielfach in Betrachtung, und statt der Unterredungen über Kunst und Literatur, oder über das gesellschaftliche Leben, wie man sie sonst am Theetisch bei Anna und bei dem Doktor gepflogen hatte, wandte sich das Gespräch jetzt häufig auf bürgerliche, auf häusliche und auf Geldangelegenheiten, deren Bedeutung Oskar um so ernsthafter einzuleuchten begann, als die Briefe des Hauptmannes ihn ausschließlich von solchen Dingen unterhielten. Er war dabei zum ersten Male in seinem Leben völlig sich selber überlassen, und das doppelte Bewußtsein, für sich einstehen und bald die Sorge für Andere mit dem

Antritt seiner Güter über sich nehmen zu müssen, machten ihn so nachdenklich und ernsthaft, daß es den Freunden, die ihn beobachteten, überraschend war, wie schnell die Veränderung seines Sinnes und seiner Anschauungen von Tag zu Tage fortschritt. Auch seine äußere Erscheinung folgte natürlich dem veränderten Gehalte seines Geistes. Die träumerische Schwermuth, die ihn noch vor einem halben Jahre charakterisirt, hatte der Lebhaftigkeit Platz gemacht, mit welcher er sich zu unterrichten wünschte, und von der Verlegenheit, die er sonst bei jeder Berührung mit Menschen zu bekämpfen gehabt, war nur noch eine gewisse Zurückhaltung übrig geblieben, die ihm wohl anstand, so daß er jetzt im hohen Grade den Antheil des Doktors und des Bildhauers besaß, welche ihm früher so abgeneigt gewesen waren.

Anna besuchte er noch immer, doch nur in solchen Stunden, in welchen er Walther dort zu finden wußte, und er verweilte dann meist nicht lange bei ihr. Von seiner Abreise sprach er nicht, und als einmal ein Fremder ihn in Gegenwart seiner Freunde darum befragte, wich er der Antwort aus. Nach einzelnen Andeutungen von seiner Seite hatten die beiden Frauen zu entnehmen geglaubt, daß er der Trauung

Anna's beizuwohnen denke, und man überlegte noch, auf welche Weise man ihn von diesem Vorhaben abbringen solle, als er selbst einen Entschluß darüber faßte.

Man war am Morgen in Walthers Werkstatt gewesen, eine neue Skizze zu besehen, und Oskar und Flora gingen auf dem Rückwege eine kleine Strecke hinter den Andern her, als er mit einem Male sagte: Es hat mich recht überrascht, daß Anna's Büste schon ihrer Vollendung so nahe ist! Ja, ich kann eigentlich ehrlich gestehen, es hat mich erschreckt!

Erschreckt? meinte Flora, wie ist das möglich?

Er antwortete ihr nicht gleich, sondern fragte erst nach einem kurzen Zögern: Ist es Ihnen nie begegnet, daß Sie unentschlossen waren, daß Sie Etwas thun wollten, was Sie als das Vernünftigste, als das Nothwendigste erkannten, und daß Sie es doch nicht thaten, weil es Ihnen schwer wurde?

Das begegnet jedem Menschen und nicht einmal, sondern bei tausend Anlässen immer wieder! versetzte Flora.

Nun denn! sprach Oskar, so werden Sie auch begreifen, wie mir zu Muthe ist. Er hielt abermals inne, und sagte dann: Seit Anna verlobt ist, habe

ich mir an jedem Tage gesagt, daß hier meines Bleibens nicht sei, und daß ich fort müsse. Manchmal, wenn es mir vorkam, daß ich sie störe, war ich entschlossen am andern Tage aufzubrechen; und wollte ich die Anstalten dazu machen, so sagte ich mir wieder, daß ich dann auch von Dir gehen müßte, daß ich Dich dann auch nicht mehr sehen, nicht mehr zu Dir kommen könnte wie jetzt, und ich blieb dann, mit dem festen Vorsatze, Anna nicht beschwerlich zu fallen, ja sie ganz zu meiden!

Aber Sie haben das nicht gethan! fragte Flora, die es immer geschehen ließ, daß er sie in vertraulichem Gespräche Du nannte, während sie es sich meist mit Selbstbeherrschung versagte.

Nein! entgegnete er, und darum habe ich mir selbst ein Ziel gesteckt. Erst hatte ich mir vorgenommen hier zu bleiben bis nach ihrer Hochzeit. Ich hatte mir gedacht, wenn ich sie als die Frau eines Andern sähe, wenn ich sie mit einem Namen nennen hörte, mit welchem ich sie nie genannt habe, so würde alle Trübniß mit einem Male in mir zu Ende sein, und all das Bangen, das ich noch immer fühle, wenn ich sie sehe oder an sie denke.

Flora sagte, daß Anna und auch sie diesen Ent=

schluß bei ihm vorausgesetzt, und angenommen hätten, er wolle seine Abreise bis nach der Trauung Anna's hinausschieben. Oskar aber schüttelte ablehnend das Haupt. Ich weiß nicht, sprach er, obschon ich dies gewollt habe, war mir's nachher doch, als ob ich es nicht dürfte. Ich meine, wenn zwei Menschen sich einander für das Leben zuschwören, so darf kein Dritter dabei bleiben, der keine Freude darüber hat, wenn gleich er weiß, daß es so sein muß, und daß er gar nichts Anderes wünschen darf.

Er sprach das ruhig, aber jenes melancholische Lächeln, das seinen Zügen fast fremd geworden war, glitt wieder einmal über sein Antlitz, und sich zu Flora niederneigend, fragte er: Meinst Du nicht, daß ich Recht damit habe?

Ja! gehe! antwortete sie, und dasselbe traurige Lächeln spielte jetzt auch um ihre Lippen.

Weil ich immer zögerte, und immer zu keinem rechten Entschlusse kam, fuhr er fort, so hatte ich mir nun vorgenommen abzureisen, wenn Anna's Büste fertig sein würde — und das wird bald sein! fügte er unwillkürlich seufzend hinzu.

Sehr bald! wiederholte Flora, und sie gingen dann schweigend nebeneinander her, Jedes in seine Gedanken

versenkt. Als sie sich der Wohnung Flora's näherten, fragte Oskar plötzlich: Komme ich Dir nicht recht schwach vor? recht unmännlich, daß mir das Scheiden so schwer wird?

Sie sah zu ihm empor, wollte ihm antworten, aber sie konnte es nicht, denn es perlten ihr Thränen in den Augen. Er ergriff ihre Hand, drückte sie fest, und sagte: Habe Geduld mit mir! nur diese Tage noch! Wenn ich erst fort bin Flora! dann — ich weiß es — ganz gewiß ich weiß es, dann ist Alles vorbei!

Sie konnte Nichts erwidern, nicht einmal die Augen zu ihm aufschlagen, er hielt ihre Hand zärtlich in der seinen fest. Vor der Thüre, als sie sich trennten, küßte er ihr die Hand; er hatte das in Gegenwart der Andern nie gethan, und dann ging er schnell nach flüchtigem Abschied von Anna davon.

In ihrer Wohnung angekommen, fand Flora den Vater noch nicht heimgekehrt. Er hatte in der Frühe eine Aufforderung erhalten, sich in das Kloster von Trinita di Monte zu begeben, da die Gräfin ihn zu sprechen wünschte.

Niemand hatte von ihr gehört, seit sie ihr Haus verlassen, in welchem nach ihrer ausdrücklichen Anordnung ihre Dienerschaft noch beisammen geblieben

war. Ihre Bekannten, ihre Umgangsgenossen hatten danach ihre Rückkehr erwartet, ihre Feinde diese Rückkehr in die Welt und eine Ehe mit dem Hauptmann als gewiß behauptet, nachdem Andraja gefallen war. Nur der Doktor hatte allen diesen Vermuthungen nach seiner Ansicht von dem Charakter der Gräfin widersprochen, wenn schon er die Besorgniß hegte, daß grade der Aufenthalt in diesem Kloster der Gräfin unter den obwaltenden Verhältnissen drückend sein könne. Mehrmals hatte er den Versuch gemacht zu der Gräfin zu gelangen, aber er war immer mit dem Bescheide abgewiesen worden, daß es gegen die Regel des Klosters sei, Besuche während der Bußübungen der Damen zuzulassen, und die Einladung, welche ihm nun so unerwartet und ohne alle Erklärung geworden, hatte ihn um so mehr überrascht. Mit der Vermuthung, daß vielleicht eine Krankheit der Büßenden seinen Beistand nothwendig gemacht habe, begab er sich um die bestimmte Stunde in das Kloster, und ließ sich bei der Oberin melden.

Er war schon früher mehrmals dort gewesen, eine junge Irländerin zu behandeln, welche ebenfalls die Osterexercitien durchgemacht hatte, und die Oberin kannte ihn also. Auf sein Verlangen wurde er sogleich

zu ihr geführt. Sie ging im Garten mit zwei jüngern Nonnen umher, welche sich bei dem Erscheinen des Doktors entfernten, und die Oberin, eine noch immer schöne Matrone, mit frischen Farben und dunkeln leuchtenden Augen, die forschend aus der großen, weißen Faltenhaube hervorsahen, hieß ihn mit vornehm gehaltener Freundlichkeit willkommen. Sie dankte ihm, daß er ihrer Einladung so willfährig nachgekommen sei, und auf seine Frage, wie die Gräfin sich befinde, antwortete sie, sie glaube, daß für die Gesundheit derselben Nichts zu befürchten sei, obschon die schweren Erlebnisse, durch welche sie gegangen wäre, sie natürlich erschüttert und angegriffen hätten. Wir sind einander, fügte sie hinzu, in dieser Zeit so gut wir es vermochten, zu Hilfe gekommen, denn diese Mauern, wenn sie uns auch abtrennen von der Welt, vermögen uns doch nicht vor dem Schmerz zu wahren, der uns aus ihr kommt!

Sie hatte damit anscheinend der Unterhaltung die Wendung geben wollen, indeß der Doktor vermied vorsichtig ohne eine ganz bestimmte Aufforderung darauf einzugehen, und da er früher jene junge Irländerin mehrmals in einer der Zellen besucht hatte, welche von dem eigentlichen Kloster abgetrennt, für die büßenden Damen

eingerichtet sind, so fragte er, ob er die Gräfin in einer dieser Zellen finden, und ob die Oberin die Geneigtheit haben wolle, ihn zu ihr führen zu lassen.

Mit dem feinen Takte der guten Erziehung nahm sie des Doktors Weigerung von dem Tode ihres Neffen zu sprechen, als berechtigt an, und antwortete auf seine Frage, daß die Gräfin die Zellen der Pensionärinnen heute früh verlassen habe.

Verlassen? wiederholte der Doktor.

Verlassen um in das Kloster einzutreten! sagte die Oberin mit Ruhe und Würde, während sie sich auf eine Bank niederließ, und den Doktor damit einlud, neben ihr Platz zu nehmen. Er entgegnete darauf Nichts, sondern verneigte sich zustimmend, und nöthigte sie also zu der Bemerkung, daß dieser Schritt, ihn überraschen möge. Das verneinte er, indem er ihr erklärte, er habe denselben vielmehr mit Sicherheit erwartet.

Um so kürzer, sagte die Oberin, kann ich in den Mittheilungen sein, die ich Ihnen zu machen wünsche. Freilich ist weder die Gräfin, noch ist irgend Jemand verpflichtet Rechenschaft über dasjenige abzulegen, was er aus seiner innersten Ueberzeugung heraus, unter dem Rathe seiner geistlichen Führer zur Wahrung

seines Seelenheiles zu thun für nöthig hält; und die Bekenner unserer Kirche werden den Entschluß und die Handlungsweise der Gräfin ohnehin verstehen. Aber sie trägt ein Verlangen, auch den Andersglaubenden unter ihren bisherigen Lebensgenossen verständlich zu bleiben, ihnen mit der Nachricht über ihr Vorhaben, ein Zeichen ihres Andenkens zu geben, und es war kein Grund vorhanden, ihr darin nicht zu willfahren. Die Oberin machte dabei eine kleine Pause, gleichsam das Folgende stärker zu markiren, und sagte dann: Die Gräfin tritt heute Abend ihr Noviziat in unserm Kloster an, und hat gewünscht, Sie als den ältesten und bewährtesten ihrer hiesigen Freunde vorher noch einmal zu sprechen. Da sie bis zum Abende noch keine eigene Zelle unter uns hat, und noch keine Regel sie bindet, so finden Sie sie in meinem Zimmer, und sie ist nicht gehindert Sie allein zu sehen. Ich darf aber wohl darauf rechnen, mein Herr! daß Sie die Gräfin schonen, und die Unterhaltung nicht zu einer für sie in irgend einer Weise erschütternden machen werden. Sie hat ihre jetzige Fassung mühsam erlangt, und muß trachten sie zu erhalten, um gesammelt für den heiligen Moment zu

sein, mit welchem sie heute eine neue Zukunft für sich beginnen will.

Die Oberin sprach das ruhig und mild, wie Jemand, der an die Herrschaft und an keinen Widerspruch gewöhnt ist. Sie stand dabei auf, verließ den Garten, und der Doktor folgte ihr, während sie über andere Dinge freundlich mit ihm verkehrte. Als sie über den Hof schritten, ging eine Nonne mit einigen der kleinen Mädchen, welche in dem Kloster erzogen werden, an ihnen vorüber. Sie neigten sich Alle tief vor der Oberin, wendeten dann aber schnell die Augen ab, und senkten sie vor dem Fremden gleichmäßig zu Boden. So unbedeutend das an sich war, verrieth es doch den Zwang der herrschenden Regel, und steigerte die mitleidige Traurigkeit, mit welcher der Doktor an die Begegnung dachte, die ihm jetzt bevorstand.

In dem Empfangzimmer der Oberin ersuchte sie ihn zu warten. Es war licht und freundlich, mit einigen trefflichen Oelgemälden kirchlicher Art geschmückt, mit mancherlei feinen und kunstreichen Arbeiten der Nonnen geziert, welche dieselben der Oberin für ihre Bequemlichkeit oder als bloßen Aufputz dargebracht hatten, und wenn auch der eigentliche

Luxus aus dem Zimmer ganz verbannt war, so erinnerte doch außer den vergitterten Fenstern kaum irgend Etwas an die klösterliche Zelle. Nach wenig Augenblicken trat mit der Oberin die Gräfin herein. Sie trug schwarze weltliche Kleidung, aber der Doktor erstaunte, als er sie erblickte. Nicht daß sie besonders krank ausgesehen hätte, nur ihr Ausdruck war in einer Weise verändert, wie der selbst erfahrene Arzt es nie zuvor an irgend einem Menschen in so kurzer Zeit wahrgenommen hatte. Ihr großes, brennendes Auge hatte sein Feuer verloren. Ihre Züge hatten eine gewisse Unbeweglichkeit, ihre Haltung, welche in der letzten Zeit oft schlaff gewesen war, hingegen eine größere Festigkeit angenommen. Sie ging ihm ruhig entgegen und gab ihm die Hand, ihm dankend, daß er sich eingefunden habe. Es lag mir noch mancherlei am Herzen, sagte sie, ich hatte noch manche Verpflichtung zu erfüllen, ehe ich ganz mir selber leben durfte, und ich hoffe mein Freund! Sie werden mir dazu verhelfen, daß ich dieses ruhig kann.

Es lag in diesen Worten Nichts, was sie nicht eben so gut mitten in ihrem frühern Leben hätte sagen können, aber ihr Ton, ihre Mienen machten es zu etwas Besonderem. Es war als erfülle sie eine

ihr schwere Aufgabe mit dieser Rückerinnerung, mit dieser Beschäftigung, welche sie von sich selber abzog. Als sie sich niedersetzte, wollte die Oberin, welche bisher neben ihr gestanden hatte, sich entfernen. Die Gräfin erfaßte ihre Hand, und fragte: müssen Sie gehen?

Die Matrone verneinte das mit der Bemerkung, sie habe ihr nur die Freiheit lassen wollen, die ihr jetzt noch gehöre und habe geglaubt, daß es auch ihrem Freunde vielleicht willkommener sein werde, sie noch einmal allein zu sehen.

Die Gräfin blickte ernst und fest empor. Was könnte ich denken, sprach sie, das ich Ihnen nicht enthüllte? Was könnte ich von mir sagen, das ich Ihnen nicht sagte, die Sie mir mit Ihrer Güte die Last des niederdrückenden Bewußtseins von der Seele nahmen? — Sie küßte der Oberin mit unverkennbarer Innigkeit die Hand, und fügte hinzu: nur wenn Sie es schmerzt, was ich zu sagen habe, dann theure Mutter verlassen Sie uns.

Mit mildem Augenaufschlag setzte die Oberin sich zu der Gräfin nieder, der Doktor nahm vor ihnen seinen Platz. Es schien ein Verhältniß der Zärtlichkeit und Achtung zwischen den beiden Frauen obzu-

walten, auf das er nicht gefaßt gewesen war, und auf ein ermuthigendes Zeichen der Oberin hob die Gräfin, indem sie die Hand ihrer Beschützerin auf's Neue ergriff und festhielt, zu sprechen an. Sie sagte ihm, daß der Vorsatz sich aus der Welt zurückzuziehen und in ein Kloster zu flüchten, schon in dem Augenblicke in ihr lebendig gewesen sei, als Marcello sich für immer von ihr getrennt habe.

Gewohnt, wie ich es war, mit seinen Augen zu sehen, mit seinem Geiste zu denken, sprach sie mit einem schwermüthigen Seufzer, mußte ich die Liebe als Sünde betrachten lernen, welche er selbst durch seine freiwillige Entfernung zu einem der Buße bedürftigen Verbrechen gestempelt hatte. Und was er als Mann im Leben zu vergessen, und durch Thaten aufzuwiegen dachte, das mußte ich im Gebete zu überwinden, in der Einsamkeit zu sühnen wünschen. Sie stockte plötzlich, es kam dem Doktor vor, als kämpfe sie mit sich selber, als habe sie eine Unentschlossenheit zu besiegen, oder als werde ihr schwer zu sagen was sie denke. Indeß sie ward ihres Widerstrebens Meister, und sprach dann in derselben erzählenden Weise fort: Wie wir geirrt hatten so lange wir für einander lebten, so irrte ich, als ich nach jenem Zeitpunkte

in der Welt verweilend, Marcello's Zukunft, sein Leben, seine Freiheit durch eine Verbindung zu erretten glaubte, von der mein Herz Nichts wußte. — Und wieder machte sie eine Pause. Dann sprach sie lebhafter: Monsignore Marcello ist todt, Herr von Andraja hat durch mich den Tod gefunden, und diejenige, die in ihm den Letzten ihres Hauses, die ihren Sohn in ihm liebte, weit entfernt mich von sich zu stoßen, hat mich aufgerichtet in meiner Zerknirschung, hat mich an ihr Herz genommen in meiner unaussprechlichen Verlassenheit. — Sie lehnte sich dabei an die Oberin und umschlang sie mit ihren Armen. Diese aber wies den Ausdruck ihrer Zärtlichkeit mit leise abwehrender Bewegung zurück, und sagte: Gott hat mich hingestellt in dies Amt, die Hand zu bieten den Einsamen und den Strauchelnden. Wie konnte ich anstehen Sie willkommen zu heißen, als Sie zu uns kamen eine Irrende und Trostbedürftige? Wie sollte ich mich nicht Ihres Entschlusses freuen, da Sie Ruhe fordern und zu finden hoffen unter uns für alle Zeit?

Ja! rief die Gräfin, und die Leidenschaft ihrer Natur brach noch einmal wenn auch matter hervor, was mir die Welt nicht gab, nicht geben konnte, das

ist mir hier geworden. Ich hatte kein Vaterhaus, keine Familie, keine Heimath unter der Herrschaft Rußlands, unter der ich geboren bin. Hier habe ich eine Heimath, ein Vaterhaus und eine Familie gefunden. Mit meinen Erinnerungen in der Welt der Genießenden zu leben, wäre mir ein Fluch gewesen, denn der Tod Marcello's, der Tod Andraja's lasten auf meinem Gewissen. Ihre und meine Irrthümer zu sühnen, für ihr Seelenheil zu beten und das meine zu erringen, das ist fortan die Aufgabe meines Daseins, und daß ich diese erfüllen kann unter den Augen der gütevollsten Führerin, und daß sie ihrerseits mich annehmen will als Stütze und als Trost in dem Schmerze, der ihr durch mein Verschulden zubereitet worden, das ist mehr als ich erwarten durfte, mehr als ich je verdienen kann.

Die Oberin stimmte ihr in sanfter, mütterlicher Weise bei, und meinte, die Gräfin würde immer freudiger und immer ruhiger werden, je mehr sie Einblick und Uebersicht gewinne in die wunderbaren Wege, auf denen Gott die Menschen zu ihrem Heile zu führen wisse; und dem Doktor, obschon ein solcher aus momentanem Antriebe erzeugter Entschluß, sich dem Klosterleben zu widmen, nicht nach seinem Sinne

war, dem Doktor blieb, wie er die Verhältnisse hier vor sich hatte, nichts Andres übrig, als sie anzuerkennen und sich in dieselben zu fügen. Die Gräfin hatte stets eines erhebenden Gedankens bedurft, für den sie ausschließlich gelebt, und ihr liebevolles Herz, ihre empfängliche Phantasie hatten immer danach getrachtet, sich den Menschen anzuschließen, welche ihr als die Träger dieses Gedankens erschienen waren. So war ihre Liebe für Marcello entstanden, so hatte sich jetzt ihre fast leidenschaftliche Zärtlichkeit für die Oberin entwickelt, die selbst schwer getroffen von dem Verluste ihres Neffen, der Gräfin durch ihre Fassung und Milde Achtung geboten, und für sie das Muster der Entsagung, ein Vorbild der verzeihenden Liebe geworden war. Kein Einfluß irgend einer Art war von der Oberin oder dem Kardinale ausgeübt worden, die Gräfin zu bestimmen. Ihr Entschluß war frei und rein, war eine Folge ihrer Liebe für Marcello gewesen, nach welcher sie keine andere Liebe zu einem Manne mehr möglich gedünkt. Hatte ein äußerer Beweggrund für ihre Entscheidung mitgewirkt, so war es die Scheu vor einer Rückkehr nach Rußland gewesen, welcher sie sich dauernd nicht entziehen konnte.

Alle ihre Bestimmungen waren daher mit ruhiger Ueberlegung und großer Einheit getroffen. Sie hatte ihr Vermögen, das sie allmälig fast ganz aus Rußland herausgezogen, zur Hälfte den Zwecken der polnischen Emigration, zur Hälfte dem Kloster vermacht, in das sie einzutreten beabsichtigte, und in welchem, da Volkserziehung der Lebenszweck Marcello's gewesen war, aus diesem Legate Stellen für arme weibliche Pensionaire errichtet werden sollten. Sie selbst hoffte, sich mit ihren vielfachen Kenntnissen für den Unterricht im Kloster nützlich machen zu können, und sie sprach von dieser ihr bevorstehenden Thätigkeit mit begeisterter Wärme. Auch für Antonio hatte sie ein Legat bestimmt, und er war es besonders, welchen sie der Sorge des Doktors anzuempfehlen gewünscht hatte, dem sie auch die Belohnung ihrer Dienerschaft, die Auflösung ihres römischen Hausstandes und die Vertheilung verschiedener Andenken auftrug, die sie ihren Freunden und Umgangsgenossen zu hinterlassen dachte. Sie behandelte das Alles mit gelassener und verständiger Klarheit, wie eine Frau, die es gewohnt ist, ein Vermögen zu verwalten, und ihre Angelegenheiten selbstständig zu ordnen. Es war keine Gefühlsüberreizung, keine Rührung an ihr zu bemerken,

und ein Fremder, welcher sie so gesehen hätte, würde geglaubt haben, daß sie sich für eine Reise vorbereite. Als sie ihre Bestimmungen getroffen und dem Doktor die Vollmachten ausgehändigt hatte, deren er zur Ausführung derselben bedurfte, als er ihr zugesagt, ihren Anordnungen pünktlich nachzukommen, fragte sie mit Theilnahme nach Flora, deren reiner Sinn ihr in der Welt immer eine Erhebung gewesen sei, und erkundigte sich auch nach den übrigen Personen, mit welchen sie im Laufe der letzten Zeit verkehrt. Sie trug ihm für Anna und Walther freundliche Wünsche, an Oskar einen Dank für die Anhänglichkeit auf, welche er ihr bewiesen hatte. Dann kam sie auf Leontine zu sprechen und meinte, sie habe derselben oft in dieser Zurückgezogenheit gedacht, und die Versuchung gefühlt, ihr zu einer eben solchen zu rathen. Die Begegnung mit ihr, sagte sie, war mir eine sehr gewichtige. Ihre Verworrenheit und ihre Sucht nach Aufregungen haben mich vielfach beirrt und mit sich fortgerissen, aber sie halfen doch auch dazu, mich auf den Weg zu führen, den ich jetzt betreten habe, und es drängt mich daher, ihr mit freiem Willen zu vergelten, was sie unwissentlich in mir befördert hat. Indeß mein geistlicher Führer will nicht, daß ich es

thue, und so senden Sie ihr das ihr bestimmte Andenken nur mit meinen Wünschen für ihre Zukunft und für ihr Heil. Nach dem Hauptmann sich zu erkundigen, hielt die Rücksicht auf das Gefühl der Oberin sie natürlich ab, aber unter den Papieren, welche sie dem Doktor übergab, befand sich auch ein Brief an Saint Armand.

Sie schien damit Alles ausgerichtet zu haben, was ihr am Herzen gelegen hatte, und es entstand eine Pause. Sie saß nachdenkend da, als sinne sie, ob sie Nichts vergessen. Ihr Ausdruck blieb dabei ernst und still wie seit ihrem Eintritt in das Zimmer. Mit einem Male richtete sie den Kopf empor, gab dem Doktor beide Hände und sprach mit all der anmuthvollen Freundlichkeit, welche ihr in der Welt die Herzen der Menschen gewonnen hatte: Ich bin nun fertig! Und ich danke Ihnen, mein treuer Freund, daß Sie gekommen sind. Sie waren mir seit Jahren ein Berather in den Schmerzen des Leibes und der Seele, Sie haben mich oft als eine Kranke, als eine Unglückliche gesehen, denken Sie jetzt meiner als einer Genesenden, als einer Glücklichen! Und Gott sei mit Ihnen jetzt und immerdar! — Darauf wendete sie sich von ihm ab, neigte sich vor der Oberin, küßte

ihr die Hand und verließ leisen Schrittes das Gemach.

Der Doktor sah ihr wortlos nach. Dann legte er sorgfältig die Papiere und Briefe der Gräfin in sein Portefeuille, fügte den Schlüssel hinzu, welchen sie ihm zurückgelassen hatte, und der Oberin in herkömmlicher Weise für die bewilligte Unterredung dankend, wollte er sich entfernen, aber die Matrone hielt ihn zurück. Sie gehen mit gebeugtem Sinne von uns fort, sagte sie, und doch haben Sie Unrecht dies zu thun!

Er gestand ihr, da er eine großherzige und bedeutende Frau in ihr erkanute, daß ihm dem Protestanten, der Eintritt der Gräfin in das Kloster als bedenklich, als ein Schritt erscheine, den sie leicht bereuen könne, und da die Oberin diese Besorgniß von seinem Standpunkte begreiflich nannte, sprach er es ihr aus, daß nicht die Einsamkeit ihm bedrohlich für die Gräfin scheine, sondern das Verzichten auf die eigne Freiheit, deren kein Mensch sich, so lange er es nicht müsse, zu entäußern habe.

Die Oberin hörte ihn ruhig an. Sie sind Arzt, begann sie darauf, Ihr Beruf hat sie vielfach in das Leben der Frauen blicken lassen, wie ich es auch in

dem meinigen zu thun im Stande war; aber Ihre Erfahrung müßte eine ganz andere gewesen sein als die meine, wenn Sie die Freiheit als ein den Frauen im Allgemeinen wünschenswerthes Gut betrachten gelernt hätten. Dem Manne und seiner Kraft mag Freiheit anstehn, uns in unserer Schwäche ist die Abhängigkeit das einzige Heil. Beruhigen Sie also Ihre Freunde über das Schicksal der Gräfin, indem Sie ihnen wiederholen, was Sie von ihr selbst gehört haben.

Der Doktor fühlte sich nicht berufen, dieser Frau gegenüber, deren ganzes Wesen Achtung gebot, auf eine Entgegnung einzugehen. Nur die Frage that er, ob es der Gräfin vergönnt sei, ihre Freunde wieder zu sehen, wenn sie es wünsche.

Nicht während ihres Noviziates! entgegnete die Oberin. Ersehnt sie nach demselben die Rückkehr in die Welt, so wissen Sie, daß ihr dieselbe dann noch immer freisteht. Aber sein Sie unbesorgt: der Freiheit, die ihr so verderblich war, hat die Gräfin sich nur zu ihrem Heil entäußert, und sie wird das nicht bereuen. Da Gott ihr die zwingende Fessel des Familienlebens aufzuerlegen nicht für gut befunden hat, ist sie unter seiner ganz besondern Führung dahin gekommen, in unserer Gemeinschaft die segensreiche Be=

schränkung und den heilsamen Zwang zu suchen, den das Weib in seiner irrenden Schwachheit nicht entbehren kann. Gönnen Sie es der Gräfin, ihn gefunden zu haben, und künftig unsern Beruf mit uns in heiligendem Frieden auszuüben und zu theilen.

Damit hatte die Unterredung ihr Ende erreicht, der Doktor verließ das Kloster wie er es betreten hatte: mit der Ueberzeugung, daß das Schicksal der Gräfin unabänderlich entschieden sei, und noch an demselben Abende legte sie das Kleid der Novizen an, ihr strenges Jahr der Probe zu beginnen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Sorge der Gräfin um Leontine war keine unbegründete gewesen, und niemals mehr als jetzt hätte diese einer sie haltenden und tragenden Stütze, eines sie beherrschenden Rathes bedurft. Wenn schon besonnene Menschen durch die Spannung des Erwartens in Aufregung versetzt, sich nur mühsam gegen die Willkür der eigenen Phantasie zu wehren vermögen, die maaßlos im Befürchten wie im Hoffen, ihnen die richtige Beurtheilung der Verhältnisse unmöglich macht, so war das Alles noch mehr bei Leontinen der Fall.

An dem Tage, an welchem sie ihren Brief an Saint Armand abgesendet, hatte sie die Zeit genau berechnet, in welcher eine Antwort aus dem fernen Norden sie erreichen konnte, und sich gelobt, sie ruhig zu erwarten. Indeß schon nach dem Verlaufe der ersten Woche war ihre Geduld erschöpft gewesen, und

von Tag zu Tag hatte die Heftigkeit sich gesteigert, mit welcher sie dem Briefe, der ihr wie sie sagte, ihr Urtheil über Leben und Tod verkünden sollte, entgegensah. Jetzt, da sie von dem Hauptmanne getrennt war, da alle jene Anreize und Mißverständnisse aufgehört hatten, mit denen sie selbst sich verwirrt und ihre Beziehungen zu dem redlichen Freunde getrübt, jetzt wuchs ihr Verlangen nach seiner beruhigenden Nähe in einem Grade, daß es ihr fast den Sinn verwirrte. Jeden Morgen wenn sie sich erhob, nach einem Schlafe, dessen phantastische Träume ihr keine Erquickung vergönnten, hielt sie sich die Möglichkeit vor, daß sie heute Nachricht von Saint Armand erhalten, daß sie ihn heute sehen könne. Es däuchte sie bald undenkbar, daß er ihr nicht während seiner Reise geschrieben haben sollte, und weil sie ihn stets nachsichtig gefunden, weil sie sich gewöhnt hatte auf seine Güte wie auf seine Schwäche für sie zu bauen, überzeugte sie sich mehr und mehr, daß er seinen Vorsatz, nach Schweden zu gehen, gar nicht ausgeführt haben könne, daß er auf dem Wege umgekehrt sei, daß er nun bald Neapel erreichen und eines Tages ganz unerwartet bei ihr eintreten werde, um sie mit sich zu nehmen und sie nicht mehr zu verlassen.

In solchen Stunden setzte sie sich mit leidenschaftlichem Eifer zu ihren musikalischen Studien nieder. Die Beschränktheit von Saint Armands Lage, die sie sonst erschreckt hatte, kam ihr dann wie ein Glück vor. Sie wollte für ihn arbeiten, sie wollte ihm zeigen, daß sie neben ihm Nichts gesucht als ihn selbst, und dann wieder fiel es ihr ein, daß sie einen Mann nicht lieben, nicht achten könne, der sich es gefallen lasse von der Arbeit seiner Frau zu leben. Saint Armand hatte daran auch nie gedacht. Er hatte vielmehr ihr Leben in der Oeffentlichkeit, ihre musikalische Virtuosenlaufbahn ungern gesehen, und seine Plane waren auf ein stilles ländliches Leben gerichtet gewesen. Was sollte ihr also das Ueben ihrer Fertigkeit? Das Einzige, worin sie sich zu üben, woran sie sich zu gewöhnen hatte, waren Entbehrungen; und in einem der Augenblicke, in welchen sie sich vornahm dem Luxus zu entsagen, und sich für eine gänzliche Bedürfnißlosigkeit zu erziehen, kündigte sie ihre nur für die Woche bedungene Wohnung an der Villa Reale auf, nahm am Fuße des Posilipp in einem kleinen Hause bei einem Schiffer ein Paar kleine Zimmer, welche hie und da von jungen Malern bewohnt worden waren, schickte ihren Flügel fort, und hatte wäh-

rend einiger Tage eine Beschäftigung und ein Genügen daran, sich es vorzustellen, wie überrascht der Hauptmann sein werde, wie entzückt von ihrer Hingebung, wenn er sie in dieser Umgebung finden werde. Sie lernte von ihren Wirthen mit großer Anstrengung das Ruder führen, sie freute sich der Schwielen, welche die ungewohnte Arbeit in ihren feinen Händen erzeugte, und hundert und hundertmal hatte sie es sich ausgemalt und ihrer Kammerfrau vorerzählt, wie sie in Schweden, auf einem der stillen mit Gebirgen umschlossenen Seen künftig an des Hauptmanns Seite dahinfahren werde, ganz versenkt in ihr Glück, ganz abgetrennt von der Welt.

Aber diese idyllischen Träume waren auch jetzt natürlich nur von kurzer Dauer, und wie immer folgte der künstlichen Erregung die entmuthigende Abspannung auf dem Fuße. Was sie Anfangs so reizend gedünkt, die Aermlichkeit ihrer Wohnung und Umgebung, das wurde ihr bald um so drückender, da sie sich nicht eingestand, daß es nur allein von ihrem Willen abhänge, dieselbe augenblicklich zu verlassen, da sie sich nicht sagte, daß in einer solchen Lage zu leben ihr Saint Armand niemals zugemuthet haben würde. Mit dem Gefühle ihm ein Opfer zu bringen,

eine Entbehrung über sich zu nehmen, welche eigentlich über ihre Kräfte gehe, und die ihr nur durch die größte Liebe, durch die nicht endende Dankbarkeit des Hauptmannes vergolten werden könne, ergab sie sich darin, hier auszuharren bis er käme. Denn daß er kommen müsse, wenn er ihren Brief erhalten haben würde, daran zweifelte sie gar nicht.

Neben dem quälenden Grübeln, dem sie verfiel, machte sich aber auch die Langeweile geltend. Sie hatte in Neapel gesagt, daß sie verreise, einen Ausflug durch das Land und an der Küste zu machen, und deshalb den größten Theil ihres Gepäckes bei dem Banquier gelassen, von dem sie ihr Geld bezog. Es war ihr Vorsatz gewesen, erst mit Saint Armand zusammen in die Gesellschaft zurückzukehren. Das Verlangen von dem Hauptmanne in der Einsamkeit gefunden zu werden und danach mit ihm gleichsam als Siegerin unter ihren Bekannten aufzutreten, hielten sie gleichmäßig in ihrer jetzigen Lage fest. Ohne Bücher, ohne Musikalien, ohne Anregung durch Menschen versank sie bald in eine tiefe Melancholie, so daß das Gefühl einer unglücklichen Liebe erliegen zu können, sich endlich auf sie hernieder wuchtete. Damit entstand zuerst die Frage in ihr, was sie beginnen

solle, wenn Saint Armand nicht käme, wenn er sie verschmähe? Sie hatte keine Antwort darauf, aber der Gedanke bannte sich in ihr fest, und hemmte ihre ganzen Fähigkeiten.

In dieser Unruhe verfiel ihr Körper sichtlich. Sie genoß wenig, schlief wenig, und das Einzige woran sie Lust zu finden schien, und was sie regelmäßig wiederholte, war eine einsame Fahrt in das Meer, die sie an ruhigen Abenden, sich selbst mit leichten Rudern in dem kleinen Boote fahrend, immer wieder unternahm. Kam sie dann heim, so galt ihre erste Frage den Briefen, nach welchen sie täglich sendete, aber immer noch war sie vergebens gethan worden. Endlich an einem Tage, an welchem ein Regen sie verhinderte, ihre Wasserfahrt zu machen, kam der Sohn ihres Wirthes in ihr Zimmer. Er hielt einen Brief in der Hand, Leontine erkannte die Schrift mit scharfem Auge schon von ferne. Eilig ging sie ihm entgegen, nahm das Schreiben, gab dem Burschen in ihrer Freude ein Geldstück zum Geschenk, und trat das Siegel erbrechend hastig an das Fenster, um zu lesen. Aber schon die Kürze des Briefes erschreckte sie, und von der festen, ablehnenden Ruhe desselben tief in der Seele getroffen, sank sie lautlos auf den

nächsten Sessel nieder, das Gesicht auf das harte Fensterbrett gestützt.

Es war vergebens, daß ihre Kammerfrau ihr zusprach, daß sie mit dringender Bitte sie ersuchte, ihr den Inhalt des Briefes mitzutheilen, Leontine wies sie heftig von sich. Sie blieb lange in ihrer Versunkenheit sitzen, bis sie mit einem Male aufsprang, den Brief in Stücke zerriß, ihn zum Fenster hinausschleuderte, und mit dem Rufe: das ist's! und nun ist's gut! ihre Kraft und ihre freie Empfindung wieder gewonnen zu haben schien.

Sie forderte Licht und schrieb einen Brief. Ihre Kammerfrau glaubte, daß er dem Hauptmanne bestimmt sei, indeß sie hatte sich getäuscht. Er war schnell beendet. Leontine händigte ihn der Dienerin aus. Sorge dafür, daß er morgen mit dem Frühesten zur Stadt gebracht wird! sagte sie. Ich muß Antwort haben bis zum Mittage. Die Kammerfrau betrachtete das Kouvert, es trug die Aufschrift eines Musikdirektors, mit welchem Leontine bei ihrer Ankunft in Unterhandlungen über ihre Konzerte getreten war, und der ihr damals den Augenblick für dieselben als nicht günstig bezeichnet hatte. Zweifelnd

hielt die Kammerfrau den Brief in der Hand und zögerte den Befehl ihrer Herrschaft auszuführen.

Worauf wartest Du? fragte Leontine ungeduldig.

Auf Ihre Weisung gnädige Frau, den Brief nicht abzusenden! entgegnete die treue Seele mit dem Tone der Warnung, zu welchem ihre langen, liebevollen Dienste ihr das Recht gegeben hatten.

Leontine fuhr auf, die Kammerfrau ging an sie heran, ergriff ihre Hand und sagte, indem sie dieselbe küßte: lassen Sie Sich Zeit, gnädige Frau! jetzt dürfen Sie Nichts bestimmen, Nichts entscheiden.

Als ob Du wüßtest, was ich will! rief Leontine.

Sie wollen ein Konzert geben gnädige Frau! aber thun Sie das nicht, jetzt nicht!

Und was willst Du, das ich thun soll? rief Leontine aus. Soll ich hier sitzen und nachdenken bis ich wahnsinnig werde über die Treulosigkeit, die an mir begangen, über die Schmach, die mir geschehen ist? Soll ich hier sitzen und daran denken, wie Anna, wie der Hauptmann, wie sie Alle, die mir von Freundschaft und von Liebe gesprochen, mich verlassen haben, um ihrem eigenen Glücke nachzujagen? Soll ich mir vorstellen mit welch hochmüthigem Mitleid sie an mich, an die Einsame, die Aufgegebene, die Verschmähte

denken? O, nein! Sie sollen sehen, wer ich bin und was ich kann! Sie sollen sehen, daß Nichts mir fehlt, so lange ich mich selber habe. Und mich selber habe ich noch! rief sie im Tone eines stolzen Triumphes aus.

Es war umsonst, daß die Dienerin sie erinnerte, wie in ähnlicher Stimmung ihr Fest am Neujahrstage unternommen habe, und wie wenig befriedigend, wie traurig es für sie geendet habe. Die Aufgeregte wollte davon Nichts hören, wollte den Vergleich nicht gelten lassen. Damals, sagte sie, wollte ich Saint Armand bestrafen, das war ein kleiner Plan, ein geringer Zweck gegen dasjenige, was ich jetzt zu thun habe, gegen die Selbsterrettung, die ich an mir zu vollziehen habe. Denn das sage ich Dir, glaubte ich in dieser Stunde nicht an mich, an mein Talent, an die Gewalt, welche mir damit über die Menschen gegeben ist, es wäre die letzte Stunde meines Lebens! So müde bin ich es zu hoffen und zu verzweifeln, zu suchen und nicht zu finden. Was ist das Leben denn weiter als ein elendes, sich ewig wiederholendes Auf und Nieder von Kampf und Müdigkeit! Und ich bin müde, müde bis zum höchsten Ueberdrusse, bis zur stumpfen Sehnsucht nach dem Ende!

Gegen solche Stimmungen, gegen solches Ueber=

maaß hatte die sanfte Anhänglichkeit der dienenden Frau keine Macht. Sie gab den Brief zur Besorgung, begnügte sich damit, die Klagen, die Ausbrüche der Verzweiflung, in welchen ihre Gebieterin sich erging, durch ablenkendes Gespräch zu unterbrechen, und war froh, als diese gegen Morgen sich einem kurzen Schlafe überließ.

Am Mittage kam die Antwort des Musikdirektors aus der Stadt. Er war überrascht Leontine so nahe bei Neapel zu finden, erbot sich selbst zu ihr herauszukommen, um ihr auseinander zu setzen, weshalb er es jetzt wie früher nicht in ihrem Interesse finde, öffentlich aufzutreten; und gegen Abend, als die Hitze des Tages nachgelassen hatte, fand er sich denn auch wirklich bei ihr ein. Sie hatte ihre kleinen Räume mit Blumen füllen lassen, daß sie ein heiteres Ansehen gewannen, und wußte ihm ihre Zurückgezogenheit als eine Grille darzustellen, die er bei dem bekannten phantastischen Sinne der Künstlerin, für wahr zu halten keine Mühe hatte. Mit geschäftsmäßiger Klarheit setzte er ihr auseinander, wie Neapel seine Zeit für musikalische und für andere künstlerische Leistungen entweder noch vor dem römischen Carneval, oder gleich nach der Osterwoche habe, weil in den

beiden Epochen der Besuch der Fremden zahlreich, und die geselligen Festlichkeiten Neapels weniger im Gange wären. Er hielt ihr vor, daß diese Momente jetzt vorüber wären, daß der Hof, die Diplomatie, der Adel und die Fremden bereits, wie Leontine selbst, die Stadt seit Wochen verlassen hätten, er gab ihr zu bedenken, daß ein Konzert in dieser vorgerückten Jahreszeit kein Auditorium haben würde, und daß eine Künstlerin wie sie, sich nicht in die Lage bringen dürfe, ein verfehltes Auftreten zu haben. Ja, er gestand ihr endlich, daß er jetzt kein Konzert unternehmen, ihr kein Engagement bieten könne, weil er selbst bei ihrem großen Rufe doch des üblen Erfolges im Voraus nur zu sicher sei.

Aber grade der Widerspruch, auf welchen sie bei dem Direktor stieß, grade das Mißtrauen, welches er in den Zauber ihres Namens setzte, reizten sie auf ihrem Verlangen zu bestehen. Mit herausfordernder Keckheit erklärte sie, daß sie auch nicht gesonnen gewesen sei, ein Engagement zu fordern, sondern daß sie ihn nur habe bitten wollen, die Leitung eines Konzertes zu übernehmen, das sie für die Armen von Rom und von Neapel geben wolle. In Rom habe ihre plötzliche Erkrankung sie daran gehindert, jetzt aber, da

die Muße sie gekräftigt, und da sie Italien bald zu verlassen denke, wolle sie von dem Lande, das ihr so unvergeßliche Eindrücke gegeben, nicht scheiden ohne seiner Armen gedacht zu haben. Alles, was sie von dem Direktor fordere, sei daher nur die Erwirkung einer Erlaubniß für dies Konzert und seine Oberleitung in demselben, doch müsse es im Laufe einer Woche gegeben werden können. Sie selbst verlange natürlich für sich nicht den geringsten Antheil an dem Ertrage der Einnahme, stelle aber dem Direktor das ihm angemessen scheinende Honorar zu Gebote, und selbst die Wahl und Anordnung überlasse sie ihm, da ihr nur daran gelegen sei, ihren Willen durchzuführen.

Der heftige Ton, die herrische Weise, die gemachte Nachlässigkeit kränkten und beleidigten den erfahrenen, kunstverständigen Mann, und müde des fruchtlosen Abmahnens, rief er von seiner eigenen Gereiztheit fortgerissen: Nun wohl, Signora! Sie sollen Ihren Willen haben. In acht Tagen führen wir das Konzert auf, ich leiste wie Sie auf jede Belohnung meiner Arbeit Verzicht. Der Ertrag gehöre den Armen ganz und gar, und der Erfolg sei der Ihre!

Damit war Leontine ganz zufrieden. Es küm-

merte sie wenig, daß der Direktor beleidigt war, sie beachtete es nicht, daß seine Einwilligung fast feindselig geklungen hatte. Sie war ihrer selbst gewiß, sie traute es sich zu, nicht nur ihr Auditorium, sondern auch ihren Dirigenten hinzureißen, und gleich am folgenden Morgen fuhr sie in die Stadt, die Instrumente zu versuchen, die Vorkehrungen zu treffen, wegen der Anzeigen das Nöthige zu veranlassen, und sich einzelnen Musikern und Kunstfreunden persönlich vorzustellen. Bemüht die ungünstige Meinung zu zerstreuen, mit welcher der Direktor sie verlassen hatte, bot sie alle ihre Liebenswürdigkeit auf, ihn und die andern betheiligten Personen für sich zu gewinnen, und schon in den folgenden Tagen brachte die Zeitung eine Schilderung ihres idyllischen Aufenthaltes in der Schifferhütte am Posilipp, malten die Berichte es aus, wie ihr Leben getheilt sei zwischen den erhabensten Kunstbestrebungen und dem einfachsten Verkehre mit dem schlichten Volke, dem sie seine Melodien ablausche, während ihr Geist sich entzücke in der erwärmenden Schönheit der blühenden Natur.

Leontine glaubte das Alles von sich, da es ihr schmeichelte, und sie es gedruckt vor ihren Augen sah. Sie zweifelte nicht, das Gescheuteste gethan zu ha-

ben, sie war gewiß, nun wieder auf dem richtigen Wege zu sein. Sie selbst sendete die betreffenden Zeitungsartikel nach Rom und auch nach Deutschland, damit sie dort auf die eine oder die andere Weise eine öffentliche Verbreitung finden und Saint Armand zu Augen kommen sollten, und in der Hast, welche bei den nothwendigen Proben in der Stadt, ihr Aufenthalt außerhalb derselben ihr auferlegte, verging ihr die Woche bis zu dem Konzerte fast im Fluge.

Es war hell und klar gewesen die ganze Zeit, an dem Tage des Konzertes aber änderte sich das Wetter plötzlich. Graue Wolken, wie der Scirokko sie herauftreibt, ließen sich hie und da erblicken, verschleierten die Inseln, den Vesuv und das ganze andre Ufer, um endlich sich mit dem trüben, bleifarbenen Wasser des Golfes zu vermischen. Leontine kam aus der letzten Probe nach Hause, müde, erschöpft, von dem schwülen Wetter gedrückt. Sie wollte sich ausruhen, aber die Wärme in den kleinen Stuben ließ ihr keine Rast, und mit Sehnsucht dachte sie an die großen, weiten Räume zurück, in welchen sie bei ihrem Eintritte in Italien den ersten Scirokkotag verlebt hatte. Damals, am Abende desselben, hatte sie ihr erstes Zerwürfniß mit Saint Armand gehabt, damals

war er ihr noch gleichgültig gewesen, eine Unterhaltung für ihre leere Zeit, und jetzt!

Sie erschrack vor der Erinnerung an ihn, welche sie die Woche hindurch mit Anstrengung zurückgedrängt hatte, sie wollte es auch jetzt noch thun, indeß die Erinnerung ließ sich heut' nicht bannen. Stand ihr doch noch heute das Konzert bevor, das sie um seinetwillen herbeigeführt hatte, und was war jetzt im Grunde damit gewonnen, wenn der entschiedenste Beifall ihr lohnte? Was kümmerten den Entfernten in seiner nordischen Heimath ihre künstlerischen Triumphe, was kümmerte ihn ihr Wohl und Weh?

Es war eine furchtbare Bitterkeit, mit welcher sie sich diese Fragen vorhielt. Ihre Eitelkeit, ihr Ehrgeiz, Nichts hielt davor Stich, und zum ersten Male seit Jahren drängte sich ihr der Gedanke auf, der ihr durch ihre glänzenden Erfolge völlig fremd geworden war: wie aber, wenn der Versuch nun gar mißlingt? wenn ich nicht erreiche, was ich heute zu erreichen dachte?

Eine Angst, wie sie dieselbe bei ihrem ersten Auftreten nicht lebhafter gefühlt, bemächtigte sich ihrer, und vermehrte das Unbehagen, welches der Scirokko ihr hervorgerufen, zu einem Kopfschmerz, der sie nö-

thigte, sich niederzulegen. Darüber verstrich Stunde um Stunde, und je näher der Abend kam, je lebhafter wurde ihre Besorgniß, nicht vor dem Publikum erscheinen zu können, je größer ihr peinliches Leiden. Einen Augenblick dachte sie, von ihrer Kammerfrau überredet daran, das Konzert absagen zu lassen, aber die Zeit war dafür schon zu weit vorgerückt, und endlich überwand das Verlangen, ihren Willen durchzusetzen, jede andere Rücksicht in ihr. Sie ließ sich ankleiden, und fuhr, als der bestellte Wagen sie zu holen kam, um die achte Stunde in die Stadt.

Auf dem ganzen Wege kamen ihr lange Reihen von Equipagen entgegen. In der Villa Reale, auf Santa Lucia, überall war es voll von Menschen, denn Alles strömte hinaus an das Meer, um nach dem schwülen Tage womöglich einen frischen Lufthauch am Wasser einzuathmen. Das Wagenrollen, das Geräusch der sprechenden Spaziergänger, war ihr unerträglich, sie freute sich als sie den Konzertsaal erreichte, und stieg die prächtige Treppe in die Höhe, mit dem Gefühle, daß die freudige Erregung ihr wohlthun und sie herstellen werde.

Mit dem Direktor und einigen der mitwirkenden Künstler in dem Wartesaale plaudernd, horchte ihr

Ohr gespannt auf das Ankommen der Wagen, auf jene eigenartige Bewegung, welche den Eintritt des Publikums in einen Saal begleitet. Es waren bisher nur wenig Billette abgeholt, was sich durch den Aufenthalt der Gesellschaft in den Villen und auf dem Lande leicht erklären ließ, und Leontine hatte gehofft, daß der kühlere Abend die Kunstliebenden grade in die Stadt und in die Soiree führen werde. Indeß nur hie und da fuhr ein Wagen vor das Haus, nur dann und wann hörte man Flügelthüren öffnen, nur selten unterbrach das Rücken der Stühle jenes allmälige Stimmen der Instrumente, das die Ungeduld der wartenden Musiker verrieth. Draußen von dem Kirchthurme des nahen Klosters hatte es neun geschlagen, schon mehrmals hatte der Direktor nach seiner Uhr gesehen, endlich zog er sie wieder heraus, und meinte, daß man beginnen müsse. Leontine erklärte sich dazu bereit, das Zeichen wurde gegeben, und am Arme des Direktors trat sie in den Saal, und — der Saal war fast gänzlich leer!

Ein herzbeklemmender Schreck bemächtigte sich ihrer, sie hatte das nie zuvor erlebt. Ihre ersten Konzerte in ihrer Vaterstadt waren durch den Antheil, welchen ihr Schicksal und ihr Entschluß sich der Künst-

lerlaufbahn zu weihen, eingeflößt hatten, von Besuchern überfüllt gewesen, und ihr schnell verbreiteter Ruhm hatte ihr dann später überall zur Seite gestanden. Heute zum erstenmale fehlte ihr ein Publikum, und als gähne die Leere eines Abgrundes vor ihr auf, so zwang es sie, immer wieder in den Raum hinunterzusehen, während ein völliger Schwindel sich ihrer bemächtigte. Ob sie körperlich, ob sie geistig leide, wußte sie bald nicht mehr zu unterscheiden, sie wußte auch kaum noch, was sie spielte, nur daß sie unglücklich sei, fühlte sie mit vernichtender Schwere.

Mechanisch führte sie ihr erstes Musikstück zu Ende, aber weil sie eben wie vom Geiste verlassen spielte, konnte sie keinen Eindruck auf die Anwesenden hervorbringen, und obschon ein Paar der von ihr eingeladenen Zuhörer sich zu einem dankenden Applaus zusammenthaten, blieben alle Andern unbewegt, und das vereinzelte, verlorne Beifallklatschen machte ihr Mislingen nur um so auffallender. Es war ein furchtbares Gefühl, mit dem sie in das Wartezimmer zurückkehrte. Mit kaltem Schweigen nahm sie den Trost des von ihrer Lage gerührten Dirigenten hin, daß er ihr dies vorausgesagt, daß er sie nicht vergebens gewarnt, daß sie dieses Mißlingen nicht ihrem

versagenden Talente, sondern nur der Ungunst des jetzigen Augenblickes zuzuschreiben habe. Sie antwortete nicht darauf. Mit einem stumpfen Lächeln hörte sie ihm zu, und es war umsonst, daß er ihr mitleidig vorschlug, ihr sichtliches Unwohlsein zu einer Entschuldigung gegenüber dem Publikum zu nutzen, und dadurch das Konzert zu beenden.

Glauben Sie, daß ein einziger Unfall mich so schnell entmuthigt? oder daß mir Alles im Leben so leicht geworden ist, daß ich die Partie aufgebe, wenn sie nicht gleich gelingt? fragte sie, während ihre Augen vor Aufregung erglänzten.

Aber Sie sind krank! wendete der Direktor ein, und ihre Dienerin stimmte seinen Warnungen und Bitten bei.

Ja! rief sie, ich bin krank! Fühle wie mein Kopf brennt! Fühlen Sie wie kalt meine Hände sind, kalt bis zur Erstarrung! Aber was wäre denn der gepriesene freie Wille des Menschen, wenn er dies elende stockende Blut nicht bemeistern könnte? Was wäre das Talent und die Kunst, wenn sie nicht einmal die widerspenstige Wallung der eigenen Natur besiegen könnten? Kommen Sie, ich bin bereit!

Und zum zweitenmale trat sie vor das Publikum,

um sich in einem Solo, in einem Capriccio hören zu lassen, mit welchem sie sonst die Hörer hingerissen hatte. Indeß die fiebernde Unruhe, in der sie sich befand, ließ sie das richtige Tempo und das richtige Maaß des Ausdruckes verfehlen. Sie fühlte die geschmacklose Uebertreibung ihres Vortrages, und der Zorn darüber, der Schreck, die Verwirrung machten sie immer gewaltsamer, rissen sie mehr und mehr zu dem gewagten Versuche hin, durch die größte mechanische Virtuosität den Mangel an Beherrschung ihrer Aufgabe und ihrer selbst zu verbergen. Mit einem Male brachte ein Fehlgriff und eine daraus entstehende Dissonanz sie außer Fassung, sie wollte sich wieder hineinfinden, ein Zeichen des Mißfallens aus den Reihen des Publikums, raubte ihr den Rest von Besinnung, und obschon sie das Stück zu Ende führte, wußte sie nur zu gut, daß sie eine vollständige Niederlage erlitten hatte.

Todtenbleich kehrte sie aus dem Saale zurück. Es war nicht mehr die Rede davon, das Konzert zu beenden. Sie hörte, wie der Direktor ihr Erkranken meldete, wie man sich entfernte, wie die Musiker ihre Instrumente verpackten und sich laut sprechend zum Fortgehen rüsteten. Darüber kam ihr Wagen. Man

hatte nach einem Arzte senden wollen, sie hatte es verboten, auch die Begleitung des Direktors hatte sie abgelehnt. Mit dem Ausruf: Das war das Letzte! nun ist's aus! warf sie sich in den Wagen, und tief in die Ecke gedrückt, die Augen geschlossen, fuhr sie durch die menschenbelebten Straßen, an dem Ufer des Posilipp hinunter, bis hin zu ihrer Wohnung.

Erst als der Wagen hielt, richtete sie sich empor, und ein heller Schein buntfarbiger Lichter blendete ihr Auge. Ihre Wirthsleute hatten, geschmeichelt von der Ehre, ein Künstlerin unter ihrem Dache zu haben, zur Feier ihrer Rückkehr von dem Konzerte, ihr Haus erleuchtet, wie sie es immer zum Feste der Madonna von Piedigrotta thaten.

Leontine lachte hell und wild auf, als sie es sah, dann eilte sie, ohne ihr Zimmer zu betreten, auf das flache Dach des kleinen Hauses, und ließ sich dort, wie sie es sonst auch pflegte, nieder. Die Kammerfrau wollte bei ihr bleiben, sie schickte dieselbe fort, wies Nahrung und Erfrischung von sich, und sah schweigend in das Meer hinaus. Alles war dunkel, die Luft und das Wasser, nur der Schein der bunten Lampen glitt über das Meer und erleuchtete es, soweit die kleinen Flammen reichten.

Es war schon spät gewesen, als Leontine nach Hause gekommen war, und da die Mitternacht nahte, mahnte die Dienerin sie, sich zur Ruhe zu legen.

Ich werde gleich kommen, sagte Leontine wider alles Erwarten ruhig und freundlich. Ich komme bald! Gehe nur und mache Alles für die Nacht bereit, in einer halben Stunde komme ich herein!

Darauf entfernte sich die Dienerin und in demselben Momente stieg Leontine in das Haus hinab. Sie trat zur Thüre hinaus und ging in das Boot, in welchem sie, wenn es Abends los an der Kette hing, oft lange zu verweilen pflegte, um sich auf den anplätschernden Wellen zu schaukeln wie ein Kind.

Die Hausleute, dieser Liebhaberei gewohnt, ließen sie gewähren, aber weil sie noch die Kleidung trug und den prächtigen Schmuck, die sie für das Konzert angelegt hatte, sahen sie ihr nach, als sie sich ganz in der sonstigen Weise niederließ. Mit einem Male rief sie dem Sohne des Wirthes zu, das Boot loszubinden. Er fragte, ob er sie fahren solle. Sie verneinte es.

Gieb mir die Ruder, sagte sie, mir ist beklommen, Bewegung wird mir gut thun vor dem Schlafe.

Der Bursche warnte sie vor der Dunkelheit und vor einem leisen fernen Grollen des Windes in der

Luft. Sie sagte, sie wolle nur wenig Ruderschläge thun und hart am Ufer bleiben. Darauf gehorchte er ihr und stieß das Fahrzeug ab.

Es sah feenhaft aus, als das Licht aus den Fenstern sie streifte, und ihre Gestalt in den weißen Gewändern erkennbar wurde. Die Erwachsenen und die Kinder riefen ihr ein Evviva! zu, und mit leichtem sicherem Schlage hob sie die Ruder empor, und fuhr still und langsam in das Meer hinaus.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein heftiges Gewitter war in der Nacht zum Ausbruche gekommen, ein starker Sturm hatte die Luft gereinigt, und fuhr am Mittage noch in einzelnen Stößen über das aufgeregte Wasser, in dem das zerrissene Gewölk des Himmels sich in wechselnden Farben spiegelte.

Um das Haus her, in welchem Leontine seit Wochen gewohnt hatte, herrschte große Bewegung. Dichte Gruppen von Menschen standen vor demselben, eine Equipage hielt an der Thüre, Polizeibeamte befanden sich unter dem Volke. Alles sprach, erklärte, gestikulirte, Jeder war mehr oder weniger bemüht, sich in das Haus zu drängen, während die Stube des Wirthes den ganzen Morgen schon nicht leer geworden war.

In den Zimmern der Künstlerin dagegen war

Alles still. Nur die weinende Kammerfrau stand vor einem Schranke, und übergab einem jungen Sekretaire ihrer Gesandtschaft, was sich an Papieren und Werthsachen in demselben befand, denn Leontine war nicht zurückgekehrt, und noch hatte man keine Spur von ihr gefunden.

Gleich nachdem sie den Kahn bestiegen, hatte sie ihn um eine Ecke gelenkt, an welcher verschiedene Baulichkeiten sie dem Auge derjenigen entzogen, welche sie beobachtet, und was sich dann ereignet, was ihr geschehen, auf welche Weise sie verunglückt war, das wußte Niemand. Eine Viertelstunde lang hatte man sie ruhig erwartet, dann war man besorgt geworden, weil der Wind sich erhob, und der Sohn des Hauses hatte selbst ein Boot bestiegen, sie aufzusuchen und heimzuholen, aber nur den leeren Kahn hatte er auf dem Wasser umhertreibend gefunden, und war voll Schrecken zurückgekehrt, das Unerwartete, das Furchtbare zu melden.

Augenblicklich hatte sich unter den Schiffern und Fischern die Kunde verbreitet, daß die fremde Künstlerin, welche hier Jedermann kannte, auf dem Meere verunglückt sei. Längs dem Strande hatte man sie die ganze Nacht hindurch gesucht.

Die Wirthsleute selbst hatten die Anzeige von dem Ereigniß bei der Polizei gemacht, und in Folge davon, war der älteste Sohn des Wirthes, der hinausgefahren Leontine heimzuholen, verhaftet worden. Man hatte es trotz aller Gegenvorstellungen der Kammerfrau für möglich gehalten, daß er die Künstlerin ermordet habe, um sich ihres Schmuckes zu bemächtigen. Die ganze redliche Familie des Schiffers war in Verzweiflung und wie vernichtet. Klagen und Verwünschungen wechselten mit einander ab, und der Gesandtschaftssekretair ließ seinen Diener bei der Kammerfrau zurück, ihr bei dem Packen von Leontinens Sachen und bei ihrer Uebersiedlung in die Stadt zur Hand zu gehen; denn sie hier draußen zu lassen, wie sie es verlangte, hielt er für unfruchtbar und für bedenklich. Er selber sprach den Wirthsleuten guten Muth und Trost zu, und verhieß für die schnelle Befreiung ihres Sohnes einzutreten, denn nach den Erzählungen der Kammerfrau glaubte er, wie diese selbst, daß Leontine von den Eindrücken der letzten Tage überwältigt und innerlich haltlos, ihrem Leben ein Ende gemacht habe.

Zwei Tage später war Alles ruhig am Ufer und Alles wieder still in der Familie des Schiffers. Der

Sohn war in Freiheit gesetzt worden, und ging mit dem Vater seinem Gewerbe nach. Die Kammerfrau lebte in einer kleinen Wohnung in der Stadt, in welcher man sie vorläufig untergebracht hatte. Sie wollte der Hoffnung nicht entsagen, daß der Leichnam ihrer Herrin aufgefunden und von ihren treuen Händen noch friedlich zur Ruhe bestattet werden könne.

Inzwischen hatten die Zeitungen sich des Vorganges bemächtigt, jede ihn auf ihre Weise erklärend und berichtend, alle aber darin einig, daß eine schon früher vorhandene krankhafte Ueberreizung und der üble Ausgang ihres Konzertes die Künstlerin bewogen hätten, ihr Leben durch einen Selbstmord zu beschließen.

Der Eindruck, welchen diese schnell zu ihnen gelangte Nachricht auf die in Rom zurückgebliebenen Freunde hervorrief, war ein sehr schwerer. Schon die Mittheilungen, welche der Doktor ihnen von der Begegnung mit der Gräfin gemacht, hatten Alle sehr ernst gestimmt, und wie nahe auch Anna von dem Tode Leontinens getroffen wurde, für die sie stets ein ähnliches Ende gefürchtet hatte, so wirkte der Selbstmord der Künstlerin auf Oskar und auf Flora doch noch tiefer. Ihr ganzes Dasein war noch ein hoffnungs=

volles Vorwärtsstreben, und durch die gewaltsamen Ereignisse in ihrer Umgebung, aus ihrer vertrauenden Sicherheit aufgeschreckt, fanden sie sich in eine Traurigkeit versenkt, die um so drückender für sie war, weil sie der Erfahrung entbehrten, welche dem Menschen bei allen spätern Erlebnissen tröstende Vergleiche und mit ihnen neue Hoffnungen darbietet.

Der Freundeskreis, der noch vor wenig Monaten in fröhlicher Lebenslust beisammen gewesen, war plötzlich durch Tod und Trennung so zusammengeschmolzen, daß sogar die beiden Jüngsten aus demselben sich jenes Gefühles nicht erwehren konnten, mit welchem man im Alter sich an den Augenblick klammert, weil man nicht weiß, ob man den nächsten Tag noch genießen und was er uns gelassen haben wird. Oskar, der vorempfindend war, konnte schon jetzt ermessen, wie bitter die Einsamkeit ihm bald sein werde. Diese Vorstellung ließ ihn nur noch tiefer erkennen und empfinden, was er an Flora besaß, und wie theuer, wie nothwendig sie ihm geworden war. Ohne zu grübeln, was er für Anna gefühlt, was er für Flora jetzt im Herzen trage, hielt er sich zu dieser, und seine Gedanken, seine Sorge, waren auf sie gerichtet. Bange wie ihm vor der Trennung von ihr war, sprach er

doch niemals von derselben, und schon war der Hochzeitstag Anna's festgesetzt, ohne daß Oskar über seine Abreise irgend Etwas hätte verlauten lassen.

An jedem Morgen, an welchem Flora ihn wiedersah, erwartete sie ängstlich, ob er nicht von dem nahen Scheiden zu reden beginnen werde, aber immer noch hatte er davon geschwiegen. Da trat er einmal am Mittage in ihr Zimmer ein, als auch der Doktor sich in demselben befand. Er sah erhitzt aus, und der Doktor fragte ihn, weil seine lebhafte Farbe ihm auffiel, ob er einen Spazierritt gemacht habe?

Nein! entgegnete Oskar, ich komme, freilich aber auf einem Umwege, von meiner Wohnung her. Ich hatte Vieles zu besorgen, war dann noch einmal in Walther's Atelier, bei dem ich schon gestern Anna's fertige Büste gesehen hatte, und komme nun von Anna zu Ihnen herunter.

Flora zuckte erschreckend zusammen, und sah erbleichend zu ihm empor. Auch Oskar hatte die Farbe gewechselt, und nur mit Selbstüberwindung gewann er die Fassung, mit welcher er sagte, daß er am Abende Rom verlassen werde.

Warum so plötzlich? fragte der Doktor.

Ich hatte mir vorgesetzt zu gehen, antwortete der

junge Mann, sobald die Büste fertig sein würde, und wenn ich länger bliebe — er hielt inne, und sagte darauf: Sie wissen es, ich habe in meinem Leben so viel Zeit verloren — jetzt habe ich keine mehr zu versäumen. — Er blickte dabei auf Flora hin, die aber ihre Augen auf eine Arbeit gesenkt hielt, und sie nicht zu ihm erhob. Der Doktor besprach mit ihm seinen künftigen Studienplan, der auf zwei Jahre angelegt war. Dann wendete sich die Rede auf den Hauptmann, den Oskar im Sommer wieder sehen sollte, wenn er bei seiner Volljährigkeit zur Uebernahme seines Erbes für einige Zeit nach Schweden zurückkehrte, und während der ganzen Unterhaltung blieb der Jüngling sich in seiner Haltung gleich. Als er sich empfahl, gab er Flora die Hand, aber sie konnten Beide nicht sprechen.

In einer Art von Betäubung brachte das junge Mädchen den Tag hin. Der Muth hatte es ganz verlassen. Der Vater sprach absichtlich viel von Oskar, um der Tochter das Herz damit womöglich zu erschließen, aber sie empfand Nichts als den weiten Raum und die lange Zeit, welche den Geliebten bald von ihr trennen würden, und das machte sie vollends niedergeschlagen.

Der Courier, mit dem er fahren wollte, da sich zufällig noch für denselben Abend ein freier Platz gefunden hatte, ging um neun Uhr fort, und obschon Oskar auf seine Reise vorbereitet gewesen war, hatte er doch bis zum Abende noch vollauf zu thun. Er hatte deßhalb den Vorschlag des Doktors, den Mittag noch mit ihnen zu speisen, abgelehnt, weil er bis dahin nicht fertig zu werden fürchtete. Da Anna ihn aber gebeten, die letzten Stunden bei ihr zuzubringen, wenn sein Gepäck zur Post geliefert sein würde, kam man überein, daß auch der Doktor und Flora sich bei der Freundin einstellen, und Oskar sich so auf einmal von dem ganzen Kreise trennen sollte.

Es mochte gegen sieben Uhr sein, als die kleine Gesellschaft sich zum letztenmale in dieser Weise bei Anna zusammenfand. Anna und der Doktor saßen auf dem Sopha. Walther hatte sich neben seiner Braut einen Sessel genommen, Flora hielt die Mitte des Tisches Anna gegenüber, und Oskar saß neben ihr. Man hatte in den letzten Wochen fast jeden Abend so dagesessen, heute aber betrachtete Oskar den kleinen Kreis, als befände er sich zum ersten Male in demselben, und dann wieder, als müsse er sich ihn einprägen, um doch wenigstens ein Bild in der Erinnerung mit sich fort-

zunehmen, ein Bild von den Menschen, an denen seine ganze Seele hing, in deren Nähe und durch welche er das erste Zutrauen zu sich selbst gefaßt, das reinste Glück genossen hatte. Was er um Anna gelitten, daran dachte er nicht mehr in diesem Augenblicke. Nur ihre Güte, ihre Sanftmuth, die Nachsicht, welche sie gegen ihn geübt, als Alles sich noch von ihm gewendet, waren in seiner Erinnerung, und das Gefühl der Dankbarkeit überwog so sehr in seinem Herzen, daß er sich seiner Leidenschaft für sie kaum noch erinnerte.

Der Doktor und Walther, welche Beide keine Rührung aufkommen lassen wollten, sprachen von den Orten, über welche der Abreisende gehen, und von den Personen, die er sehen würde, da beide Männer ihn vielfach mit Empfehlungen ausgestattet hatten, ihm die Rückreise noch so angenehm und förderlich zu machen als möglich. Oskar ging mit guter Weise darauf ein, ihrer Theilnahme durch seine Erkenntlichkeit Ehre zu machen. Dann kam er selbst darauf, seinen Aufenthalt im Süden einen verfrühten und auch zugleich, weil er Neapel und Sicilien nicht gesehen, einen unvollständigen zu nennen, und gedachte dabei seines gleichgültigen Eintrittes in Italien.

Daran knüpfte sich natürlich die Erinnerung an Leontine und den Hauptmann, an Alles, was man im Laufe dieses einen Halbjahres Erschütterndes und Bedeutendes erlebt hatte, und die Unterhaltung nahm damit eine ernste Wendung.

Das Gefühl des Scheidens, der Endlichkeit aller Dinge und Zustände, fing an auf Allen zu lasten, aber Oskar hielt sich gut. Mehrmals im Laufe der Unterredung richtete er das Wort an Flora; als er aber sah, wie schwer es ihr wurde, ihm zu antworten, unterließ er es. So ging eine Stunde hin, und die Uhr schlug acht. Oskar wendete den Kopf hin, von wo der Schall gekommen war, und Anna sah, wie er bleich und bleicher wurde, seinen Stuhl nahe an Flora heranrückte, und ihre Hand ergriff, die sie ihm ließ, und die er festhielt. Sie waren sichtlich Beide übermannt, und es war Allen rührend, wie sie einander nicht mehr anzublicken wagten, aus Scheu ihrer Fassung dann nicht Meister zu bleiben. Endlich kam der Vater ihnen zu Hilfe.

Es ist Zeit! sagte er, Sie müssen fort, Oskar! denn Sie haben eine Strecke Weges zu machen. Ich werde Sie begleiten!

Der junge Mann erhob sich, die Andern thaten

es auch. Dann ging er zu Anna hin, und gab ihr die Hand mit festem Drucke. Gott sei mit Ihnen! sagte er kurz. Leben Sie wohl! ich danke Ihnen. — Der Ton seiner Stimme allein zeigte seine tiefe Erschütterung, Anna fühlte ihn bis in ihr Herz wiedertönen. Sie war selbst sehr bewegt, und indem sie ihn umarmte, küßte sie ihn auf die Stirn, wie eine ältere Schwester oder eine Mutter es gethan haben würde.

Ich danke Ihnen! ich danke Ihnen Allen! wiederholte er gegen den Doktor und Walther, für Alles, was Sie mir gethan haben und was Sie mir gewesen sind! Ich danke Ihnen! In dem Augenblicke, als er sich umwendete, stand er aber vor Flora, und Beide, ihrer selbst nicht länger mächtig, sanken sich einander mit ausbrechendem Weinen in die Arme.

Alle waren davon ergriffen, aber Oskar ermannte sich, drückte Flora noch einmal mit langem Kusse an sein Herz, nahm dann des Doktors Hand, und verließ mit ihm das Zimmer.

Schweigend stiegen sie die Treppe hinab, schweigend legten sie ihren Weg zurück. Oskar hatte des Doktors Arm genommen, und sich an ihn lehnend sagte er schnell und plötzlich, als sie sich dem Postgebäude näherten: Vergeben Sie mir was geschehen ist.

Ich habe nicht absichtlich gegen Sie geschwiegen. Ich wußte es nicht, wie ich Flora liebe. Aber es ist gut, daß ich gehe, weil ich sie erst verdienen muß! Nur das Eine versprechen Sie mir, theurer Vater! daß Sie mir Flora nicht versagen wollen, wenn ich wiederkehre!

Wenn Sie wiederkehren hat Flora zu entscheiden, sagte der Doktor, ich werde mich in jedem Falle Ihrer Rückkehr freuen.

Damit trennten sie sich. Und Oskar, der Italien fast noch wie ein Knabe planlos betreten hatte, er verließ es, als ein werdender Mann, von seiner Liebe ernsthaft in die Zukunft hineingewiesen, und gebunden durch sie und durch sein Wort, das er treulich gelöst hat.

Jetzt, während dies geschrieben ward, lebt Flora schon seit fast zehn Jahren als Oskar's glückliche Gattin auf Dalholm. Der Hauptmann ist ein Hagestolz geblieben, und ein leidenschaftlicher Landwirth geworden, der zurückgezogen von allem geselligen Verkehr seine Welt in Maland findet, und seine Familie in den Kindern Oskar's, der ihm zu Liebe jährlich einige Wochen auf dem Gute in Norwegen zubringt.

Anna und Walther haben in ihrer Verbindung

ein reines ungetrübtes Glück gefunden und in Rom ihren dauernden Aufenthalt begründet. Der Doktor hält sich im Winter meist ebenfalls in Rom, im Sommer bei seiner Tochter auf.

Antonio, den er allmälich zu seinem Sekretair gemacht, hat ihn in dieser Eigenschaft ein Paar Jahre hindurch begleitet. Als aber in Italien sich der Kampf für die Nationalität erhob, da hat der Jüngling sich eingereiht in die Schaaren der Kämpfenden, und ist als Offizier bei der Vertheidigung Roms unter Garibaldi's Augen den Tod für das Vaterland gestorben.



Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.

